









Franz Dingelstedt's
Sämmtliche Werke.

Erste Gesamt-Ausgabe in 12 Bänden.

Erste Abtheilung:
Erzählende Dichtungen.

Erster Band:

Sade-Novellen.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1877.

5844

Bade-Novellen.

Von

Franz Dingelstedt.



34585

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1877.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
1. Keine Liebe (Ischl)	1
2. Der Schein trägt (Karlsbad)	57
3. Molken-Kuren (Kreuth)	113
4. Esel-Fritze (Ems)	159
5. Kreuz-Mariage (Baden-Baden)	207
6. Das Mädchen von Helgoland	249

Reine Liebe.

1.

In einem Thal bei armen Hirten erschien mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirren, ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht, woher sie kam

Nicht eher nämlich, bis in der Badeliste zu lesen stand:

Nr. 349—352. Herr Baron von Seligstein und Fräulein Tochter aus Berlin, nebst Dienerschaft.

Die Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers gebietet uns jedoch hinzuzusehen: erstlich, daß der Herr Baron nur insofern ein Baron war, wie jeder anständige Reisende für Kellner und Fremdenbücher in Deutschland ein Baron ist; zweitens, daß jenes Thal eigentlich nicht von armen Hirten bewohnt wird, sondern von reichen Hotelbesitzern, Kaffeehausinhabern, Boutiquenmiethern; drittens, daß auch nicht sowohl die ersten Lerchen daselbst schwirren, um die ankommenden Mädchen und Knaben aus der Fremde zu begrüßen, sondern vielmehr die letzten Koulletkugeln; kurz und endlich, daß wir nicht in Friedrich Schillers Gedichten, erste Periode, stehen, sondern in dem

weltberühmten Badeorte, der seinen Doppel-Namen mit der That führt: Baden-Baden; das Bad der Bäder!

Waren Sie in Baden, schöne Leserin? — „Nein, leider nein!“ — Desto besser; so haben Sie die süße Hoffnung, noch hinzukommen, und ich die süße Erleichterung, daß ich es Ihnen nicht zu schildern brauche. Denn alles in der Welt ist zu schildern, nur Baden-Baden nicht. Il faut le voir pour le croire.

Waren Sie aber in Baden, nun desto besser wiederum: Sie kennen es dann auch ohne meine Beschreibung; Sie haben sogar meine Heldin und ihren Vater, — Verzeihung, ihren Papa wollt' ich sagen, — gesehen, wie sie täglich in der großen Sichtenthaler Allee Arm in Arm spazieren gingen, im Hotel d'Angleterre zu Mittag aßen, natürlich erst gegen Abend, und dann im Conversationshaus ein russisches Schwitz- und Dampfbad nahmen.

An Herrn von Seligstein müssen Sie sich ganz bestimmt erinnern. Wissen Sie: — der kleine dicke Herr, in leichtem Sommerpaletot und weißem Filzhut, der fortwährend blüthentweiße Pantalons und graue Zeugstiefelchen trug, ohne deswegen ein vorwichtiges Bäuchlein und eine bedenklich ausgeschweifte Ferse verstecken zu können. Diese Ferse ist, im Vorbeigehen gesagt, die eigentliche Achillesferse seines Stammes. Wenn derselbe auch durch langjährige Vermischung mit dem Abendlande und durch thatfächliche Emancipation die bewußte welthistorische Nase theilweise abgelegt hat und mit ihr den orientalischen Schnitt des Profils, desgleichen die gewisse unbeschreibliche Haltung und alle charakteristische Sitte der Väter in Beziehung auf den Unterschied zwischen Sonn-

tag und Schabbes ohnehin: an der Ferse ist er noch zu fassen, an der beträchtlich ausgebildeten, selten gesehten, eigenthümlich wandelnden; diese ward nicht eingetaucht in die verwaschende Fluth der Mode, und der erfahrene Beobachter wird, mit einem Blicke auf das Piedestal, die Statue gleich in die richtige Schule verweisen, in die — Judenschule nämlich. Es thut uns leid (und ihm auch!), aber Herr von Seligstein war ein Jude, ein getaufter natürlich, noch natürlicher ein unermesslich reicher, also geadelter, und ein „Menschenfreund“ am allernatürlichsten. In unseren Tagen ist die wahre Humanität und ächt weltbürgerliche Gesinnung, der jedes Geld gleich gilt, nur noch in Israel zu Hause. Herr von Seligstein trug übrigens keine Brillanten in der Wäsche, keine Ketten auf dem Gilet, keine Pettschaften in der Gegend des Nabels, wie mittelmäßige Schauspieler pflegen, wenn sie geadelte Banquiers darzustellen haben; der reinste und feinste Geschmack, der seiner Tochter, hatte seinen Anzug tadellos reformirt, wachte mit ängstlicher Sorgfalt über seinen immerhin noch etwas halsstarrigen Dialekt und wußte sogar den Gruß mit dem Hut, — eine sonst sehr ver-rätherische und gefährliche Bewegung, — dem Vater dergestalt einzustudiren, daß keine Schwankung an den ur- und erzbäterlichen Ofen mahnte. Nur die Ferse, die famose Ferse!

Fräulein von Seligstein, die mit ihrem Taufnamen, dem zweiten nämlich, Juliane, oder in gewählter Selbst-taufe Diane hieß, war unzweifelhaft eine sehr schöne Dame. Geistreiche Glaubensgenossen nannten sie im Style der neuen Zeit: „eine bedeutende Erscheinung,“ abwechselnd

mit: „eine moderne Persönlichkeit.“ Dunkle, prachtvolle Haare, lange Wimpern über feingeschnittenen Augen und herrlich gewölbte Brauen auf einer wahren Marmorstirn mahnten, jedoch nur auf angenehmste Weise, an ihr fernes Heimathland, welches die Schrift prophetisch ein gelobtes heißt. Ihre hohe und volle Gestalt zeigte eine mit nachlässiger Eleganz gewählte, nur in den Stoffen kostbare Kleidung auf die allervortheilhafteste Art, während der durchaus vornehme abandon ihrer Haltung den lorgnirenden Kenner des neuen wie des alten Bundes in Ekstase, auf Ehre in Ekstase versetzte.

Liane war ihres Vaters einzige Tochter, also sein Augapfel. Er pflegte zu sagen, wenn er in guter Laune von der Börse nach Hause kam: „Wenn ich die Liane nicht hätte, wären alle meine Interessen verloren.“ Die Tochter hatte den Vater vortrefflich erzogen, und sie machte, da ihre Mutter früh gestorben, ganz allein und deswegen nicht minder trefflich die Ehren des großen Hauses, das wegen seiner Küche, der ästhetischen, wie der in den Souterrains, durch die ganze preußische Haupt-, Residenz- und Intelligenzstadt und sogar über deren Bann hinaus den Duft seines Ruhmes sandte.

Liane las; nicht viel, sondern alles. Auch in Baden trug ein Bedienter, jedoch in unscheinbarer Form, immer einen Band Sand, Sue, Dumas hinter ihr her; unter den Deutschen schätzte sie die Classiker, in großen Gesamtausgaben, und gelegentlich etwas neueste Lyrik, Duodez mit Goldschnitt, welche, wie die Waare eines Bäckerladens, bekanntlich nach der „Frische“ geschätzt zu werden pflegt. Liane zeichnete auch, am liebsten nach der Natur; sie

hatte das alte Schloß schon zweimal im Mondenschein aufgenommen; einmal von oben, so daß man vor Nebel gar nichts sah, und einmal von unten, wo eine dunkle Waldpartie den Vordergrund bildete, und Gewitterwolken, frei nach Achenbach, den Hintergrund. Ihr Vater wollte die Zeichnung lithographiren lassen, aber Giane litt es nicht. Singen that Giane nicht, auch „klimpern“ nicht; „denn,“ sagte sie, „ich hasse den Dilettantismus, und von allen seinen Abarten ist die musikalische mir die unharmonischste.“ So hatte Giane für Gudin geschwärmt, dagegen immer wider Liszt gepredigt. Am liebsten war ihr ein gutes Lustspiel, nur kannte sie außer Donna Diana kein solches; sie sprach oft mit einem tiefen Seufzer: „Wie gerne lacht' ich einmal, um nicht fortwährend lächeln zu müssen.“ — Arme Giane!

2.

Der Leser sieht schon aus diesen wenigen Zügen und Strichen zu Gianens Bildniß, wie arm das reiche Mädchen war. Achtzehn Jahre alt, mit mehr Nadelgeld ausgestattet, als die Upanage mancher nachgeborenen Prinzessin beträgt, sorgfältig gebildet, mehr reizend noch als schön, besaß sie den ungeheueren Fehler, daß ihr nichts fehlte, daß sie alles besaß. Giane litt an demselben tiefer, als hätte sie eine kleine Herzkrankheit, eine anziehende Nervenschwäche, einen empfindsamen Lungen Schmerz durch alle deutschen Bäder spazieren fahren müssen. Molke, Seewasser und Sprudel helfen zur Noth für derlei mensch-

liche Kleinigkeiten, während die Heilanstalt noch gefunden werden soll, worin unbestimmte Sehnsucht, Wünsche ohne Gegenstand, Klagen sonder Ursache ihre Heil- und Hilfsmittel finden. Herr von Seligstein hatte von ihrer Jugend an ein untrügliches Recept für alle ersten Symptome der Krankheit seines theuren Kindes besessen und angewandt. Es bestand dieses in den einfachen Worten: „Ich werde es Dir kaufen, Bianchen.“ Weinte das Kind um ein kostbares Spielzeug, das sie bei andern gesehen, — „ich werd' es Dir kaufen, Bianchen.“ Gefiel dem heranwachsenden Mädchen eine Blume, ein Shawl, ein Stein, ein Bild, — „ich werd' es Dir kaufen, Bianchen,“ und gleich war ein ganzes Treibhaus, ein Gewölbe von Modearbeiten, eine Galerie von Originalen zu ihren Füßen. Was auch Bianchen wünschen mochte, — und Bianchen wünschte viel, — Papa Seligstein kaufte alles, aber alles. Er besaß den eigentlichen Talisman der neuen Zeit, und dadurch verwirklichten sich die unerhörtesten Bedürfnisse seiner Tochter, fast noch ehe sie ausgesprochen waren.

Aber aus Bianchen ward Biane. Das Kind warf die Puppen weg, das Mädchen wandte sich übersättigt ab von Puß und Schmuck, und das Auge der Jungfrau, zuweilen schon von dem Glanz einer verstoßenen Thräne funkelnd, zuweilen getrübt von einer schlaflosen Nacht, blickte nach andern, fern und weit liegenden Gegenden sehnsüchtig aus; tiefere Seufzer als die um einen veräumten Maskenball schwellten ihr die Brust. Herr von Seligstein, ein so feiner und kluger Mann er auch war, stand doch am Ende seiner Weisheit. Wenn er fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ und das holde Wesen sich

mit einem stammelnden „Vater, ich weiß nicht,“ unter heißen Thränen in seine Arme warf, so konnte er freilich nicht mehr, wie er es einmal in komischer Zerstreuung gethan, darauf antworten: „Ich werd' es Dir kaufen, Dianchen.“ Mit tiefem Kummer gewahrte er, wie der Rosen-Schmelz von dem ächten Sammt der jungfräulichen Wangen langsam zu weichen begann. Diane wurde zerstreut, trübsinnig, launisch. Sie suchte die Einsamkeit; nur mit dem Vater wollte sie leben und sterben. An seinem Arm hing sie fest und immer fester, und zwar ihre beiden Hände in einander geschlungen, in jener schmachtend anschniegenden Stellung, welche für die Flitterwochen allein erfunden scheint. Sonst war sie im Stande, stundenlang auf ihrem Divan zu liegen und in die stille Flamme des Kamins zu blicken, ohne ein anderes Wort auf alle Fragen zu erwidern, als: „Vater, ich weiß nicht.“ Der Hausarzt verordnete erst das Land, dann eine Reise, zuletzt verschiedene Bäder. Als diese Mittel nur für kurze Zeit halfen, flüsterte er dem Vater ein Paar Worte lächelnd in's Ohr, und es fehlte nicht viel, so hätte dieser lächelnd versichert: „Schon gut, Doctor, ich werd'n ihr kaufen.“

Herr von Seligstein hatte eine lange Unterredung mit Dianen. Er versuchte es, ihr in derselben den heiligen Ehestand aus medizinischem Standpunkte als Heilmittel für ihre „Zustände“ darzustellen. Diane wandte sich entrüstet und erröthend ab. Der Vater forschte mit zarter Hoffnung, ob etwa eine stille Neigung am Herzen Dianens nage. Sie verneinte, zum Schrecken des Vaters. „Denn,“ dachte er, „wenn sie Jemanden besonders und

ausdrücklich wünscht, auf Ehre, ich werd' ihn ihr — schaffen. Wär' er ein Fürst, ich thät's; weiß Gott, ich machte das Unmögliche möglich. Es ist mein einzig' Kind, und Gottlob! ich hab's ja! Wär' er verheirathet, nun, eine Scheidungsklage ist noch abzumachen mit Geld und guten Worten. Wär' er, Gott verzeih' mir die Sünde! ein armer Teufel, es sollte mir auch nicht darauf ankommen. Ach, das Geld macht nicht glücklich!" Mit diesem ungemein moralischen Selbstgespräch, das im Sainenbrevier der Millionäre immer obenansteht, war aber auch nicht geholfen, denn Diane betheuerte bei allen Heiligen, die ganze Welt sei ihr gleichgiltig, die männliche sogar zuwider. Der Vater fuhr fort ihr, wie zu einer Musterung, die lange Reihe von Anbetern an den Fingern aufzuzählen, welche seit Jahr und Tag harrend zu ihren Füßen geessen: „Da ist," sprach er, „der Graf Falkland, auf Ehre, ein Mann wie eine Puppe, in welche Familie kämst Du!" „Eben darum, Vater, ich will ihn nicht; auch weißt Du, daß er nur um Dich freit, nicht um mich, um Deine Coupons nämlich." — „Aber der reiche, junge, adelige Cavalier, der Siebling aller Damen, der Herr von Hattenhofen." — „Ein eitler Geck, der mit seiner Frau, wie mit seinem Reitpferde und mit seiner Uniform, nur Staat machen will. Er wäre capabel sich von mir scheiden zu lassen, wenn ich einen Zahn verlöre oder Sommerprossen bekäme." — „Nun, was meinst Du zum Baron Herrenfels? Ein berühmter Geist, Schriftsteller nach der Mode..." — „Der auf meinen Verstand speculirt und mit mir ein Haus und esprit für fremde Leute machen möchte." — „Aber, weiß Gott! Kind," rief der Vater aus und machte

einen schüchternen Versuch, ärgerlich auszu sehen und voll Ungeduld aufzuspringen, „was suchst Du denn eigentlich bei einem Mann? Geld nicht, Rang auch nicht, Ruhm und Geist wieder nicht, Jugend und kräftige Schönheit gar nicht; Liane, liebes, bestes, einziges Kind, was willst Du endlich?“ — „Keine Liebe, Vater!“ —

Mit diesen Worten stand das Mädchen langsam auf und ging gesenkten Hauptes und hochtragischen Schrittes aus dem Zimmer. Herr von Seligstein sah ihr nach mit offenem Munde, aus welchem die alte Zauberformel: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen,“ diesmal nicht hervorstrahlte. Dann erhob er sich, trat vor den Spiegel, zuckte die Achseln und wiederholte murmelnd:

„Keine Liebe!“

Wäre der älterliche Respect nicht gewesen, der den alten kindlichen im Fortschritte der Zeit siegreich abgelöst hat, er hätte hinzugesetzt:

„Keiner Unsinn!“

3.

Herr von Seligstein hatte einen Augenblick lang entsetzt bei dem Gedanken verweilt, ob Liane nicht eine widernatürliche Leidenschaft für ihn, den Vater, in dem außergewöhnlich gearteten Herzen tragen könne. Bei genauerer Ueberlegung schwand indessen diese romantische Vermuthung, und der Vater nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit seiner Tochter einen Commentar zu ihrem Wunsche abzu zwingen. Er selbst wußte nicht, was sich

Liane unter dem Artikel der reinen Liebe vorstellte, und zugleich regte sich bei dem reichen Manne doch schon wieder die leise Hoffnung, wenn es dieselbe wirklich gäbe, sie für das geliebte Kind kaufen zu können.

Eine Spazierfahrt bei heiterem Wetter, ein prachtvoller Sonnenuntergang und eine sternenhelle, laue Sommernacht hatten bald nach jener Erklärung Lianen einmal ungewöhnlich weich und mittheilbar gemacht. Der Vater benützte Stunde und Stimmung mit der ihm eigenen Feinheit, um in das innerste Herz seines Mädchens einen prüfenden Blick zu werfen. So brachte er mit leiser Hand das Gespräch wieder auf die bewußte „Keine Liebe“ und bat sich eine unumwundene Begriffsbestimmung aus.

Liane, still und bewegt, gab endlich den großen Schlüssel zu den Rättseln ihres Lebens: „Ja,“ sagte sie, mit glänzenden Blicken schwärmerisch gen Himmel starrend, „ja, mein Vater, ich suche, ich wünsche nichts anderes als: Keine Liebe; ein Herz, welches das meine versteht; einen Mann, der mich um meinetwillen liebt, nicht weil ich reich, nicht weil ich schön, nicht weil ich geachtet bin.“

„Aber,“ wandte der Vater kopfschüttelnd ein, „da Du nun einmal, Gott erhalt's, reich und schön und geachtet bist, liebes Lianchen, so seh' ich doch die Möglichkeit nicht ein, wie Dich ein Mann anders lieben soll, als mit diesen Deinen Eigenschaften?“

„Mit ihnen, wohl, Vater; aber ihretwegen nicht. Mache mich arm, nur einmal zum Versuche; verstoße mich, spiele Bankerott ...“

„Mädchen,“ fiel mit wahrhaftem Schreck der Vater

ein, „man muß den Teufel niemals an die Wand malen; Gott verzeih' Dir die Sünde! Ich mich bankerott machen, nur um Dir einen Gefallen zu thun!? Ei, Du denkst nicht daran! Solch' ein alter, abgenützter Comödienspaß! Und mein Credit und meine Correspondenten!... Reden wir nicht mehr davon, Kind; es läuft mir eiskalt über den Rücken. Hab' ich Dir etwa zugemuthet, Dich dumm zu stellen, Dir die Haare abzuraziren oder die natürlichen Blattern einimpfen zu lassen, um Deine Anbeter auf die Probe zu stellen?“

„Am Ende so übel nicht, liebes Väterchen; Du hast Ideen.“

„Schöne Ideen das! Nein, mit Deiner reinen Liebe, das schlag' Dir aus dem Kopfe!“

„Nie, Vater!“

„Was würdest Du selbst von einem Manne sagen, welcher Dir zum Beispiel die bucklige Gräfin Steineck oder das dumme Gänsschen, das Fräulein von Harzfelde, vorziehen könnte?“

„Ich würde sagen, daß er Recht hat, wenn er reiner Liebe folgt. Und die Frauen seiner Wahl würde ich beneiden, weil sie gewiß sein können, nur ihrer selbst willen geliebt zu sein, nicht zufälliger äußerlicher Vorzüge und Eigenschaften halber.“

„Kind, Kind, Du machst mich confus mit Deiner neuen Weltansicht, wie Du es nennst. Der zufolge ist ein Buckel ein wahres Glück für ein Frauenzimmer.“

„Ei, Papa, nicht Frauenzimmer sagen! Der Ausdruck ist mauvais genre.“

„Und eine Rente von ein paarmal hunderttausend Thalern scheint Dir ein Unglück.“

„Sage ein Fluch, Vater, und Du sagst nicht zu viel.“

„Danke für den Fluch. Ich hab' mich mein Lebtag vortrefflich dabei befunden und nie den Wunsch gehabt, lieber draußen auf dem Boock zu sitzen als hier im Fond.“

„Du ziehst die Sache in's Lächerliche, Vater, und mir ist sie ein fürchterlicher Ernst.“

„Verzeih, liebes Dianchen, ein Ernst, der aus Deinen Büchern kommt, so 'was Neumodiges, Pikantes, Romantisches! Keine Liebe! Ich habe Deine selige Mutter von Herzen lieb gehabt, obwohl sie reich war und schön wie Du, wenn auch nicht so geistvoll, und es ist ihr nicht eingefallen, mir deshalb einen Korb zu geben. Da ist Dein Vetter, der junge Maßlieb aus Wien; Du weißt, wie die ganze Familie wünscht, daß ein Paar aus Euch werde.“

„Ich weiß, Vater, aber Du hast mir versprochen, daß nicht mehr davon die Rede sein soll. Ich hasse Familien-Arrangements. Sie sind gut genug für Fürstenhäuser, nicht für freie Herzen.“

„Und Du kennst den Vetter nicht einmal.“

„Auch hasse ich ja ihn nicht, nur diese Kette, die Ihr von Jugend auf um uns zwei zu ziehen bemüht gewesen seid.“

„Weiß Gott, Dich hat sie nicht gedrückt!“

„Danke meinem lieben, guten Väterchen, nein. Lassen

wir den Better und die Heirath, bitte, bitte. Die Nacht ist zu schön, als daß wir sie einander verderben sollten."

Das verzogene Kind schmiegte sich streichelnd und lieblosend an den Vater an, bis er sich gerührt zu ihr herniederbeugte und sie auf die vom Monde sanft beleuchtete Stirn küßte. So fuhren sie Arm in Arm, aber schweigend nach Haus.

4.

Im Frühjahr drauf war nicht von Baden, von Ems, von Ostende die Rede. Etwas Großes und Außerordentliches mußte im Werke sein, das sah das ganze Haus an den Anstalten von Vater und Tochter. Als die Zeit zur Abreise gekommen, erstaunten Kutscher, Bediente und Kammerjungfern nicht wenig, statt des Befehls zum Einpacken einen freiwilligen Urlaub auf drei Monate zu bekommen. Es ging Niemand mit; Vater und Tochter reisten ganz allein, ohne Equipage, ohne Livréen, einfach auf der Eisenbahn. Sogar für die nachzusendenden Geschäftsbriefe ward eine fremde Adresse statt der des Herrn von Seligstein auf dem Comptoir zurückgelassen. Letzterer zeigte im Coupé des Wagens schmunzelnd seiner Tochter einen Paß. Darin stand: „Herr Müller und Mamsell Tochter aus Potsdam.“ Die Tochter küßte dem Vater jubelnd beide Hände, während dieser fein und schlau in den wohlrasirten Bart lächelte.

So ging die Reise im strengsten Incognito bis Fischl. Dort wollte sich Herr von Seligstein eine Zeitlang auf=

halten, um die neue Rolle des armen Mannes einzustudiren. Denn so heftig war Dianens Grille, nur ihrer selbst wegen geliebt zu werden, so unerschütterlich war ihr Bedürfniß nach reiner Liebe im letzten Berliner Winter geworden, daß der Vater seufzend nachgab, in der Hoffnung irgend eine Krise, wenn auch nicht augenblickliche Besserung in dem Zustand seiner Tochter durch ein weises Eingehen auf ihre Träumereien herbeizuführen. Am Rhein und an der Küste der Nordsee waren beide, Vater und Tochter, durch wiederholte Reisen und Bade-Aufenthalte so bekannt, daß dort ihr Auftreten unter fremdem Namen unausführbar erschien. Auch verlangte Diane neue Umgebungen, eine andere Bühne, eine fremde Natur. Seligstein kam ihr mit dem Vorschlag einer Fahrt nach Oesterreich, in's Salzkammergut entgegen. Dort war die Tochter, eben aus Abneigung gegen die Familienpläne, welche sie mit einem weitläufigen Better, dem Herrn von Maßlieb in Wien, vermählen wollten, niemals gewesen, und auch der Vater durfte hoffen, weniger Bekannte in jenen Gegenden zu treffen als anderwärts. Also nach Zischl!

In einem kleinen Häuschen, weit abgelegen von den glänzenden und geräuschvollen Tummelplätzen der vornehmen Welt, rein idyllisch am Hange eines Berges und unter Bäumen versteckt, nistete sich das abenteuer-lustige Pärlein ein. Die Tochter bestand auf nicht mehr als zwei kleinen Zimmern, und kaum wurde ein altes Mütterlein zur Bedienung zugelassen, da Diane mit ächt weiblichem Enthusiasmus sich auf Kleiderbürsten und Hausbesen stürzen wollte. Wie gastirende Schauspieler führte

man in den diesmal eigenhändig gepackten Koffern die nöthige Bekleidung mit: für den Millionär statt des eleganten Paletots und der Battisttücher einen ehrbar langen Ueberrock von blauer Farbe und ziemlich grobem Tuche, schwere Schuhe mit Gamaschen, einen abgegriffenen Hut aus der vorletzten Saison, einige Cravatten von Pferdehaar und buntgewürfelte, baumwollene Sacktücher, welche das Bild eines ehrsamten, anspruchlosen Spießbürgers vollendeten. „Um noch pauperer auszusehen,“ sagte der Banquier, „lass’ ich mir einen kleinen schmutzigen Backenbart stehen.“ Diane nahm sich neben ihm immer noch reizend genug in ihren baumwollenen Fähnlein aus, welche nur am Sonntag einem grünen Merinokleide wichen. Ihre schöne Gestalt, ihr stolzer Gang verschwand nicht ganz unter einem wohlfeilen carrirten Schawl, wie das reiche Haar unter dem groben Strohhut widerspenstig vorsah. Handschuhe waren für den Vater ganz verpönt, für die Tochter nur zuweilen, auf Sonntage, und aus Baumwolle gestricke, erlaubt.

Es wäre eine psychologische Streitfrage oder auch ein dankbarer Lustspielstoff, zu untersuchen: ob der Arme sich leichter in plötzlichen Reichthum, als der Reiche in die neue Armuth findet. So viel ist gewiß, daß den Rippen des Banquiers der Stellwagen von Ebnensee nach Zschl schon ungemein weh gethan; denn selbst bis zum Stellwagen hatte Diane ihre Illusionen treiben wollen. Auch machte der Berliner Feinschmecker ein gar langes Gesicht zu den Griesnockerln, den Knödeln und den Mehlschmarren, welche in einem sehr unscheinbaren Irdeneschirr auf seiner tischuchlosen Mittagstafel prangten, während Diane

weniger vor ihnen als vor der eisernen Gabel und dem zinnernen Löffel zurückschreckte. Diane lernte, wenn auch mit einigem Kaufen und Zerren, ihr Haar selbst bändigen und ordnen, sich allein an- und auskleiden, mit eigener Hand für einen Strauß Alpenrosen an dem Fensterlein, wie für Papa's Morgentasse sorgen. So fanden sich beide, Vater und Tochter, mit einem wahrhaft kindlichen Humor, mit innerstem Vergnügen sogar in ihre neue Lage, und schon nach vierzehn Tagen bemerkte Diane lächelnd, daß Papa wahrhaftig wieder auf Taille ausgehe, wie ihr der kleine Spiegel über ihrem Bett gleichfalls bereits frischere Farben zurückstrahlte. Zum ersten Mal in ihrem Leben brauchten sie eine Cur, welche wirklich und sichtlich anschlug, wenigstens für ihr physisches Theil.

Was das geistige Leiden anging, wofür diese neue Methode erfunden und angewandt worden, so mußte Herr von Seligstein freilich bald einsehen, daß er sich eigentlich garstig verrechnet habe und seinem Töchterlein neue Waffen für ihr System liefere, statt dasselbe zu entkräften und zu widerlegen. In der That, er konnte ihr kaum Unrecht geben, wenn sie bitter und unmuthsvoll zu ihm sagte: „Da hast Du nun, cher papa, die arithmetische Probe auf meine Grundsätze. Nicht wahr, ich bin dieselbe noch, die in Berlin auf allen Bällen und in allen Kreisen Aufsehen gemacht, die Umringte, Gesuchte, Begehrte, Gefeierte, Besungene? Und hier, siehst Du, kümmert sich kein Mensch um mich. Der Stein ist ihnen nichts, die Fassung alles. Führe mich morgen unter Deinem wahren Namen im Curtsaal auf, komme vier-spännig im Hotel Bauer an,

gieb Diners, setz' mich in Scene; und die alte Leier geht auf's Neue los. O pfui über diese Welt, wo kein Herz mehr nach einem Herzen sucht, wo Niemand um feinetwillen geliebt wird, wo Jedermann im Gegentheil nur ein Rechenexempel aus dem Heiligsten des Lebens macht!"

Der Vater gab beschwichtigend zu bedenken, daß sie doch auch gar zu eingezogen lebten, um irgend Bekanntschaften machen zu können. Diane wollte anfangs aus dem Bann dieser ihr lieb gewordenen Einsamkeit um keinen Preis sich wieder hinwegreißen lassen, und der Vater, welcher sich vorgenommen, nur nach ihrem Sinne zu leben, gab ihr vorsichtig so lange nach, bis sie von selbst die wunden Fühlhörner langsam nach außen zu wenden anhub, und bis, nach einem fast viertwöchentlichen Klausnerthum mit dem Papa, ein allmähliches Gefühl der Ermüdung, der ganz gewöhnlichen alltäglichen Längeweile sie beschlich. Auf diesem Punkte hatte sie der fein beobachtende Arzt erwartet. Unmerklich führte er sie nun in die Welt zurück, nicht in die Welt der Reunionen und Soiréen, auch nicht als Fräulein von Seligstein, nein, nur an öffentliche Orte zweiten und dritten Ranges, auf Spaziergänge, zu gemeinschaftlichen Ausflügen und Landpartieen, und überall als Mamsell Müller aus Potsdam. Nach wenig Zeit hatte der glückliche Vater die Genugthuung, seine Tochter bemerkt zu sehen. Junge schwächliche Herren mit alten, bärtigen Gesichtern und alte, dicke Herren mit jungen Haaren liefen ihr nach und schauten mit echt vornehmer Infolenz durch das in die Augenhöhle gezwickte Fensterglas unter den Strohhut. Papa Müller war wie im Himmel. Er blinzelte, er lächelte, er schmun-

zette, er grüßte die Herren zuerst, welche Nianen verfolgten, er wollte fast mit Gewalt sich an sie drängen, kurz er betrug sich so auffallend, daß es beinahe nothwendig wurde, ihn zu vermeiden. Eines Abends zeigte er triumphirend seiner Tochter eine ganz unverschämte Declaration, worin sie (unter Beischluß einer Zehn-Gulden-Banknote!) um eine Zusammenkunft gebeten ward. „Na, Nianchen,“ rief er aus, „wenn das nicht um Deinetwillen ist, so weiß ich's nicht. Freilich, ganz rein scheint mir diese Liebe auch nicht!“ So sagte er mit einem wehmüthigen Blick; Niane sandte das aristokratische Billet, aristokratisch im Parfum und im Hautgout der Orthographie, entrüstet zurück.

5.

Niane wurde wieder blaß, wurde kranker statt gesunder. Wie oft stand sie im Begriff, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen und mit dem Geständniß „Ich habe geirrt“ auf ihre Abreise zu dringen. Nur etwas, das für weiblichen Stolz sich ausgab und mädchenhafter Eigensinn war, hielt sie von einer so offenen Bekehrung ab. Im Stillen aber machte sie sich kein Hehl mehr daraus, daß sie in ihren Phantasien zu weit gegangen, sich in einer Sackgasse verrannt hatte, woraus ein ehrenvoller Rückzug für sie bald nothwendig werden mußte. Sie hatte in Jßhl wohl Bekanntschaften aus dem Mittelstande gemacht; junge Kaufleute des kleinen Schlags, Bürger söhne, Handwerker huldigten ihr in ihrer Weise,

so gut oder so schlecht es anging, allein eines Theils fand sie, daß ihre „Reine Liebe“ auch in dieser untern Zone nicht blüdete, und anderer Seits sogar, daß in derselben der Egoismus und der Eigennutz eine mindestens eben so große Rolle spielte als in der höher gelegenen Schicht der Gesellschaft. Ein junger Bursch, seines Zeichens ein Buchbinder, eben Meister geworden zu Gmunden am See, klärte sie am grausamsten in dieser Hinsicht auf. Sie ließ sich von ihm am liebsten den Hof machen, weil er ein aufgeweckter Kopf und in seiner Weise nicht übel war. Er gab ihr denn auch nicht undeutlich zu verstehen, daß er Absichten habe, und zwar ehrliche; „Sie sind,“ fügte er eines Abends seinem unumtundenen Heirathsantrage hinzu, „eine bildsaubere Person, und dann,“ — hier rückte er bedenklich näher, — „so a bissel was wird doch der Herr Vater auch auf d’Seiten g’schafft hab’n?“ — Das also war es, was Diane suchte! O reine Liebe! nicht einmal bei Buchbindern bist du mehr zu finden, welche doch tagtäglich die schönsten lyrischen Gefühle klopfen, heften und in englisches Leder legen müssen!

Seit dieser Niederlage wurde die junge Schwärmerin bedenklich tiefjinnig. Herr von Seligstein rieb sich die Hände und sagte für sich: „Die Frucht wird reif, nun ist’s bald an der Zeit!“ So war es auch in der That, wenn hier in Zühl noch etwas geschehen sollte. Sechs Wochen waren sie da, kein irrender Ritter, kein verkleideter Prinz, kein fahrender Troubadour hatte Dianen gefunden. Die Abenteuer blieben aus, und ihr Herz leer. Der Vater deutete schüchtern auf Wien, auf den Bette;

aber nein, so weit war Liane noch nicht geschlagen, daß sie von dem Ideal einer reinen Liebe zu einem Familien-Arrangement hinabstiege! O nein! Niemals! Nie!

Es war ein heißer Augusttag, als Vater und Tochter zu einer kleinen Partie auf den Hallstädter See aufbrachen; sie allein, denn Liane suchte keine Gesellschaft mehr, und dafür machte sie ihrer Seits dem Papa die Concession eines kleinen Korbwagens und einer Forelle am See, nebst Milchrahmstrudel. Man sieht, das Incognito wurde schon weit weniger streng gehandhabt.

Leicht und lustig rollte das Gebirgswäglein mit unsern zwei Wandersleuten durch die reizende Thalschlucht. Liane fühlte sich, von der Mittagswärme, die das nahe Hochgebirge milderte, sanft durchstrahlt, in leidlich guter Laune. Sie hörte nicht auf, den Vater, welcher gerade auf der Achse saß und in einer fortwährenden, wohlthätigen Erschütterung auf- und niederschwanke, mit seinem unglücklichen Gesicht und seinen vornehmen Mirz zu necken. „Das ist freilich was Anders,“ spottete sie, „als Dein Pariser Phaëton, cher papa, und unsere Linden zu Berlin. Damals, dort flogen links und rechts die Hüte, die Grüße, die Bücklinge. Eine ganze Schwadron Ritter von der traurigsten Gestalt gaben uns Geleit und Bedeckung. Jeder Cavalier verwettete seinen edelsten Renner gegen einen rüudigen Hund, daß er mich in jeglicher Verkleidung erkennen werde. ‚Auf Ehre, meine Gnädige, Ihr Gang verräth Sie, Ihre noble Haltung, die Art und Weise, wie Sie den Kopf wenden;‘ so schwuren sie um die Wette! Und siehe da, ein Wollenkleid und eine Schürze à la Grisfeldis reichen hin, die Göttin zu verhüllen! Wer sucht

in mir etwas anderes, als was ich scheine? Wer findet mich um meinetwillen aus der Niedrigkeit heraus?"

In dem Wirthshaus am See angelangt, wurde das Mittagessen bestellt und ausgespannt. Papa Seligstein mußte im Schweiß seines Angesichts noch Natur genießen, ehe er an die Forelle kam. Giane hatte den berühmten Wasserfall des Waldstrubbaches noch nicht besucht. Der Weg führt an den steilen Wänden des Gebirges hin, durch eine Schlucht, erst langsam, dann immer steiler auf schlüpfrigem Boden emporklimmend, an den in tiefer Waldnacht und Felsenstille verborgenen herrlichen Sturz. Als Giane mitten in den sprühenden und brausenden Tropfen stand, den Arm um einen Baum geschlungen, den Rücken an einen Felsenvorsprung gelehnt, neugierig hinabstarrend in den Kampf des Abgrundes, da bemerkte sie auf einmal tief unter sich und gleichsam unter dem Bogen des Wassers selbst, auf einer schmalen, zitternden Brücke stehend, einen Mann. Erkehrte ihr den Rücken zu, so daß sie nur seine Gestalt sah, die still und fest, mit verschränkten Armen, ein Bild der Ruhe mitten in dem bewegten streitenden Element sich hingestellt hatte. Es war ein solcher Ausdruck von Kraft und Fassung, von Herrschaft über sich selbst und gleichsam auch über die Natur in diesem Bilde, daß Giane unwillkürlich sich angezogen fühlte durch den Contrast dieses einsamen Menschen mit der Scene ringsum und mit der schwindelnden Bewegung ihres eigenen Innern. Ihr Auge hing wie gebannt, froh, einen Ruhepunkt zu finden, an dem Fremden, welcher erst nach einer geraumen Weile sich umwandte und fest, mit der Kraft, der Sicherheit eines Gensjägers

an den zerbröckelten Felswänden emporstieg, gerade auf Lianen zu. Er hatte sie noch nicht gesehen, wie ihn Herr von Seligstein nicht bemerkt haben konnte, welcher seitwärts im Walde auf einer Ruhebank verschnaufte und sich mit dem gewürfelten Baumwollenläppchen die Perlen seiner Stirne abwischte. Liane flog wie ein geschrecktes Reh auf den Vater zu, sobald der Fremde an dem letzten Abhange schwebte. „Vater, da kommt Jemand,“ stammelte sie athemlos und preßte ihre Rechte auf das heftig pochende Herz. — „So, mein Kind? Nun meinetwegen.“ — „Dort, Vater, gerad' herauf aus dem Wasserfall.“ — „Wird ein Wasserbaumeister sein.“ — „Ach warum nicht gar!“ — „Oder ein Mitglied der Verschönerungscommission von Fischl, welches Anlagen anbringen will, die große Landplage aller Badeorte. Ich begreife nicht, wie man auf Anlagen Geld anlegen kann; eine Natur auf Actien steht viel tiefer als ein Eisenbahnanlehen.“

Der Fremde war inzwischen oben angelangt. Nein, wie ein Hydraulikus oder ein Verschönerungscommissär sah er nicht aus, eher wie ein reisender Maler. Zu diesem Charakter paßte der schwarze Sammtrock, der dunkle, kraus und wild wuchernde Bart um Kinn und Wange, das lange, straff herabhängende, blau-schwarze Haar, endlich auch das tiefliegende Auge und die bleiche Wange. Seine Chaussure war allerdings mehr hydraulisch als malerisch; ungeheure Wasserstiefel reichten bis an die Knie heran. In der Hand hielt er einen Alpenstock, wie er in jenen Gegenden bei Jägern und Hirten gewöhnlich ist.

Der Fremde näherte sich unbefangen und geraden Wegs Lianen, saßte an den Gebirgshut und überreichte

ihr ein aus Haaren geflochtenes Armband mit goldenem Schloßchen, indem er höflich sagte: „C'est sans doute Mademoiselle, qui vient de perdre ce bracelet?“ Diane faßte bestürzt nach ihrer Hand und blickte dann auf den kleinen, an sich werthlosen Schmuck, den ihr der Fremde darreichte. Sie wußte sich kaum zu der Antwort zu fassen: „Oui, Monsieur, c'est bien moi, Il paraît, que je l'ai perdu . . .“ — „Là-haut, au bord du rocher, où je l'ai trouvé en montant.“ — Während Diane stumm und zitternd nach dem Armande griff, entfernte sich der ehrliche Finder schon wieder mit einem kühlen Gruße. Der Vater mußte ihm den Dank nachrufen, welchen Diane durchaus vergessen zu haben schien. Er wandte sich noch einmal grüßend um und war bald in der Tiefe der Schlucht verschwunden.

So natürlich und bedeutungslos dies kleine Begegniß an sich erscheinen mag, verfehlte es doch nicht, auf Dianens Gemüth einen plötzlichen Eindruck zu machen. Nach Abenteuern begierig, suchte sie in allem, was von dem gewöhnlichen Gehen und Kommen des Tages abwich, mehr, als ein unbefangener Blick darin fand. Noch lange stand sie in Gedanken verloren, die Hand auf das wieder angelegte Armband gedrückt und schaute auf die Stelle, wo der schwarze Sammtrock sich im grünen Walde verloren hatte. Das Armband war ihr werth und theuer; Beweis genug, daß sie es trotz ihrer „Verkleidung“ behalten hatte. Es war das erste Weihnachtsgeschenk ihrer seligen Mutter, deren Haar es enthielt. Der Mann, welcher ihr dessen Besiß rettete, wurde für sie dadurch allein von Bedeutung. Zudem seine Erscheinung, sein

Auftreten, der Wasserfall, der Fels, der Wald, der blaue Himmel droben, die tiefe Stille und Einſamkeit ringsum, nur unterbrochen durch das Rauſchen des Waſſers und heimliches Säufeln in den Baumwipfeln: — ſie ſenkte wie betäubt den Kopf, und in ihrem Herzen ſchlug leiſe, aber vernehmlich eine Stunde, die anders war, als alle übrigen.

„Wer mag der Herr geweſen ſein?“ fragte ſie nach einem geraumen Schweigen den Vater.

„Ein fahrender Student, ein Malerlehrling, ein Genie auf Reiſen.“

„Du ſprichſt das ſo verächtlich, Vater, und doch ſind wir ihm zu Dank verpflichtet.“

„Den Du mir auszusprechen überließeſt.“

„So überraiſcht war ich.“

„Durch eine ganz einfache Begegnung, einen Zufall?“

„Es giebt keinen Zufall . . . Er ſah eigenthümlich aus.“

„Sage abenteuerlich.“

„Wenn ein Mann keinen Barbier hat und einen andern Schneider wie Ihr, heißt er Euch gleich ein Abenteuerer.“

„Ich fand ihn zudem unhöflich.“

„Wie ſo das?“

„Ein wohlherzogener Menſch läuft nicht ſo davon wie ein Buſchklepper; auch ſpricht man wohl: j'ai eu l'honneur oder le bonheur de retrouver . . . nicht ſo ſimpel weg: j'ai retrouvé.“

„Phraſen, Vater, Phraſen, aus Meidingers Geſprächen. Gottlob, daß er ſie wegließ.“

Der Fremde stieg um zehn Grad in Vianens verborgener Theilnahme, während ihn der Papa um fünf herabzudrücken versuchte. (— Zur Beachtung für die Herren Eltern! —) Und wenn Viane auf dem Rückweg über ihn nicht weiter sprach, so war das ein Beweis, wie sehr ihre Gedanken mit ihm beschäftigt waren.

Herr von Seligstein fand die Forelle und den Milchrahmstrudel seiner harrend und erwies ihnen die Ehre eines gnädigen Empfangs, während Viane zerstreut über ihren Teller wegblickte, hinaus in den See. Je näher es auf den Abend ging, je mehr verfinsterte sich sein tiefblauer Spiegel. Drohende Wolken hingen von den Zacken und Ranten der ihn umschließenden Felsen und durch die Bäume rieselte der seltsame, alle Blätter nach oben kehrende Fieberschauer, der wohlbekannte Bote eines Gewitters. Ein solches zog sich wirklich zusammen mit der in diesen Bergen gewöhnlichen Eile. Die ersten Schläge, furchtbar wiederhallend in den Klippen ringsum, überraschten Seligsteins noch auf dem See, in einem jener kleinen, ungeschickten Nachen, wie sie dort zu Spazierfahrten benützt werden. Sie hatten den Wagen vorausgeschickt und wußten ihn erst am andern Ende des See's wartend, in einer noch ziemlich ansehnlichen Entfernung. Schon fielen einzelne schwere Tropfen, und die stille Oberfläche des schönen Wassers fürchte sich wie eine menschliche Stirne im Zorn, in der Angst. Der Schiffer rieth, am Lande die ersten Ausbrüche des Unwetters abzuwarten, das, versicherte er, heftig werden würde. Dem See sei ohnehin nicht zu trauen; so unschuldig er ausschauet, habe er seine Tücken, und das Boot wäre gegen

die Welle schwer zu regieren. Es war nichts anders zu thun, als seinem Rathe zu folgen. Man ging an's Land, wo ein paar niedere Holzschuppen, leicht gedeckt, wenigstens nothdürftigen Schutz verhießen.

Viane trat zuerst hinein, und mit einem kleinen Ausruf der Ueberraschung zurück. „Vater,“ flüsterte sie dem Nacheilenden zu, „da ist er wieder.“

„Wer denn?“

Viane machte ein ungeduldiges Gesicht. Der Sammtrock trat aus der Hütte und grüßte.

6.

„Sie wohnen doch nicht hier, mein Herr?“ fragte Herr von Seligstein mit vornehmem Lächeln.

„Nein, mein Herr.“

„Also naß geworden, wie wir, und verschlagen vom Sturm? Sie Robinson, ich Freitag!“

„Nicht naß geworden, nur naß gemacht.“

„Wie so?“

„Ich habe im See gebadet.“

„Das hätte dem Herrn auch schlecht bekommen können,“ so schaltete der Schiffer ein, „das Wasser ist ja eiskalt.“

„Desto besser, mir war glühend heiß.“

Viane hatte sich in die Hütte auf einen Haufen Stämme gesetzt und blickte hinaus in den strömenden Regen. Ihr Vater stand neben ihr; der Fremde, dessen schwarzes Haar noch ganz feucht war und glatt bis fast

auf die Schultern herabhing, hielt sich an der Thüre. Draußen pfiß der Wind über den See, und die Tropfen plätscherten auf das Schindeldach.

Man sprach vom Wetter, vom See, vom Gebirge. Der Sammtrock drückte sich gewählt aus, mit einem Anflug von Poesie sogar; er redete das Deutsche so, daß man sah, es war seine Muttersprache, nur ließ auch nicht die mindeste Spur von einer Mundart auf seine Heimat schließen. Siane mischte sich wider ihre Gewohnheit nicht viel in das Gespräch; einmal bloß, als der Fremde meinte, der See sei am schönsten im Mondenschein, ganz still, wo er zwischen den dunklen Felsen schlief wie ein Kind in der Wiege, das den Himmel am reinsten abspiegele, nur darauf meinte Siane, mit dem Arm hinausweisend:

„Ich lieb' ihn mehr so; ein Bild des Kampfes, der entfesselten Kraft.“

„Der Kampf selbst ist nie schön, mein Fräulein.“

„Aber groß.“

„Es giebt nichts Größeres als die Ruhe.“

„Haben Sie das Meer gesehen?“

„Welches?“

„Nun, das Meer überhaupt.“

„Ich kenne alle Meere.“

„Wohlan, finden Sie einen Sturm nicht furchtbarerhaben, nicht groß?“

„Minder als Meeresstille.“

Siane schwieg. Der Vater beugte sich zu ihrem Ohr herab: „Du, nimm Dich in Acht, Sianchen. Der hat alle Meere gesehen; entweder er flunkert, oder es ist der

etwige Jude, frei nach Eugen Sue in's Jüchl'sche übersezt.“
Liane zuckte die Achseln.

Nahe an zwei Stunden hatten die Schiffbrüchigen in ihrem engen Hafen mit einander zugebracht, mehr stumm als redend, bis das Wetter nachließ. Ein prächtiger Regenbogen spannte sich aus, und der See mit seinen Ufern glänzte in der unnennbaren Frische und Reinheit aller Farben, welche der Abend immer giebt, aber niemals in so klaren Tönen als nach einem Gewitter. Der Schiffer machte seinen Rachen wieder los, und Herr von Seligstein band sein baumwollenes Sacktuch um den alten Filzhut, um ihn vor dem feinen, noch anhaltenden Regen zu schützen. Man glaubt nicht, wie tief sich die Millionäre, sind sie einmal drin, in den Charakter eines armen Mannes finden oder verlieren.

Herr von Seligstein hatte die Höflichkeit, dem Fremdling, falls er ebenfalls nach Jüchl zurückzukehren beabsichtige, seine Flotte und seine Equipage zur Disposition zu stellen. Liane fand dies Anerbieten übertrieben artig und schalt den Papa im Innern aus, obgleich sie ihm gern dafür um den Hals gefallen wäre. Der Sammtrock nahm an, und zwar ohne alle Complimente. „Hm, der ist sans façon,“ murmelte Seligstein, als er Lianen in das Boot half. Sie fand das ebenfalls, allein ihr gefiel es.

Während der Ueberfahrt wurden noch allerlei Reden gewechselt, über Jüchl, die Gesellschaft, das Bad, ohne daß man sich deswegen persönlich näher rückte. Herr von Seligstein fiel darin aus der Rolle, daß er nicht unumwunden seinem Gast das Messer an die Kehle setzte und ihn sein kleinbürgerlich fragte: „Hören Sie, mein guter

Freund, Sie fahren mit mir; dafür sagen Sie mir aber auch gefälligst, wie Sie heißen, wo Sie her sind, was Sie in Jßhl machen, warum Sie einen Sammtrock tragen, wie viel Sie jährliche Einkünfte oder Besoldung genießen, was Ihre werthe Familie treibt," und dergleichen merkwürdige Dinge mehr. So hätte Herr von Seligstein im Charakter seines blauen Ueberrockes fragen müssen; allein hier spielte er den Weltmann, den Badegast *comme il faut*, er schwieg. So that Diane, so der Sammtrock.

Erst spät Abends, als der Wagen in Jßhl angekommen war und der Fremde hat, in der Nähe des Curhauses absteigen zu dürfen, weil er da herum wohne, kam es zu einer diplomatischen Vorstellung im Mondenscheine. Der Sammtrock, welcher neben dem Kutscher gesessen, den Rücken Dianen und ihrem Vater zugewendet, sagte, als der Fuhrmann die Pferde anhielt, mit artiger Wendung sich umdrehend:

„Ich darf wohl ohne Unbescheidenheit fragen, wem ich für die angenehme Heimfahrt verbunden bin?“

„Mein Name ist Müller, Heinrich Müller aus Potsdam, Rentier. Das ist meine einzige Tochter Juliane. Wenn wir dagegen . . .“

Diane stieß den Papa sanft an. Er fuhr aber fort:

„Wenn wir dagegen auch um die Adresse desjenigen bitten dürfen, welcher uns ein Andenken an meine selige Frau, ein Familienkleinod, gerettet hat?“

„Daniel Stern.“

Eine tiefe Verbeugung und er ging davon.

„Daniel Stern," so wiederholte Papa Seligstein, „Daniel Stern, nix hinten, nix vorne. Nicht

woher, nicht was. Scheint mir kein Daniel in der Löwengrube, kein großer Prophet, auch kein Fixstern, sondern nur ein Wandelstern zu sein. Bianchen, he! was meinst Du?"

„Ich weiß nicht, Vater.“

„Du, Kutscher, hat er Dir ein Trinkgeld gegeben, der fremde Herr?"

„Mit a Fünferl, Eu'r Gnaden.“

„Das ist entweder sehr vornehm, Herr Daniel Stern, oder sehr . . . sehr . . . Was meinst Du, Bianchen?"

„Ich meine gar nichts, Vater.“

„Ja so!"

O Biane, o Juliane, o Julie, noch ohne Romeo! Hättest du doch das Gesicht des alten Capulet gesehen, wie er so selbstvergnügt in seinen drei Wochen alten Bart lächelte; dies Lächeln lautete in der Schlegel'schen Uebersetzung:

— Mein Herz ist mächtig leicht,
Seit dieß verkehrte Mädchen sich besonnen.

7.

Liane schlich am anderen Morgen in eine Buchhandlung und kaufte, nach einigem Suchen, unter vielem Erröthen, eine — Badeliste. Was sie damit gethan, als sie daheim, in ihrem Kämmerlein, sich eingeriegelt, weiß jede Leserin von Geschmack und Urtheil; sie blätterte lang, hastig, und fand endlich (und erschraf, als sie ihn fand) den Namen: Herr Stern, Portraitmaler aus Paris, wohnhaft in einer der bescheidensten Behausungen des österreichischen Mode-Bades.

Selbiger Herr Stern hatte die Bekanntschaft mit Herrn und Mamsell Müller gelegentlich, aber freilich auf Anknüpfung des Erstern, fortgesetzt, sie auf Promenaden getroffen, im Curhaus gesprochen, an der Quelle gegrüßt. Je mehr das Häuflein der Badegäste vor dem herbeiziehenden Herbst zusammen schmolz, um so näher rückte der kleine Rest an einander. Stern und Müllers wurden allmählich befreundet, natürlich immer im Style des Badeortes; sie speisten zusammen in der und jener Restauration, lustwandelten einmal ein Stündlein unter den Uebrigen, begegneten sich hie und da, und immer häufiger wieder. Es mußte auffallen, daß die Tochter, welche das natürliche Mittelglied dieser Verbindung

hätte abgeben sollen, eigentlich immer mehr im Hintergrund blieb, während der Papa mit dem Fremden auf dem Billard und im Kaffeehaus angelegentliche Freundschaft schloß. Endlich kam es sogar zu gegenseitigen Besuchen. Herr von Seligstein kehrte ganz entzückt aus dem Atelier des jungen Künstlers zurück, seiner Versicherung nach hatte Diane nie so etwas von einer Ähnlichkeit gesehen. „Ich werd' mich auch malen lassen,“ sagte er, „Stern hat mir's angeboten. Er will mich dunkel auffassen, mit Wolken im Hintergrund, weißt Du.“

„Wie damals am Hallstädter See, Dein Schnupftuch um den Kopf, nicht wahr, Väterchen?“

„Spotte nur; Du mußt auch dran glauben. Er hat schon angespielt. Denk' nur, er will es uns als Souvenir mitgeben, rein umsonst. Der Preis, fürchtet er vielleicht, wird den Herrn Müller aus Potsdam abschrecken.“

„Und was machst Du mit dem Portrait?“

„Ich lass' es lithographiren und verschenk's an unsere Freunde in Berlin, mit der Unterschrift: „Herr Müller aus Potsdam!““

„Aufrechtig gestanden, Vater, ich mag Herrn Stern nicht sitzen.“

„Warum nicht?“

„Darum nicht.“

Diane hatte ihren Vater zu sehr an diesen Grund aller Gründe gewöhnt, als daß er nach weiteren forschte. Er schlug ein Schnippchen und ging mit seelenvergnügtem Gesichte davon. Diane sah ihm verwundert nach.

In der That fühlte sie gegen den Maler im Innern jene instinktmäßige Scheu, mit welcher das jungfräuliche

Gemüth, wechselweise angezogen und abgestoßen, seinen Uebertwinder begrüßt. Vom ersten ungewöhnlichen Augenblicke ihrer Begegnung an war ihr Herr Stern bedeutend gewesen. Seine Sitten, durchaus verschieden von denen aller übrigen Männer, machten zunächst Eindruck auf sie. Unter dem vollkommen guten Tone der gebildeten Gesellschaft brachte er eine Ruhe, einen Ernst, ja eine Kälte ihr entgegen, an die Diane bisher nicht gewöhnt war. Niemals kam ein banales Compliment, ein galantes Wort über seine Lippen; aber ebenso wenig eine warme Hulldigung, entsprungen aus dem Bemühen, sich ihr zu nähern. Stern's Auge blickte sie fest und unumwölkt an, sein Lächeln hatte nichts Verbindliches, seine Unterhaltung war nie ein Spiel, immer nur ein tiefer, fast trauriger Ernst. Er war ein Mann von Welt, aber mehr noch ein Mann von Geist, er wußte viel, hatte gelernt, gelesen, gereist, beobachtet, auch gelitten, wenn seine Züge nicht logen, und bildete mit allen diesen Eigenschaften einen lebendigen Gegensatz zu jenen alten Jünglingen der Gesellschaft sowohl, die nur überaus süß und leicht sein können, als zu den noch widertwärtigeren jungen Greisen, die in einem Viertel-Jahrhundert ein ganzes Menschenleben durchgemacht zu haben meinen und scheinen. So beurtheilte ihn wenigstens Diane, und sie mußte sich bebend gestehen: Da ist einmal ein Mann, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, auf Deinen Lebensweg getreten. Mit schüchternen Schlägen fügte das erwachende Herz des Mädchens hinzu: Von dem würdest Du Dich finden lassen, wenn er — Dich suchte. Aber, erwiderte der Verstand, er sucht Dich nicht. Und dann:

bei aller Unabhängigkeit, was müßte der Vater von einer solchen Partie denken, was die Welt?

Liane saß doch. Der Vater begleitete sie natürlich; deß ungeachtet aber war sie so gut als tête-à-tête mit dem Maler. Es liegt etwas unendlich Exklusives in diesen Sitzungen, und deswegen für beide Theile eine große Gefahr. Kein Tanz, kein Pfänderspiel alten Styles, keine neumodige Lektüre mit vertheilten Rollen nähert so gewaltig, als das unscheinbare Rendezvous, welches sich Maler und Modell geben. Das stete Begegnen und Wandern der Blicke, das Studium der Seele in den Zügen und der Züge in der Seele, der anhaltende Verkehr der ganzen Persönlichkeit mit einer andern, gegenüberstehenden, gleichsam auf Treu und Glauben überliefernden: alle diese zarten Wechselverhältnisse werden gar leicht von der stummen Leinwand bedenklich übertragen in das stumme Herz. Doch fand Liane in Stern's sichtlicher Ruhe eine leidliche Bürgschaft für ihre eigene Unbefangeneheit. Wie oft hatte sie in derselben Art berühmten Künstlern aus Berlin, München, Dresden gegenüber gesessen, und wie viele schöne Redensarten waren gleichsam als Hintergrund oder Firniß auf die zahllosen Portraits getragen worden, die von ihr existirten, in Del, in Miniatur, in Kreide, über des Vaters Schreibtisch, auf seiner Tabatière, im Armband einer Freundin! Herr Stieler, der sie gelegentlich ihrer Confirmation gemalt, mit dem Gesangbuch in der Hand, hatte den frommen schwärmerischen Blick ihrer Augen enthusiastisch gepriesen, Herr Krüger ihre schöne Gestalt, ihre feine Hand, ihr prächtiges Haar, Herr Sohn den rafaclischen Schnitt

ihres Profils und ihre venetianische Carnation. Herr Stern hatte kein Wort für alle diese Wunder der Schönheit, und wenn er ihr bittend zurief: „Ein wenig links, mein Fräulein,“ oder: „Die Augen etwas mehr auf mich, Fräulein Müller,“ so klang auch nicht die leiseste Bewegung aus dem Tone seiner Stimme, so daß Liane ärgerlich bei sich selbst ausrief: „Er malt wie ein Handwerker, nicht wie ein Künstler!“

Schon bei der dritten Sitzung hielt sie mit diejem heimlichen Verdruß nicht länger an sich. Da er den kleinen Kampf nicht eröffnete, wollte sie ihm scharmuzierend, herausfordernd entgegenkommen.

„Wie sind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden, Herr Stern?“ fragte sie.

„Leidlich, mein Fräulein. Die Ähnlichkeit wird bald da sein.“

„Und noch haben Sie mir kein freundliches Wort gesagt, daß ich so artig sitze.“

„Daß Sie so schön sitzen, meinen Sie wohl?“

„Pfiu, Herr Stern!“

„Sie haben das oft genug gehört, denk' ich, und Ihr Spiegel sagt es ihnen täglich.“

„Halten Sie mich für eitel?“

„Ich wollte, ich hielte Sie für stolz.“

„Ich kann es sein.“

„Nicht doch.“

„Ihre Kunstgenossen sind nicht Schuld, wenn ich es nicht bin.“

„Sie haben also schon öfters geessen?“

Herr von Seligstein hustete, um an das bedrohte Incognito zu erinnern.

„Zweimal; ganz jungen Anfängern, welche noch keine Beschäftigung hatten.“

„Und einstweilen damit anfangen, Ihnen Schmeicheleien zu sagen.“

„Nun, und wenn?“

„So hatten sie Unrecht. Unser Griffel, unser Pinsel mag schmeicheln, unsere Lippe nicht.“

„Sie haben sich gewiß in dieser Hinsicht nichts vorzuerwerfen?“

„Ich hoffe, nein.“

„Um so eher kann ich Wahrheit von Ihnen erwarten. Wie finden Sie mich?“

„Fräulein Müller!“

„Keine Ausflucht, Herr Stern!“

„Und keine Schmeichelei?“

„Wahrheit, rien que la Wahrheit, toute la Wahrheit!“

„Ich finde Sie noch nicht schön.“

„Danke, Herr Stern!“

„Schon jetzt, Fräulein Müller?“

„Fahren Sie fort!“

„Zur Schönheit gehört Ruhe.“

„Ach, Ihre Theorie vom Hallstätter See?“

„Dieselbe.“

„Ist mein Gesicht ein Gewitter?“

„Nicht ganz. Aber ruhig ist es auch nicht. Es ist noch nicht fertig. Der Geist macht sich seine Form,

überall in der Natur, am deutlichsten im menschlichen Antlitz. Ihr Auge . . .“

„Nun, mein Auge?“

„Pardon, mein Fräulein; Ihr Auge ist unstät, Ihren Zügen fehlt jene innere Harmonie, die wir Maler als Ideal der Schönheit verehren.“

„Sie sind kein Romantiker, Herr Stern, scheint es?“

„Nein, mein Fräulein. In meiner Kunst nicht, und im Leben auch nicht. Mir geht Friede, Ebenmaß, Klarheit über Alles.“

Diane stand etwas heftig auf und trat an's Fenster. Stern, der ruhig sitzen geblieben und nicht einmal den Bleistift abgelegt, — er zeichnete in Kreide — sagte vollkommen unbewegt:

„Sie sehen, wie Recht ich hatte. Sie wollten Wahrheit, die Sie nicht wollen.“

„Warum nicht?“

Diane setzte sich wieder, ebenso heftig, als sie aufgestanden. Stern sah sie scharf, aber kühl an und hob die Sitzung mit den Worten auf: „Ich danke für heute, mein Fräulein.“

„Wie? Sie hören schon auf?“

„Nicht ich, Sie selbst. Ihre Züge sind bewegt, ich kann sie nicht mehr fassen.“

„Infam!“ rief sie aus und stampfte mit dem Fuße. Stern verbeugte sich und — zerriß seine Zeichnung. Herr von Seligstein, um jeden weiteren Ausbruch von Zorn und Zank zu vermeiden, führte seine Tochter mit einigen begütigenden Worten hinaus, während ihnen Herr

Stern, als wäre nichts geschehen, höflich und ruhig das Geleit zur Thüre gab.

Viane faßte ihres Vaters Arm und ging mit ihm einige Male in der Allee auf und nieder. Sie hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken; ihre Röthe, ihr rascher Gang verrieth hinlänglich den Sturm, welcher in ihrem Innern tobte. Der Vater ließ, klug und berechnend wie immer, die ersten Wolken vorüber gehen und sprach dann zu ihr:

„Du hast Recht, Dianchen, solch' ein kalter, unartiger Mensch ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

„Daß wir ihn nie wiedersehen; hörst Du, Vater, nie!?“

„Nie, mein Kind!“

„Kein Wort mehr zwischen uns, keines!“

„Keine Sylbe!“

„Mir meine Unruhe in's Gesicht vorzutwerfen!“

„Und dieses Gesicht nicht einmal schön zu finden!“

„Infam!“

„So hast Du's ihm gesagt, und es war Recht. Wärest Du ein Mann, Ihr müßtet Euch schießen.“

„Daß er sich nichts aus mir macht, weiß ich.“

„Aber machen wir uns denn was aus ihm? Nicht so viel, Herr Stern, daß Sie's wissen!“

„Vielleicht war ich zuerst heftig.“

„Welches Mädchen wäre es nicht, wenn ihr ein Maler sagt: Ich finde Sie nicht schön, mein Fräulein!“

„Ach, das war es nicht, Vater! mir ist's gleich, ob er mich schön findet oder häßlich.“

„Ja, nach Deiner Theorie müßtest Du freilich eher wünschen, daß er Dich häßlich fände.“

„Wie so?“

„Nun, weil Du dann doch sicher wärest, nicht um Deiner Schönheit willen von ihm gemalt zu werden, oder aufgesucht, oder gar . . .“

„Ich bitte um Gotteswillen, lasse mich in Ruhe mit Deinen Folgerungen aus meinen Theorien. Ich sehe Herrn Stern nicht mehr, und damit Punktum.“

„Wir haben uns nie gesehen. Gedankenstrich. Er ist uns wildfremd: ein Europäer, ein Insulaner, ein Mondinquiline. Amen!“

8.

Gesagt, gethan. Sie sahen sich nicht mehr. War Herr Stern noch in Zühl oder nicht? Diane hoffte beinahe („obwohl es ihr ganz gleichgiltig war“), er sei aus Born abgereist. Sie hätte was darum gegeben, ihn im Postwagen sitzen zu sehen. Aber nein, nachdem sie, um ihm nicht zu begegnen, acht Tage lang alle öffentlichen Orte vermieden, traf sie ihn am neunten an der Sophien-Quelle. Er war mit einigen Damen und grüßte Diane und den Vater ganz artig. Diane bekam auf einmal Kopfweh und eilte nach Haus. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und — weinte. Sie weinte so schmerzlich, so laut, daß sie der Vater hören mußte und besorgt durch das Schlüßelloch flüsterte: „Diane, Dein Vater will

mit Dir weinen!“ Sie öffnete die Thür und warf sich mit krampfhaftem Schluchzen an seine Brust.

Am nächsten Morgen sprach Herr von Seligstein Herrn Stern zuerst an. Den Tag darauf erschien auch Liane wieder, und Herr Stern trat ihr mit einer theilnehmenden Frage nach ihrem Befinden entgegen. Welche eifige Kälte schauerte aus den wenigen Worten das erglühende Mädchen wiederum an! Sie antwortete mit einer Stimme, die sie vergeblich fest zu machen suchte: „Ich danke, Herr Stern. Die Luft bekommt mir hier nicht recht mehr, deshalb blieb ich einige Tage im Zimmer. Wir gedenken bald abzureisen, der Vater und ich.“ Hatte sie von dieser Botschaft einen gewissen Eindruck auf Stern erwartet, so wurde sie schmerzlichst getäuscht, indem er erwiderte: „Da thun Sie Recht; die Saison ist ohnehin beinahe vorüber, und wenn einmal der September da ist, soll man alle Bäder meiden.“

„Sie werden noch länger verweilen, scheint es?“

„Ich habe noch einen Ausflug nach dem Dachstein vor.“

„Mit jenen Damen vielleicht, welche sie neulich in der Allee des Brunnens geleiteten?“

„Ohne sie, mein Fräulein.“

„Ist der Dachstein weit von hier?“

„Die Partie nimmt zwei Tage in Anspruch.“

„Vohnehmend?“

„Vielleicht; gewiß schwierig.“

Liane und ihr Vater betheiligten sich auf schickliche Weise daran; sie hatten noch keine Gletscher gesehen. Mühsam und anstrengend ist der Weg, und für Damen

das höchste Ziel desselben kaum zu erreichen. Liane wagte sich mit einem Muth, welcher den besorgten Vater erschreckte, bis in das „ewige Eis“, während Herr von Seligstein nur langsam zu folgen vermochte. Mit seiner eigenen Person zur Genüge beschäftigt, mußte er ihrem Begleiter die Aufgabe überlassen, die feste Steigerin zu schützen und zu stützen. Herr Stern übte sein Amt mit wachsender Sorgfalt und ruhiger Unbefangtheit; seine Hand zitterte nicht, sein Herz schlug in dem gleichen, gemessenen Pulse fort, wenn Liane sich schwindelnd an ihn lehnte und mit leisem Beben seinen Arm ergriff.

Das Kind der Ebene und des Sandes war vom nahen Anblick des Hochgebirges mächtig ergriffen. Sie wies mit einer stillen Trauer in Blick und Ton auf die starre, kalte Ruhe, die riesenhaft Formengröße der gebietenden Natur hin. Stern erzählte von seinen Reisen. Er hatte auf den ausgebrannten Vulkanen Amerika's gestanden und unter den Gletschern der Schweiz; ihm war, sagte er, die verkohlte Oede, die hohle Zerrissenheit der ersten noch weit trauriger vorgekommen, als die unbewegliche Versteinerung, der ewige Winter der letzten. Ihr Anblick erfrischt doch, während ein trockener Vulkan unser Herz selbst einzuäschern scheint. „Es ist,“ so fügte er ungemein ernst hinzu, „in diesem Gegensatz eine bedeutungsvolle Lehre für den Mikrokosmos der menschlichen Welt gelegen. Ein ausgebrannter Vulkan ist wie ein blasirter Mann, ein an der modernen Krankheitsform der Ueberfättigung, des Ueberreizes leidendes Weib. Was helfen die wenigen brillanten Feuerwerke ihres Geistes, die Aus-

brüche einer plötzlichen Leidenschaftlichkeit, wenn ihr inneres Leben verbrannt ist und unterwühlt?“

„Und was hilft,“ entgegnete Diane, „das ewige Eis des Gletschers, welches keine Sonne zu schmelzen vermag?“

„Es rieselt im Schaum der Bäche in's Thal und giebt den Wiesen am Fuße jenes unnachahmliche Grün, das nur die Landschaft im Hochgebirge kennt. Ein Gletscher ist ein großer Wille, ein starrer Charakter; er biegt sich nicht, er schmilzt nicht, wie Sie sagen, allein er hält zusammen, er befruchtet, er frischet auf. Ein Vulkan zerfällt nur, erst sein eigenes Innere, dann alle fremde Umgebung.“

„Ist denn wirklich, was Sie Geist nennen, nur Vulkan?“

„Was ich so nenne, o nein, mein Fräulein; was die Welt, — gewiß! Geist! Es ist ein wohlfeiles Wort, die Conventionsmünze unserer Gesellschaft bezeichnend. Einige Phrasen, zu rechter Zeit hingeworfen, ein paar Vergleiche, gut oder übel angewandt, ein gewagtes, auf Schrauben gestelltes Urtheil, ein verschmähbarer Hochmuth gegen das „Gewöhnliche“ und was man so zu nennen beliebt: aus diesen Ingredienzien braut die Welt ihren „Geist“. Lectüre und Gewandtheit im Ausdruck, Fertigkeit in der Sitte giebt das Recht, abzuspochen, präntentiös zu sein, sich zu überheben, Gott und die Welt zu schulmeister.“

„Sie malen in's Schwarze.“

„Das ist meine Specialität.“

„Sie machen also für Ihre Freunde, für . . . für

Ihren Umgang, Ihre . . . Familie keinen Anspruch auf Geist?"

„Ich rede nicht von mir im Besondern, mein Satz war ein allgemeiner.“

„Der keine Probe auf Sie selbst zu ertragen scheint?"

„Noch hab' ich nicht versucht, sie zu machen.“

„Und wenn?"

„So würde ich immer, mein' ich, auf meinem Sinne beharren: Nur nicht geistreich, wohl zu verstehen, im Style der neuen Zeit.“

„Was aber verlangen Sie als Ersatz?"

„Lächeln Sie, wenn ich mit einem abgebrauchten, in den vornehmen Bann gethanen Worte entgegne: Herz. Ja, Herz und Natur. Sie allein geben den unerklärbaren Zauber der Weiblichkeit. Zehn geistreiche Frauen wiegen Ein gutes Weib nicht auf.“

„Sie predigen sociale Kezerei, Herr Stern.“

„Ich weiß, mein Fräulein. Ich weiß, welchen fatalen Beigeschmack auf der scharfen Zunge der Mode das Wort „Gut“ angenommen hat. Eine gute Frau, das heißt in dem Jargon der Salons: Ein dummes Gänzchen. Ein natürliches Mädchen findet die Welt nur genießbar, wenn es mit einer pikanten Sauce als „Einfalt vom Lande“ auf einem Hoftheater vorgefekt wird.“

„Also, das Gemüth über Alles, ist der Text zu Ihrer Bergpredigt?"

„Gemüth, Natur, Güte, Einfalt, nennen Sie es, wie Sie wollen; ich sage Ihnen mit Faust: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie begreifen!"

„Und nur kein Geist?“

„Nur kein Geist, um Gotteswillen kein Geist!“

Während dieser Unterhaltung war Herr von Seligstein keuchend nachgekommen. Die letzten Worte hatte er noch gehört und sprach daran anknüpfend:

„Wie? Ich glaube gar, Sie beschwören den Berggeist, den Alpenkönig und Menschenfeind, Herr Zauberer?“

„Ich beschwöre ihn, nicht zu erscheinen.“

„Mir scheint, Sie haben mit meiner Tochter wieder Streit gehabt, Herr Stern; Diane sieht ganz verdrießlich drein.“

„Eine bloße ästhetische Controverse. Fräulein Diane wollte hier den „Manfred“ von Lord Byron in Scene gesetzt sehen.“

„Und Sie statt dessen?“

„Gallers Lehrgedicht über die Alpen vielleicht?“ So warf Diane mit etwas boshaftem Lächeln ein.

„Nicht doch, mein Fräulein. Ich bleibe bei meinem Schiller stehen, über welchen ich Gottlob noch nicht hinaus bin, wie die neue Phrase heißt. Ich denke hier an Wilhelm Tell.“

„Mit dem Motto: Auf den Bergen ist Freiheit?!“

„Ei was,“ schloß der alte Herr, „Ihr seid mir viel zu pikant, zu pikirt am Ende gar. Ich halte mich an die Materie. Darin stimme ich mit Stern überein: Nur kein Geist! Ausgenommen Ginen. Heda, Führer, ehrlicher Sohn des Gebirges! Gieb den Kirchgeist aus Deiner Flasche los, ehe Du ihn ganz und gar in Deinem

stattlichen Kropfe geborgen hast! Nur kein Geist; aber es lebe der Kirschgeist!"

9.

Bierzehn Tage seit der Partie auf den Dachstein sind vergangen. Der September neigt sich zu Ende, mit ihm die gute Jahreszeit, welche für Fisch eigentlich längst dahin war. Liane und Stern haben sich inzwischen wieder gesehen und wieder gemieden. Seligstein, als ruhiger Beobachter, mußte es längst erkannt haben, daß im verborgenen Mittelpunkte ihrer einander bald berührenden, bald vermeidenden Bahnen die Sonne der Liebe stand, die große, welche die Seele der Welt ist. Auch Liane war sich dessen tief bewußt geworden, aber Stern's Schweigen schloß auch ihr den Mund, und nicht einmal der Vater empfing ihr Geständniß. Ihr selbst wurde dieser peinlich-süße Zustand so unerträglich, daß sie, ihre treulos gewordene Kraft und Klarheit gewaltsam zusammenraffend, erklärte: Wir reisen.

Die kleinen Koffer sind in einer Stunde gepackt. Auf dem Boden zerstreut liegen abgerissene Papierschnitzel, Band-Enden, Stecknadeln, auf den Tischen Rechnungen, Schlüssel, Handschuhe, unter dem Ofen der alte Reisesack und des Vaters unvermeidliches Sitzkissen. Es ist spät am Tag, oder früh am Abend. Der Herr Müller ordnet drunten mit seiner alten schwerhörigen Hausfrau seine Rückstände, während Liane, auf ihrem Kasten am Boden sitzend, beide Hände an die Stirn gedrückt, allein im

Zimmer geblieben ist. Kein Licht erhellt den engen Raum; aber mit voller, milder, silberner Klarheit strömt der Mond, zwischen den Hörnern eines Bergrückens wie in einer Wiege schwebend, seine tröstlichen Strahlen über das schweigsame Gemach.

Ein leises Pochen an der Thüre. Viane hört nicht. Die Thüre öffnet sich; Stern blickt herein und will, da er Niemanden bemerkt, zurücktreten. Da springt Viane auf. Er zögert auf der Schwelle, die Klinke in der Hand.

„Verzeihung, Fräulein!“

„Guten Abend.“

„Herr Müller hieß mich heraufgehen, er werde gleich nachkommen. Ich habe gestört.“

„Worin, Herr Stern?“

„Mein Fräulein!“

Es klang im Ton der beiden Redenden ein Zwang, eine Bewegung, die jedem einzelnen nur bei sich, nicht bei dem andern auffiel. Viane fühlte sich so verwirrt, daß sie nicht einmal nach dem Feuerzeug griff, das auf dem Nachttischlein lag. Bei gewaltigen Erschütterungen der Seele vergißt selbst das sittsamste Mädchen, und gerade dieses am leichtesten, was der Anstand will, und niemals ist die Stimmung weicher, als bei dem bevorstehenden Abschied von Menschen, die einander nahe gekommen sind. Viane hatte sich erhoben und lehnte an ihrer Bettstelle, den Kopf wieder, wie instinctmäßig, in der Hand geborgen; „man“ durfte ihre gerötheten und ver-schwollenen Augen nicht sehen. Stern stand am Fenster und drehte ihr discret den Rücken zu.

„Sie reisen also morgen?“

„Früh acht Uhr, mit dem Stellwagen nach Salzburg.“

„Sie . . . Sie werden schönes Wetter haben.“

„Ich hoffe, Herr Stern.“

„Sie werden auch sehr schöne Gegenden sehen.“

„So sagt man uns.“

„Sie kennen Salzburg noch nicht?“

„Noch nicht.“

„Hat Ihnen Sichel genug gefallen, daß wir die Aussicht haben, Sie im nächsten Jahre wiederzusehen?“

„Wie, Herr Stern, zu guter Letzt noch schöne Redensarten?“

Wiederum tiefe Stille.

Plötzlich drehte sich Stern um, warf seinen Hut weg und faßte rasch und heftig Dianens Linke, sie von ihrer Wange herabziehend. Diane wandte sich um, ihr Gesicht von ihm wegzukehren, allein er sah im Fluge, wie blaß es war, und, deutlich im Mondlichte, flossen zwei schwere Thränen aus ihren Augen. „Diane!“ rief er überwältigt aus, und sie sank weinend und gebrochen in seine Arme.

Das lange Gespräch, welches sie, Hand in Hand am Fenster stehend, hielten, wollen wir nicht belauschen. Herr von Seligstein, der inzwischen, mit seiner Lampe in der Hand, heraufgekommen war, hatte die Thüre, welche sein Zimmer mit dem der Tochter verband, leise geöffnet und ging, ohne zu stören, geräuschlos in seinem Gemach auf und nieder, zuweilen, mit einem Blicke auf die Gruppe, sich überaus vergnügt und mit pffiffigem Lächeln die Hände reibend. Herr von Seligstein ist ein

beneidenswerthes, zur Nachahmung nicht genug zu empfehlendes Muster von cher papa; nicht wahr?

Es dauerte eine geraume Weile, bis Stern und Liane, immer noch mit verschlungenen Händen, auf der Schwelle der Thüre erschienen und langsam vor den Vater traten. „Ich bringe Ihnen,“ so begann Herr Stern mit schwerem Ernst, beinahe feierlich, „ich bringe Ihnen, mein theurer Freund, eine verirrte Tochter zurück.“

Liane beugte sich still auf des Vaters Hand und küßte sie. Ihr Begleiter fuhr fort:

„Liane hat sich, hat Sie wiedergefunden. Ihr Mißtrauen, ihre Verstimmung gegen die Welt, ihre zu hoch gespannten Ansprüche, ihren Wahn und ihren Irrthum schwört sie in des Vaters Rechte ab. Ihr Herz ist wieder frei, kühnlich bewegt und einfach; ein edles Herz, das nur die Welt an sich und Andern irre machen konnte, eine echte Perle. Gottes Segen auf dieses Herz!“

Nach diesen Worten schloß Stern das bebende Mädchen fest in seine Arme, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, schüttelte dem Vater die Hand und eilte mit einem unter Thränen erstickten Lebewohl hinaus.

„Was ist das?“ rief Seligstein überrascht, im Begriffe, ihm nachzueilen, seine Tochter sprachlos anstarrend.

„Er geht, Vater!“

„Und wir halten ihn nicht?“

„Wir lassen ihn ziehen.“

„Aber so erkläre mir doch!“

„Alles, mein theurer Vater.“

Liane sprach tiefbewegt und dennoch ruhig:

„Er ist ein seltener Mensch, und sein Wille geschehe.

Mein Herz gehört ihm, wie er mir das seinige heute auf ewig gegeben. In der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, hat er mein ganzes Leben vom Grund aus umgestaltet, neugeschaffen, eigentlich mir erst gegeben. Seine feste Hand zeigte mir, an welchem Abgrund ich ging. Meine Eitelkeit heilte er hart, es ist wahr, aber er heilte sie. Meine Unruhe, mein Mißtrauen, die Unzufriedenheit mit der Welt, wie sie ist: alle diese bösen Schatten hat er mit seinem Geiste, seiner Kraft, seiner Liebe beschworen. Als er das Geständniß der meinigen auf meiner Lippe zittern sah, sprach er zu mir: Wie nun, wenn ich Ihre Waffen gegen Sie kehren wollte? Wenn ich von Ihnen Reichthum verlangte als Bürgschaft, daß Sie mich wirklich lieben und nicht bloß heirathen möchten, um Frau zu werden, wie Hunderte Ihres Gleichen thun? Wenn ich, wie Sie von Ihren Bewerbern, unmögliche Sicherheiten forderte für die reinen Motive Ihrer Wahl und die unausführbare Probe Ihres alten Lieblingsjages: Keine Liebe, oder keine!?"

„Und da ich beschämt mein Auge niederschlug, fuhr er fort: Sie haben die Welt überwunden, meine Diane, jetzt fordere ich einen zweiten schweren Sieg von Ihnen: Ueberwinden Sie Ihr Herz! Sie lieben mich, aber eine Pflicht steht zwischen uns und trennende Rücksichten. Sie sagen mir selbst, daß Ihr Vater, Ihr guter vortrefflicher Vater, eine Partie für Sie hat. Ihrem Vater sind Sie mehr schuldig als mir, als sich selbst. Sie können nicht, wie Sie gethan, den Mann verwerfen, den er Ihnen bestimmt, ohne ihn gesehen zu haben.“

„Aber ein Kaufmann,“ wandte ich ein, „ein prosaischer Geschäftsmensch?“

„Wiederum eines Ihrer alten Vorurtheile! Weil in Romanen und Dramen herzlose Banquiers und beschränkte Comptoirmenschen als Typen vorkommen, müssen Sie darum dieselben auch in Wahrheit so finden? Der Kaufmannsstand, richtig aufgefaßt, ist nicht der erste in der Welt, denn es giebt keine Rangordnung unter den Ständen; aber er ist einer der freiesten, größten, schönsten, in welchem der menschlichen Persönlichkeit ein weiter Spielraum geboten ist, sich zu entwickeln, zu nützen, zu schaffen. Gehen Sie nach Wien, sehen Sie Ihren Vetter, lassen Sie ihn als meinen Nebenbuhler um Sie werben, und entscheiden Sie erst dann, wenn Sie uns beide kennen.“

„Es half nichts, daß ich ihm widersprach, daß ich betheuerte, meine Wahl sei getroffen, und Du, mein Vater, würdest sie nicht weiter bedingen wollen. Er beharrte darauf, selbst ein Opfer sei ich Dir und dem natürlichen Gange des Lebens schuldig. Ich beichtete ihm volle Wahrheit; auch die Geschichte unserer Verkleidung, unserer abenteuerlichen Reise verschwieg ich ihm nicht länger. Zu meiner tiefsten Beschämung mußte ich erfahren, daß sie ihm vom ersten Tage unserer Begegnung kein Geheimniß geblieben sei. Ich habe mich, bewies er mir, durch tausend Kleinigkeiten alle Augenblicke, schon im ersten durch mein Französisch, verrathen, und mit leichtem Spott zeigte er mir alles Lächerliche, mit warnendem Ernst alles Gefährliche meiner Grille. Dieser Mann kennt mein Herz, daß ich vor ihm erschrocken bin.“

„Von seinen persönlichen Verhältnissen gestand er

wenig oder gar nichts. Er hieß mich getrost zur Erfüllung meiner nächsten Pflicht abreisen und schwur mir, in Wien werden wir uns wiedersehen.“

So erzählte Diane.

Herr von Seligstein hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört, gelächelt, gelacht, kurz dergestalt wunderbarlich sich geberdet, daß, wäre die Tochter nicht so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt gewesen, des Vaters sonderbare Theilnahme ihr Angst für seinen charmanten Verstand hätte machen müssen. Der gute Mann tanzte im ganzen Zimmer umher, trat den Interims- oder Incognito-Nachtsack vor Vergnügen mit den Füßen, drückte sein Sitzkissen zärtlich an die Brust und warf sich zuletzt der Länge nach auf das Bett, wie ein Besessener lachend.

„Aber, bester Vater!“

„Laß mich gehen, Kind, ich ersticke. Liebes, gutes, bestes Dianchen, Gott sei Lob und Dank: Der Stern, der im Wasserfall aufgegangen ist, war ein Rettungstern! Nun hört, Gott Lob und Dank! auch die verwünschte Armuth wieder auf; morgen schlaf' ich in Linz im Erzherzog Karl einmal ordentlich, esse christlich nach der Karte und fahre im Pavillon des Dampfschiffes nach Wien. O Gott sei Lob und Dank, und dem Herrn Daniel Stern ein Ditto!“

Am vierzehnten October Nachmittags vier Uhr legte der „Kadeßky“ zu Rußdorf an. Unter den, wie ein

Bienenschwarm aus seiner Zelle, aus dem Schiffe hervorschwärmenden Passagieren befand sich in erster Reihe Herr von Seligstein, seine Tochter am Arm, einen Lohndiener, zwei Kammerjungfern und drei Lastträger, das Gefolge des Reichthums, wiederum auf ihrer Ferse. Der blaue Ueberrock war einem grauen Reispaletot gewichen, wie bei Liane der carrirte Shatol einer eleganten Herbst-Mantille, der alte breite Gebirgs-Strohhat einem modernen Hinterkopfschütchen, die baumwollenen Handschuhe dem feinsten dänischen Leder. Am Arm trug sie das Bracelet, welches Stern am Waldstrubbach gefunden, und daß sie alle Stunde einmal vorsichtig darnach faßte, bewies, wie werth es ihr geblieben oder geworden war, selbst noch unter den glänzenden Nachbarn, welche es inzwischen gewonnen.

Herr von Seligstein, welcher, wie alle alten Herren, die Ueberraschungen liebte, hieß den am Ufer genommenen Fiacre nur gleich zu Herrn von Maßlieb fahren, während die Leute mit den Sachen in das Hotel Wunsch gesendet wurden. Lianen klopfte das Herz gewaltig, als sie durch die Linie, über das Glacis, in's Thor rollte, immer weiter, vom Staub, vom Lärm, vom Glanz, vom Leben der von dieser Seite allerdings einzigen Kaiserstadt umgaukelt. Auf dem hohen Markt vor einem palastähnlichen Hause hielt endlich der Wagen still. Der Portier läutete an.

„Die Herrschaft ist beim Speisen.“

„Macht nichts, mein Junge. Nur melden; (ihm in's Ohr:) Herr und Mamfell Müller aus Nchl.“

Der Junge, der eigentlich ein alter Burische in neuer

Sibrée war, zuckte die Achseln und ging brummend die breite steinerne Stiege hinan. Unterdeß verließen die Reisenden den Wagen. Ein Augenblick — —

Und siehe da, die Treppe herunter stürzte, die Serviette im Fluge wegschleudernd — wer?

Herr Daniel Stern.

Lianen schwindelte so, daß sie sich an das vergoldete Geländer halten mußte.

Ja, er war es. Nur, daß Schermesser und Brenneisen, Schneider und Schuhmacher aus dem Portraitmaler einen reichen, eleganten, darum nicht minder schönen Herrn, aus Daniel Stern Daniel von Maßlieb, den Sohn des Hauses, Seligsteins Better, gemacht hatten. Das kleine Bärtchen, der gelockte Scheitel stand zu dem blassen, edlen, feinen Gesicht und den dunklen geistvollen Augen vielleicht noch besser als das lange Haar um den wilden Kopf.

So flog er auf Liane, auf ihren Vater zu und riß beide zugleich jubelnd an sein Herz. Liane stampfte, wie damals in dem Atelier zu Fischl, mit dem Fuß auf den Boden und rief, zwischen Weinen und Lachen, zwischen unnennbarer Seligkeit und zorniger Aufwallung schwankend aus:

„Also eine Komödie?“

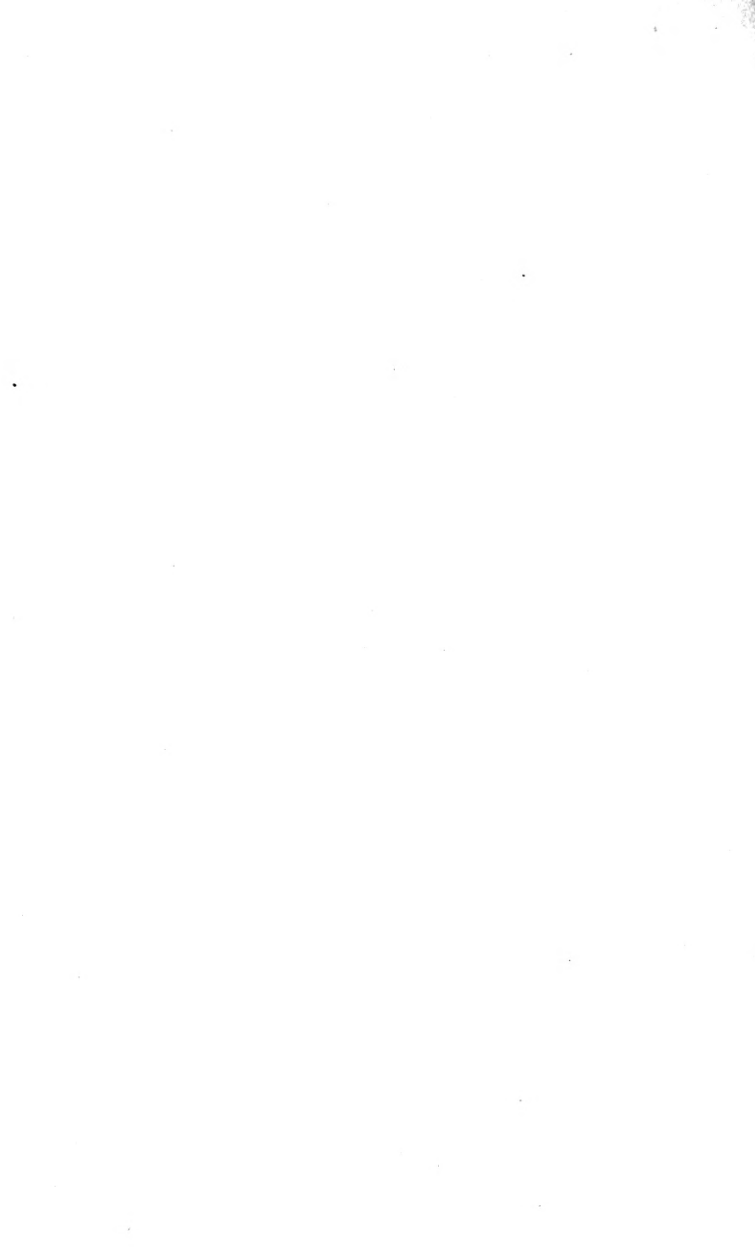
„Nicht doch, Töchterlein, sagte der Vater mit Freudenthränen im Auge, nur Maske für Maske.“

Daniel aber sprach mit dem weichen, ernstesten Tone seiner Stimme, die Lianen von erster Stunde an bis in's tiefste Herz gedrungen war und immer ihren Wiederhall dort fand:

„Keines von beiden, meine Liane! Nur: Keine Liebe! Ich suchte Dich in Berlin, ohne daß Du mich gekannt. Als ich Dich zum ersten Male gesehen, gehört, war über mein Leben entschieden. Allein von den gewöhnlichen Wegen führte keiner an Dein stolzes Herz, das wußte ich. Darum ging ich meinen eigenen, und wir stehen am schönsten Ziele!“

Arm in Arm, Liane mit süßer Hingebung an ihn geschmiegt, traten sie vor die Eltern, und der erste Champagner-Kork, welcher an den Luster des Speisesaales flog, hatte zum Echo ein freudiges: Hoch dem Brautpaare!

Der Schein trügt.



„Der Schein trügt,“ rief der Graf verdrießlich aus, indem er sich aus dem Wagen herausbog und mit der Hand in die Tiefe hinabwies, aus welcher weiße Häuser schmuck emporleuchteten.

„Wie freundlich,“ entgegnete die Gräfin, welche neben ihm saß, „empfängt uns dieser grüne Frieden, diese sichere Stille!“

„Der Schein trügt,“ wiederholte Jener und schüttelte, zurücksinkend in seine Polster, den Kopf.

Der schwere Reisewagen rollte indessen die letzten Abhänge und Windungen der Prager Straße hinab, unmittelbar auf das nahe Karlsbad los. Schon hatte der Thürmer die heranziehenden Gäste gewahrt und erwiderte von seiner Warte die Meldung des Schwagers, welcher den kleinen Rest der Station viel rascher fuhr und lauter blies, als auf jeder früheren Strecke. Die Jungfer hinten auf dem Bocke rüstete sich ihrer Seits auch zum gehörigen Einzug, indem sie Hut und Schleier kokett lüftete und mit Hilfe ihres Reisegefährten, des Herrn Kammerdieners, die zerstückten Locken ordnete. Ein Reitknecht, der mit

zwei Pferden am Zügel dem Wagen folgte, ließ die kurze Pfeife im Munde erlöfchen und glättete sorgfältig die Decken seiner Thiere, die stolz und wiehernd, als ahnten auch sie das nahe Ziel ihrer Reise, den steinigten Schlangenweg hinabtanzen. Alles, bis auf die Herrschaft im Wagen, freute sich der Ankunft.

Es war zu Anfang der eigentlichen Badezeit, in den ersten Tagen des Mai, daß die kleine Karavane, zunächst von Prag her, in den alten, weit berühmten Kurort einzog. Derjelbe hätte, wie die Gräfin voll Entzücken ausrief, sie nicht schöner willkommen heißen können, als mit den Strahlen eines warmen Frühlingsabends, die in den rauschenden Wellen der Tapol wie helles Gold blitzten und die ganze grüne Thalschlucht mit metallnem Schmelze überflogen. Wie eine Doppelreihe von Perlen, an dem Faden des hindurchziehenden Wässerleins aufgeschnürt, lagen die Hütten und Häuser von Karlsbad da, aus ihren Schornsteinen blaue Wolken kerzengerade zum Himmel emporwirbelnd.

„Hier oder nirgends,“ begann auf's Neue die Gräfin halbleise. Ihr Blick ruhte mit dem Ausdruck stiller Freude auf dem lieblichen Landschaftsbilde, welches sich mit jeder Wendung der Straße tiefer und breiter zu entfalten schien. Ihr Gemahl sah sie verwundert an und fragte: „Was meinst Du?“

„Hier oder nirgends,“ jagte ich, „werden wir Gesundheit und Ruhe finden.“

Ein müdes Lächeln spielte um die Lippen ihres Mannes, wie ein herbstlicher Sonnenblick um verwelkte Rosen: „Ich dächte, Gustel, an beiden fehlte es Dir nicht, und

was mich betrifft, so rechne ich schon lange auf keins mehr."

"Du weißt doch, was Dein Arzt in Wien vorschrieb; vertrauensvoll, heiteren Geistes, sollst Du Deine Kur anfangen, sonst wird sie keine."

"Ach, über diese Aerzte! Heuer Karlsbad, über's Jahr Nizza, und im vorigen Sommer Gräfenberg! Was ihnen am meisten einträgt, ihren Kranken am meisten kostet! Vor Allem aber jedes Jahr ein neuer Versuch! Gustel, ich glaub' an nichts mehr, als an meine Leiden. Sind denn auch die Pferde da? Daß der Joseph immer zurückbleiben muß! Ich will meinen Ruxtan sehen, meinen treuen Ruxtan!"

Er pfiß laut auf dem Finger. Der Reitknecht setzte sich und seine Thiere in Trab, und als sie am Schlage vorübertanzten, begleitet von einem Paar hoher dänischer Doggen, welche winzelnd an den Rädern aufspringen wollten und die metallenen Halsbänder unter freudigem Anschlag schüttelten, erst da strich ein kurzes Wohlbehagen über das blasse Gesicht des Kranken und er schnalzte mit den Fingern und mit der Zunge freundlich zu seinen Lieb-lingen hinaus.

Noch wenige Minuten und der Wagen fuhr unter den ersten zerstreuten Häusern in den Ort hinein. Schon begegneten einzelne luftwandelnde Spaziergänger den neuen Ankömmlingen und betrachteten sie mit jener neugierigen Theilnahme, welche fremde Schiffer bei ihrer Landung auf einer entlegenen kleinen Insel begrüßt. Auch allerlei Einheimische, Bürger und Bauern aus der Nachbarschaft, strichen vorüber. Handwerksburschen und Arbeiter ruhten

im Gras und starrten durch den aufgewirbelten Staub bewundernd und neidisch zu dem glänzenden Bierspanner herüber, welcher im raschen Trabe an ihren wunden Füßen und durstigen Kehlen hinbrauste.

„Hätt' ick man det Geld,“ sagte ein pfißfiger Berliner, „wat die vornehmen Dummköpfe da vor det heiße Wasser wegschmeißen, ick wollte mir mein Weißbier zu Hause schmecken lassen!“

„Na, na,“ erwiderte sein Kamerad, der zufriedene Oesterreicher, „es is nit alles Gold was glänzt, und der Schein trügt, Brüderl!“

Inzwischen setzte das Ehepaar im Wagen seine Unterhaltung fort.

„Mir ist es lieb,“ bemerkte der Graf, „daß wir bis jetzt so wenig Damen begegnen. Es müssen ihrer noch nicht viele in Karlsbad sein. Weißt Du, Gustel, nichts ist mir mehr zuwider, als den Ritter machen zu müssen, wo ich doch nur ein Kranker bin. Deshalb ging ich so zeitig im Jahr; da schwärmen noch nicht die eigentlichen Sommerfliegen.“

„Einige Gesellschaft, Anton, wünscht' ich denn doch. Nicht für mich, o nein; aber ich weiß, wenn Regen und Wetter einfallen, wirst Du nach Deinem Spiel und nach Unterhaltung verlangen. Ich allein genüge wohl für ein Paar Stunden im Tag, aber weiter getraue ich mich nicht.“

„Nun, mein Kind, der dritte Mann zur Whistpartie findet sich schon aus der Babeliste heraus, und im günstigen Fall auch ein vernünftiger Mensch, mit dem ich meine

Morgenspeise rauchen und Abends auf dem Schachbrette kämpfen kann."

„Auf Bekannte rechnest Du also nicht?"

„Kraum, Liebe. Wien ist noch nicht auf der Wanderung, die Böhmen wirthschaften auf ihren Gütern und die Ungarn im leidigen Ständesaale. Wir bleiben Einfiedler, Gustel, hoff' ich."

Ueber die feinen Züge der Frau glitt eine kaum bemerkbare Wolke. Wer diese Wolke zu deuten verstand, dem enthüllte dieselbe, statt zu beschatten, die innere Geschichte der Gräfin. Gleichsam unwillkürlich blickte die schöne junge Frau auf den Mann zu ihrer Seite, mit dem sie, abgeschieden und vereinzelt, Wochen, vielleicht Monate lang, unter einem jener fremden Dächer leben sollte, Wand an Wand, aber nicht Herz an Herz. In der großen Stadt oder im eigenen Hause schien eine so nahe Verbindung ihr kaum so drückend und so peinlich, als hier. Sie zog den Shawl fester um die Schultern und spielte gedankenvoll mit dem Lorgnon. Ein Ausruf der Ueberraschung, welcher dem Grafen plötzlich entfuhr, riß sie auf.

„Das war ja, auf Ehre, der Riesenberg," sagte er, sich hastig umwendend und rückwärts grüßend.

„Also doch ein Bekannter, und so früh schon?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Ei, freilich; in dem Fenster des kleinen Eckhauses da droben; sieh nur, erkennt mich der alte Bursche nicht einmal! Grüß Gott!" Seine Stimme verhallte im Rädergerassel. „Da hätt' ich auch eher den Pont-Neuf in Karlsbad vermuthet, als meinen Riesenberg."

„Der Name klingt mir fremd, ich hörte ihn bisher nie von Dir.“

„Glaub's schon, Gustel. Ist auch eine schöne Zeit her, daß ich ihn selbst vergessen. Wart' nur, so ein zehn Jahre müssen's sein, zehn schöne Jahre, daß wir uns in Berlin trafen; ich studirte damals mit ihm.“

„Du studirtest?“

„Nun ja doch, ich hörte ein Privatissimum mit ihm bei Gans, und wir trafen uns immer in Stehels's Laden.“

„Du wirfst ja ganz lebhaft, lieber Anton, so hat Dich der Jugendfreund aufgeregt.“

„Zehn Jahre, mein Kind! Jesus Maria, was für eine schöne Zeit! Der Riesenberg stammt aus dem Königreich Sachsen, glaub' ich. Er ist Freiherr, freilich mit etwas modernen Prinzipien, so ein wenig französisch, vom Liberte- und Egalite-Fieber angesteckt. Uebrigens ein Cavalier, ganz wie unser einer, parole d'honneur! Gute Revenuen, gutes Haus, ganz gute Manieren; ein charmanter Kerl. Weiß Gott, es ist mir verflucht lieb, daß ich dem Riesenberg da begegnen muß.“

„Und gleich bei der Einfahrt; siehst Du, Anton, das nehme ich als ein günstiges Zeichen für unseren ganzen Aufenthalt.“

„Meinetwegen, Kind. Weißt Du, mir ist's nur lieb, daß der dritte Mann gefunden ist. Er wird Dir sehr gefallen, gewiß er wird. Und Du ihm auch!“

Die Gräfin lächelte und stieg aus. Der Wagen hatte vor einem hübschen Hause an der Allee auf der alten Wiese Halt gemacht. Dort waren Zimmer für den Grafen vorausbestellt, und der Hausherr mit sämmtlicher Diener-

schaft empfing ehrfurchtsvoll und gebückt auf der Schwelle die willkommenen Gäste.

„Belieben Hochgräfliche Gnaden nur hinaufzuspazieren,“ hieß es; „Alles schon fertig. Der ganze erste Stock zu Guer Gnaden Befehl. Das Zimmer links mit den drei Fenstern für die gnädige Gräfin, daneben der Salon, dann —“

„Und wohin denn mit den Pferden? Doch nicht in den Keller, hoff’ ich. Da ist ja von Stall keine Idee, so viel ich sehe!“

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, die hochgräflichen Pferde werden drüben im Wirthshaus eingestellt. Alles sicher und sauber, ein kerngesunder Stall und ganz in der Nähe, Guer Gnaden.“

Der Graf pfiß dem Leibhund und stieg, immer noch von seinem alten Freund Riesenberg brummend, die frischgewaschenen Treppen hinan, der vorausgeeilten Frau nach. Die Jungfer zeigte den Weg, den Arm voll Cartons und Tücher. In den für ihn bestimmten Zimmern angelangt, fand er Alles recht hübsch, nur den Salon zu klein, sein Schlafzimmer zu groß, die Bedientenstube nicht nah genug; er versuchte den Sopha, welcher für viel zu hart, und das Bett, das im Gegentheil für viel zu weich erklärt ward. Auch sagte ihm die Aussicht in den nahen Berg nicht zu, weil es da übertrieben still und traurig sein müsse. Der Graf, der Kammerdiener, der Wirth, die Hausfrau, die Mägde, die Hunde, Alles rannte wild durcheinander. Die Gräfin schlichtete nach kurzem Ueberlegen den Streit; sie trat ihr Zimmer, dessen Fenster auf die Allee hinauszgingen, dem Gemahl ab und zog sich in

das feine zurück. Während jener auspacken ließ und Pantoffel, Pfeifen, Wäsche, Kleider unter einander warf, saß sie, die Hände im Schooß gefaltet, still und beschaulich in den neuen Räumen, welche die ihrigen werden sollten. Den Fauteuil hatte die Jungfer an's offene Fenster rollen müssen, und aus Busch und Baum da draußen strömte Wohlklang und Wohlgeruch labend in die grüne Zelle herein. „Hier oder nirgends!“ seufzte die Gräfin nochmals und aus dem blauen, tiefen Auge schlich sich eine langsame Thräne.

2.

„Den Riesenberg will ich einmal recht überraschen, zur Strafe, daß er mich gestern nicht gleich erkannt hat.“ So nahm sich mit heimlichem Lachen der Graf vor, da er am Morgen nach seiner Ankunft in Karlsbad, den eben gekauften Becher in der Hand, auf den Sprudel zuschritt.

Eine Ueberraschung ward's denn auch für beide Freunde, als sie sich in der Halle unter den versammelten Trinkern und Wandlern endlich Aug' in Auge gegenüberstanden; freilich eine andere, als der gute Graf beabsichtigt.

„Aber Du bist alt geworden!“ rief er nach den ersten hastigen und verwunderten Bewillkommungsgrüßen dem Wiedergefundenen zu. „Nimm mir's nicht übel, Herr Bruder, aber famos alt bist Du geworden in den zehn Jahren, daß wir nicht zusammen getrunken haben.“

Riesenberg lächelte zu der naiven Bemerkung des

Grafen, welcher, wie denn dieses gar oft geschieht, im eignen Spiegel niemals und desto eher im fremden Antlitz die Spuren der Zeit und ihre Verwandlungen wahrnahm. Er erwiderte mit einem schalkhaften Lächeln, daß sich der Graf dafür um so besser erhalten habe.

„Meinst Du, alter Junge? Nun, ich könnte zufrieden sein, wenn nur mein Magenhusten nicht wäre und das vertwünschte Gliederreißen.“

Die Freunde gingen Arm in Arm über die kleine Brücke in die Anlagen am linken Ufer des Baches hinauf. Nachdem sie der Vergangenheit ihr Recht hatten widerfahren lassen mit jenen hundert „Weißt Du noch“ und „Damals“, kam denn auch die nächste Gegenwart zur Sprache, für einen Badeort natürlich am allerersten die liebe kleine Gesundheit und das Ach und Weh, das der heiße Quell alles heilen und verkochen sollte. Riesenberg klagte über ein hartnäckiges Leiden des Unterleibes, von dem die Aerzte nicht recht wußten, ob es der Leber oder der Galle zuzuschreiben sei und eher dem Rakoczy oder dem Sprudel weichen werde. Der Graf lachte ausgelassen und zeigte sich überhaupt in einer so heitern, aufgeweckten Laune, daß er selbst sagte, seine Frau würde ihr blaues Wunder haben, wenn sie ihn also sähe.

„Deine Frau ist hier?“

„Unter dem grauen Siebeldache, wo die grünen Rouleaux noch dicht heruntergelassen sind, dort schläft meine bessere Hälfte.“

„Und das sagst Du mir jetzt erst? Ueberhaupt, wie lebst Du denn mit ihr in Deinen böhmischen Wäldern? Hätte ich die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung

nicht gelesen, ich hielt Dich noch für den alten unverbesserlichen Anhänger des Cölibats.“

„Tempi passati, Bruderherz,“ entgegnete der Graf mit einem komischen Halbseufzer. „Man hat doch einmal Pflichten für die Gesellschaft, für seine Familie, und dann meine stete Kränklichkeit, das weitläufige Hauswesen“...

„Du bist nicht glücklich, Dronte?“ warf der Freund in sehr ernstem Tone fragend dazwischen.

„Pah, im Gegentheil, ich habe eine sehr gute Partie gemacht. Mein Weib ist ein Engel; Du wirst sie sehen, trink' den Kaffee mit uns. Eine ganz solide, prächtige Frau, weißt Du, nicht a bissel genant, sanftmüthig, treu wie Gold — aber was hast Du denn, daß Du so mit dem Arme zuckst?“

„Nichts, Bruder, gar nichts.“

„Ich glaub' auf Ehre, Du lachst in's Fäustchen über den Ehemann, welcher das Lob seiner Frau singt?“

„O nein, Anton, gewiß und wahrhaftig nicht!“

„Weiß ich doch, wie wir's früher Alle gemacht haben. War das ein Hohngelächter und ein spöttisches Beglückwünschen, wenn so ein junger Gatte zum ersten Male nach seiner Hochzeit, etwas verlegen und beschämt, wieder in unsere lustigen Garçonzirkel fiel. Geh' mir, ich kenne das, Riesenberg. Gesteh' nur ein, daß Du so ganz im Stillen Dir denkst: Da hat sich auch wieder einmal ein Gimpel fangen lassen, während ich glücklicher Beißig noch leicht und froh in allen Hecken umherflattere!“

„Seh' ich Dir aus wie ein Flatterer?“ versetzte Riesenberg, wehmüthig lächelnd.

„Auf Parole, nein. Hier um Deinen Mund zuckt

auch so eine kleine Falte, die da ausschaut wie der Schatten eines Traurings. Den Handschuh herab, Junge! Auch im Käfig? He?!“

Riesenberg wandte sich schweigend ab. — „Meine Finger,“ sagte er nach einer Pause mit größerem Ernste, als der Graf verstehen oder erwarten mochte, „meine Finger sind frei, Anton; aber siehst Du, an diesem zeigt Dir ein rother Reif im Fleische die Stelle, wo die Fessel gefressen hat.“

„Heinrich, Du warst verheirathet? Du bist Wittwer? Ich bitte Dich, Freund: habe ich eine Stelle in Deinem Herzen berührt, die noch blutet, so vergieb. Wußte ich doch, seit wir schieden, von Dir und Deinem Leben so gut als gar nichts, ein paar flüchtige Grüße durch Reisende abgerechnet. Heinrich, was hast Du nur?“

Riesenberg winkte mit der Hand dem überraschten Grafen einen Gruß zu und eilte mit schnellen Schritten von dannen, Jenen plötzlich allein lassend.

Nachdenklich und beinahe verletzt durch das wunderliche Wesen des alten Genossen, schlich der Graf allein nach Hause.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er beim Frühstück zu seiner Frau, welcher der ganze Vorfall berichtet wurde, „daß da entweder ein dummer Streich oder gar ein schlechter einen braven Mann zu Grunde gerichtet hat. Ganz verändert, Gustel, ich schwör' Dir, aber ganz verändert ist mir der arme Riesenberg vorgekommen, so gewiß gedrückt, weißt Du, und gelb im Gesichte und — mit einem Worte, es ist nicht richtig mit ihm. Du wirst sehen, zum Kaffee kommt er auch nicht; meine Einladung hat er am Ende

gar nicht einmal gehört. Meiner Seel', 's ist ein rechtes Elend mit Euch Weibern! Wie manchen honetten Kerl habt ihr schon um seinen Rest Verstand gebracht, seit Adam jelig!"

"Und wie viel mehr erst zum Verstande, lieber Toni, nicht wahr?" So erwiderte die Gräfin, indem sie dem Gemahl die zweite Tasse einschenkte.

"Du bist ein Engel, das versteht sich," sagte der Graf und ließ sich die Morgenpfeife anzünden, um den Engel verdienter Maßen in Wolken einzuhüllen.

3.

Es verging eine Woche, auch wohl zwei, ehe Riesenberg, trotz täglichen Begegnens mit dem Grafen und der Gräfin, so vertraut in ihrer Nähe wurde, daß er eine sichtliche Scheu und einsylbige Befangenheit überwand. Dronte hütete sich wohl, auf den Gegenstand jenes ersten Zwiegesprächs mit dem Freunde auch nur im Entferntesten zurückzukommen; desungeachtet, vielleicht deswegen blieb eine unbehagliche Spannung zwischen Beiden, die immer da eintritt, wo ein Geheimniß sich unter einst nah verbundene Herzen drängt. Die Gräfin fühlte sich von dem zurückhaltenden Wesen Riesembergs eher angezogen als verlegt; die Natur des Weibes nimmt unwillkürlich und ohne schlechte Regung Theil an dem Verborgenen, zumal wenn ein Leid darunter geahnt werden kann. Dieses zarte Mitgefühl, ohne Worte ausgesprochen, verfehlte mit der Zeit seinen versöhnlichen Einfluß auf Riesenberg's Stimmung nicht, wie er denn überhaupt in dem freund-

lichen, anmuthvollen Zauberkreise, welchen der Gräfin unverkennbare Herzensgüte und Reinheit um sie zog, ehe er es sich selbst eingestanden hatte, leichter und frischer aufathmete.

Heitere Lenztage umfingen begünstigend das Kleeblatt dieser drei in Berg- und Wald-Einsamkeit abgetrennten Menschen. Dem Grafen bekam der Anfang der Kur vorzüglich, und auch Riesenberg's fahle Wangen übersflog dann und wann wieder ein höherer Schein, die Morgenröthe ersehnter Genesung. Die Gräfin stand vermittelnd und fesselnd innerhalb des kleinen Zirkels, welcher von der übrigen, täglich anwachsenden Gesellschaft des Bades sich um so weiter entfernt hielt, als er dieselbe weder kannte, noch kennen zu lernen wünschte.

Man hatte sich alle Sonntage zum Frühstück Rendezvous im sogenannten Posthose gegeben, einem, aufwärts Karlsbad, in Wald und Wiese gelegenen Lustorte der Kurgäste. Aber schon bei der dritten Zusammenkunft ließ sich Riesenberg, bisher der Erste draußen, erwarten. Seine Ankunft mehrte der Freunde Besorgnisse, statt sie zu zerstreuen: sichtlich verstört und erhitzt trat er mit der etwas verbrauchten Entschuldigung, Briefe von Haus hätten ihn aufgehalten, vor die Gräfin.

„Ei was, Briefe,“ schmälte Dronte in seiner lauten Art, „ich würde eher Papier als Menschen harren lassen. Gesteh's nur, junger Sünder, in welchem Deiner Winkelzüge steckst Du wiederum?“

Riesenberg fühlte sich nicht durch diese Aufforderung, wohl aber durch seine eigene Aufgeregtheit zu einem Geständniß gedrängt, und so erwiderte er:

„Du hast Recht, Anton, mich auszuschelten. Längst hätte ich Dir und mit Ihrer Erlaubniß auch Ihnen, Gräfin, Bekenntnisse ablegen sollen, die leider nur zu bald eine schreckliche Oeffentlichkeit erlangen werden. Wenn Sie Lust haben, sich einen schönen Morgen durch eine häßliche Geschichte verdunkeln zu lassen, so hören Sie mich einige Minuten lang ruhig an.“

„Eine Stunde, mein Junge, wenn Du willst, eine ganze Stunde.“

„Und seien Sie,“ fügte die Gräfin sanft hinzu, „unserer herzlichsten Theilnahme zum voraus versichert.“

„In Rath und That, das weißt Du ja, wenn's gilt!“

Mit einem dankbaren Blick begann der Baron, nicht ohne Beklommenheit:

„Du erinnerst Dich, lieber Dronte, des ersten Morgens, da wir uns hier in Karlsbad wiedersehen, und Deiner Frage nach meinen häuslichen Verhältnissen, welcher ich mich auf so gewaltfame Art entzog?“

Der Graf nickte und warf seiner Frau einen bedeutenden Blick zu, als wollte er sagen: „Siehst Du, wie Recht ich hatte? Wiederum die Weiber!“

„Erfahre nun, daß ich allerdings gleich Dir, oder vielmehr sehr ungleich Dir, vermählt bin und hoffentlich nicht lange mehr sein werde. Verzeihung, Gräfin, wenn ich damit und noch mehr vielleicht mit dem, was folgen soll, Ihr Zartgefühl verletz.“

„Meine Wahl war eine so unglückliche, als Deine, Anton, glücklich, meine Frau so unwürdig und pflichtvergeffen, als die Deinige liebenswerth und edel. Vor sechs Jahren, also ungefähr gleichzeitig mit Dir, wagte

ich den Schritt, welcher in seinen Folgen der schrecklichste Fehltritt meines Lebens werden sollte. Meine Heirath war eine reine Sache der Neigung, ja, ich erröthe, es jetzt noch gestehen zu müssen, der glühendsten Leidenschaft; ihr Gegenstand ein Mädchen unter meinem Range, die Tochter eines Landpredigers im Meißnischen."

"Also eine Mezalliance," rief der Graf triumphirend aus. "Da hast Du die Früchte Deiner Philosophie!"

"Du kennst, Anton, meine Grundsätze, meine Erziehung. Sie lehrten mich das Leben und seine Bedingungen anders anschauen, als Du es thust. Namentlich in der Wahl meiner Gefährtin wollte ich keine andere Stimme hören, als die meines Herzens, und ich konnte ihr folgen, frei und unabhängig, wie ich bin, wie es die Gesetze meines Vaterlandes gestatten. Umstände, welche nicht weiter zur Sache gehören, führten mich in das Haus jenes Landpredigers. Seine Tochter gewann mein Herz. Zehn Monden darauf war sie Baronin von Riesenberg. Ich lebte fünf Jahre mit ihr in der glücklichsten Ehe, in einem Himmel, von dem Du, Anton, von dem Du nur urtheilen kannst, wenn Du an Dein eigenes Herz pochst." —

Die Gräfin schlug die Augen nieder und gab das ziemlich phlegmatische Lächeln ihres Mannes nur unterdrückt zurück. Riesenberg fuhr fort:

"Therese und ich schienen wie für einander geschaffen. Ihre Zärtlichkeit, ihr Reiz, ihre — Treue wurden sprichwörtlich im Lande Sachsen. Und ich wußte doch, daß es ein noch älteres Sprichwort giebt: Der Schein trügt!"

"Um kurz über eine Katastrophe hinwegzugehen, deren

Einzelnheiten für die Ehren einer Dame nicht geeignet sind, zu Anfang des sechsten Jahres meiner Ehe machte ich die schrecklichste Entdeckung, welche einem Mann von Ehre widerfahren kann, die aber den liebenden Gatten und, ich darf es wohl sagen, den hochherzigen Wohlthäter noch viel zermalmender trifft, als den beleidigten Edelmann: Meine Frau war mir treulos!"

"Ihnen, Riesenberg," fragte die Gräfin, ihn mit einem Blicke tiefster Theilnahme anstaunend, "Ihnen untreu? Eine Frau, die Sie liebten, von der Sie geliebt wurden, die Ihnen alles dankte?"

"Und dennoch untren; ja, Gräfin. Ich würde es nicht sagen, wenn ich es nicht wüßte, würde es nicht glauben, wenn es diese Augen nicht gesehen, diese Hände nicht begriffen hätten. Und um die Schale meiner Schande gleich vollends über mein Haupt auszuschütten, lassen Sie mich hinzufügen, daß der Mensch, mit welchem sie jahrelang das strafbarste Verhältniß unterhielt, ein Verhältniß, das schon vor meiner Verbindung bestand und während derselben im tiefsten Geheimniß fort dauerte, daß dieser Mensch kein anderer war, als — — — mein Jäger!"

Der Graf sprang mit einem tüchtigen Reiterfluche von seinem Gartensessel auf. — „Da hast Du's," schrie er außer sich, „da hast Du nun Deine idyllischen Unschulden, Deinen tugendhaften Bürgerstand, Deine Landprediger-Familien! Du und Dein Jäger! Gotts Blik, das kommt von dem Romane-Lesen und Romane-Leben, von dem Vicar of Wakefield und von Bossens Luise!" Die Gräfin starzte, sprachlos vor Entsetzen, den Unglücklichen an,

welcher sein Gesicht in den Händen verbarg und am ganzen Körper zitterte. Sie faßte zuerst den Faden des Gesprächs mit leiser Hand wieder auf und fragte mit dem weichsten Klange ihrer vollen, an's Herz dringenden Stimme:

„Nicht wahr, mein Freund, Sie sind von der Wahrheit Ihrer Aussage, der furchtbarsten, die wider ein Weib erhoben werden kann, auch fest überzeugt? Sie waren es, Sie werden es immer sein dürfen?“

„So fest,“ murmelte Riesenberg, sie mit überfließenden Augen anblickend, „so fest ich an Ihre makellose Treue und Trefflichkeit glaube, gnädige Frau, und so vollkommen ich von Ihrem seltenen Werthe und dem gewissen Glücke meines Freundes überzeugt bin: so gewiß, so fest, so vollkommen ist die Schuld meines verworfenen Weibes und mein Unglück!“

„Und was begannst Du mit ihr?“ fragte Graf Dronte nach längerem Schweigen den Freiherrn.

„Im ersten fürchterlichen Augenblicke wollte ich sie meiner Rache opfern. Meine Verachtung, mein Ekel retteten ihr das Leben. Kinder hatten wir nicht, so begnügte ich mich also damit, sie ihrem Vater heimzusenden. Gleichzeitig leitete ich meine Scheidungsklage ein, in die aber das Weib nicht einwilligt, vermuthlich weil sie den besudelten, aber doch noch glänzenden Namen eines Ehrenmannes dem ihres gemeinen Buben vorzieht, welcher von der Stunde an, da ihn meine Kugel fehlte, verschwand, und den sie auch vermuthlich niemals würde heirathen dürfen, so lange ihr Vater lebt.“

„Aber Du hast ja, sagst Du, alles Recht auf Deiner Seite und offene Betweise oder Zeugnisse in den Händen?“

Warum machst Du sie vor Gericht nicht geltend, um die Person zur Strafe zu ziehen und die schmähhliche Fessel zu brechen, welche sie scheinbar an Dich kettet?"

„Weil ich noch immer hoffe, sie zur Einwilligung in die Scheidung zu vermögen und so den abscheulichen Gloriat eines Criminalprozesses mir zu ersparen; handelt es sich ja doch um meine Ehre wie um die ihrige!“

„Das ist freilich eine verfluchte Geschichte,“ sagte der Graf.

„Sprich lieber, ein furchtbares Unglück, Anton,“ setzte seine Frau hinzu, „und denken wir dabei nicht bloß an die Kränkung der Ehre, sondern auch an den Verlust des Herzens. Armer Freund, wie versteh' ich jetzt Ihre scheue Abwendung von unserem Geschlechte, Ihre tiefen Leiden!“

Riesenberg drückte die Hand, welche ihm die Gräfin theilnehmend und herzlich darbot. Er berichtete noch, wie fast täglich, und so auch heute, Briefe von seinem Sachwalter einliefen, um ihn mit den fortschreitenden Verhandlungen bekannt zu erhalten, und wie auf diese Art das ganze Gewebe der schreckenvollen Begebenheit ihn überall verfolge und umstricke. Seine Seele schüttete sich, zum ersten Male seit dem Bruch, der durch sein ganzes Leben ging, vertrauend und offen in befreundete Gemüther aus, und ohne daß er es wußte, wälzte er damit schon eine schwere Bürde von sich und fühlte sich durch Trost und Zuspruch der Gräfin, wie auch durch ihres Gemahls derben, aber praktischen Rath um so viel erleichtert und erhoben, daß er den ersten freien und frohen Mittag an demselben Sonntage noch bei seinen Freunden zubrachte.

Ihr gemeinschaftliches Mahl verlängerte sich, gegen Befehle und Verbote des Arztes, bis in die späte Abendstunde, und als der Graf beim Nachtiſch den Champagnerkelch hob und dem Baron auf seine baldige Befreiung Wunsch und Trunk zubrachte, erwiderte dieser, die Hand seiner Nachbarin galant an die Lippen ziehend: „Wer da wählte wie ich, dem baldige Befreiung; wer wie Du, dem ewige Gefangenschaft!“

4.

Wie schlecht sich die Perlen des Sprudels und des Champagners mit einander vertragen, mußte Graf Dronte an eigenem Beispiel erfahren. Sein kleiner Diätfehler rächte sich nur zu ernstlich. Außerdem verließen mit dem Wonnemonat Sonne und Wärme das enge Thal der Tepel, und feuchte Regenschauer, kühle Luftzüge segten von den verhüllten Bergen unheimlich durch die Schlucht und in dem rings geschlossenen Kessel herum. Der Graf, gezwungen durch wiederholte Anfälle seiner alten Nibel, das Bett einige Tage zu hüten, verlor bald die Geduld und alle gute Laune. Er machte hastige Reisepläne, welchen der Arzt mit den dringendsten Verböten und Warnungen begegnen mußte. Da war es denn kein Wunder, daß der Schimmer heiterer Lebenslust und erneuerter Kräftigkeit, die wie ein Nachsommer verwichener Jugend mit dem alten Freunde über die Natur des innerlich geschwächten Mannes geflogen war, der gewöhnlichen Ermattung und Gebrochenheit wieder wich. Der Baron, ein treuer Besucher am Krankenlager, erkannte mit theilnehmendem

Blicke gar bald, wie es um seinen armen Freund stand. Eine Jugend, in Genüssen und Anstrengungen, nach sogenannten ritterlicher Weise, gleich unmäßig verschwendet, strafte sich durch vorzeitiges und jähes Alter. Das überreizte Nervensystem des schonungslos versuchten Körpers vermochte den äußeren wie den inneren Angriffen der Krankheit nicht mehr den nöthigen Widerstand und spannenden Gegendruck zu leisten; das Auge erlosch, die Wangen, eher aufgedunsen als stark, fielen über Nacht ein, und die Glieder versagten ihren Dienst.

Kiesenberg theilte seine Stunden und sein Mitgefühl zwischen lautem Mitleid um den Grafen und stiller, aber desto wärmerer Bewunderung für die Gräfin. Mit wahrer Engelsgeduld und mit unererschöpflicher Sanftmuth ertrug die Frau alle, selbst die härtesten Launen ihres Mannes. Je mehr Kiesenberg im täglichen Verkehr Beide zusammen beobachtete, um so deutlicher entwickelte sich in ihm die peinliche Ueberzeugung, daß auch da wieder einmal der Schein trügen müsse. Das war nun eine jener als glücklich anerkannten und allgemein gepriesenen Ehen: aber auf wie schwachem Grunde fußte dieser Glanz, des Mannes Heiterkeit und die Zufriedenheit der Frau, welche, schärfer beleuchtet, nur als oberflächliche Aufwallung des Augenblicks und als pflichtmäßige Entsamung dem Blicke Stich hielten! Daß keine Uebereinstimmung der Gemüther, nicht Herzenswahl und Seelendrang den Bund auf Leben und Tod hier geschlossen hatten, erkannte Kiesenberg schon nach kurzer Zeit, ohne sorgfältige Prüfung. Es ward ihm klar, daß die Gräfin ihren Mann so wenig lieben konnte, als er sie zu verstehen und zu würdigen wußte.

Dronte war bei aller Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ein oberflächlicher Mensch, wogegen seine Frau unter der anspruchslosesten Erscheinung eine außerordentliche Ausbildung nicht nur des Geistes, sondern auch der Empfindung und des ganzen weiblichen Wesens verbarg. Die kleinsten Anlässe führten immer zu einer Verschiedenheit der Ansichten in Beiden, welche nur das weiche, nachgiebige Naturell der Gräfin selten zum Durchbruch kommen ließ. In die trotz aller Gewöhnung rein äußerlich gebliebene Lebensgemeinschaft dieser zwei Menschen trat nun, als dritte Kraft auf Beide einwirkend, der Freiherr mit seinem durch die glücklichste Liebe und durch plötzliches Unglück so hoch als weich gestimmten Herzen. Eine tiefgeheime Sympathie zog ihn und die Gräfin allmählich zusammen, und der Graf, selbst wenn ihm seine Arglosigkeit und sein für innere Zustände verschlossenes Auge eine solche Näherung wahrzunehmen erlaubt hätte, würde dennoch ihr nicht in den Weg getreten sein, weil er, auf Frau und Freund mit gleichem Rechte vertrauend, jener eine Zerstreung und diesem einen Trost von ganzem, gutem Herzen gönnte. Seiner Gemahlin war endlich in diesem innerlichen Leben, das in tausend feinen Beziehungen um sie zu spielen begann, eine durchaus neue Sphäre aufgegangen, die sie in sehnfüchtigem Bedürfnisse wohl lange geahnt, aber, statt bei ihrem Manne gefunden, nur in sich selbst gesucht hatte.

Karlsbad füllte sich inzwischen, trotz dem schlechten Anfange des Sommers, mit Gästen allmählich an. Alle Stunden blies der Thürmer, Posthorn und Peitschenknall tönend Tag und Nacht durch die sonst so stillen Gassen des kleinen Städtleins. Bekannte und Freunde drängten

sich mit unwillkommener Theilnahme an den Grafen Dronte; lästige Besuche und laute Nachbarchaften störten ihn gewaltsam auf. Leidende seiner Art schwingen sich, wenn sie eine Weile lang der Krankheit nachgegeben haben und durch stille Schonung dem Arzte zu Willen gewesen sind, hernach wieder mit einem überreizten Troze gegen ihre Natur zu einer erheuchelten Kraft empor und bieten eigensinnig und mürrisch der Gefahr die Stirn. Bei dem ersten Strahle anhebender Besserung schickte der Graf nach seinen Pferden. Der Arzt in Wien hatte ihm nur dann und wann einen Ritt erlaubt, und wenn nun gleich sein Karlsbader Colleague bei gänzlich verändertem Charakter des Krankheitszustandes jenen Rath als durchaus unausführbar bezeichnete, so hielt sich der Graf dennoch störrisch an den Buchstaben der ersten Vorchrift, entweder weil sie ihm persönlich zusagte, oder weil er in seinen Hausarzt mehr Vertrauen setzte, als in den Badoctor. Sein Rufftan mußte vorgeführt werden, Riesenberg das andere Pferd annehmen, und nun ging es, mit einigen beschwichtigenden Worten an die Angst der Frau, verhängten Zügels auf die offene Straße hinaus. Der Doctor schüttelte unwillig den Kopf; ihm und der Gräfin war die Begleitung Riesembergs und dessen Mahnung an Mäßigkeit nur eine geringe Beruhigung. Ihre Besorgnisse rechtfertigten sich auch durch eine sichtliche Verschlimmerung in des Grafen Befinden, welche Alle erkannten und die er allein um so hartnäckiger leugnete, als er sie sich selbst nicht zu verhehlen im Stande war. Als endlich der Arzt, Frau und Freund in vollem und gebietendem Ernste dem zu kindischem Unverstande gesteigerten Eigenthum des

Kranken in den Weg traten, bog er dem Schicksal, so nannte er's nämlich — sein letztes Paroli. „Ich finde selbst,“ sagte er hitzig, „daß das verfluchte Wasser mir nicht bekommt; Regen und Kälte treten dazu, und das Nest ist mir nun einmal verleidet. Morgen reis' ich.“ Er riß eine Glockenchnur ab und befahl die Koffer zu packen.

Der Arzt sprach achselzuckend aus, daß er seine Hände wasche, griff nach dem Stock und dann nach der Thüre. Riesenberg schalt, die Gräfin weinte. Der Graf stand, gezwungen lachend, vor dem Spiegel: „Doctor,“ rief er aus, „seh' ich denn aus wie Ciner, der abfahren will, nämlich nicht nach Prag, sondern in Abrahams Schooß?“

„Herr Graf, der Schein trügt!“

„Herr, die Heilkunde nicht minder! Lustig, Gustel, wir gehen auf's Gut. Der da besucht uns im Herbst, wenn er uns seinen Freibrief mitbringen kann. Wir suchen ihm dann eine andere Hälfte, die mit ihm sei. Eine wie Du, Gustel, solch' einen rechten Engel, nicht wahr?“

Die Gräfin erröthete bis zur Stirn, während Riesenberg, den Scherz mühsam fortsetzend, erwiderte: „Ja, wenn diese Engel nur zu Allen so vom Himmel herniederstiege, wie zu Dir, Du unverbesserlicher Eigensinn!“

Es waren nur noch wenige Stunden bis zur Abreise, auf welcher Dronte mit unbefiegbarem Starrsinn beharrte. Trübe Ahnungen fielen auf alle Häupter des kleinen Kreises herab, als der Arzt mit einem letzten und zürnenden Worte gegangen war. Der Graf selbst versank in ein dumpfes Hinbrüten, wie jedesmal nach dem Anfall seiner fieberhaften Unruhe. Seine Gemahlin dachte an

alle übeln Folgen eines so furchtbar gewagten Schrittes, und Riesenberg — an den Abschied. Seines Bleibens in Karlsbad, erklärte er, werde nun auch nicht länger sein. Er wollte heimeilen, in Dresden den Rechtsfreund seines Hauses auffuchen, seine Scheidung möglichst rasch in's Werk setzen und dann —

„Und dann?“ fragte die Gräfin, durch Thränen lächelnd.

„Dann in die weite, weite Welt hinein!“ Er nahm den Hut und stürzte fort.

Am nächsten Morgen bei dichtem Regen und empfindlicher Kälte wurde der schwerbepackte Reisetwagen wirklich hervorgezogen und bespannt. Die Gräfin stieg ein; den Grafen, der blaß und fast bewegungslos war wie ein Halbtodter, mußten die Bedienten in den Wagen heben. „Ist Kustan da?“ erkundigte er sich und lächelte schwach, als Riesenberg auf dem Lieblingspferde herbeisprenkte, gerüstet, den Ziehenden eine Strecke weit das Geleit zu geben. Aber schon oben auf der Höhe, dem sogenannten Wiener-Sitze gegenüber, kehrte er auf der Gräfin ängstliche Bitten um, durch die geringe Strecke bereits völlig durchnäßt. Der Graf riß ihn wild und hastig an seine Brust, die Gräfin umarmte ihn unter heißen Thränen. Noch ein Händedruck und der Schlag flog zu, die Pferde trabten davon, die Hunde bellend und heulend dem Wagen nach. Riesenberg stand allein auf der Landstraße. Fern wehete noch im Winde das weiße Tuch seiner verlorenen, geliebten Freundin, und die Klänge des Posthorns verhallten dumpf in den nebelumwogten Bergen.

Zwischen Prag und Karlsbad, auf der Mitte des Wegs ungefähr, liegt ein kleines Dorf, Horosjedl geheißten, nur als Station den Postreisenden merkwürdig. Aus dem elenden Wirthshaus am äußersten Ende des Ortes sprenkten am vierundzwanzigsten Juni zwei Staffetten, die eine nach Prag, die andere nach Karlsbad. Es war eine Verwirrung in dem Hause, welche sich dem ganzen Dörfchen mittheilte. Bauern und Bäuerinnen liefen an der Thüre zusammen und raunten es sich neugierig zu, da droben liege ein vornehmer Herr auf den Tod krank. Der Bader war in später Nacht herausgeklopft worden, und jetzt, um die achte Morgenstunde, näherte sich in banger Hast ein kleiner Zug von der Kirche her der Unglückspforte. Das Glöcklein läutete. „Das Allerheiligste!“ riefen die Landleute aus, entblößten Hauptes niederkniend, und die Weiber lispelten: „Gott sei seiner armen Seele gnädig!“ Das Glöcklein in der Hand des Chorknaben stammelte ein frommes Amen.

Noch in der nämlichen Nacht kamen zwei Extraposten in Horosjedl an. Eilig und doch zu spät!

Gegen Abend war der Graf verchieden, ohne Bewußtsein in Folge eines Schlaganfalles. Der Badaerzt von Karlsbad hielt die erstarrte Rechte ernst und traurig in der seinigen, während sein Prager College und Baron Riesenberg ihre trostlosen Bemühungen um die in Krämpfen danieliegende Gräfin vereinigten.

Der Schein trügt. Der Schein des Lebens hatte auch den Grafen betrogen; aber Einen nicht, der sich nicht

trügen läßt, für den es keinen Schein giebt. Der Eine ist der Tod.

6.

Der Schein trägt. Ja, das flüsternten auch die Gäste von Karlsbad, am Mühlbrunnen wie am Sprudel, im Kaffeehaus und auf dem Spaziergang, flüsternten es schadenfroh und argwöhnisch, als wenige Tage nach der Abreise des Grafen seine Wittve zurückkehrte, geleitet von dem Freunde des Seligen. Das schöne Wort Haus-Freund, welchen häßlichen Beigeschmack hat es auf der giftigen Zunge der Verleumdung, wenn es zwischen Mann und Frau höhnisch eingeschaltet wird!

Es giebt aber Lagen und Schmerzen, an welchen der Pfeil solcher Nachreden sich abstumpft oder gar machtlos zurückprallt. So geschah es der Gräfin und Riesenberg, welche in ihrer gemeinsamen Verzweiflung nicht einmal überlegen konnten, daß aus ihrem Beisammenbleiben nach dem Tode des Grafen bittere Früchte auf die Ueberlebenden fielen. Der Arzt hatte auf der Rückkehr der Gräfin nach Karlsbad bestanden, weil dieser Ort der nächste und geeignetste sei. Des Grafen Kammerdiener sollte indessen die sterblichen Ueberreste seines Herrn auf das Gut geleiten, welches die Familiengruft der Grafen Dronte enthielt. Dorthin wollte seine Wittve folgen, sobald die trübe Fahrt möglich geworden, ohne ihr Leben zu gefährden. Riesenberg blieb, so lange es der Schutz der unglücklichen Frau erheischte. So gestaltete sich denn, ganz in den alten Umgebungen, auf's Neue ein Zusammenleben

der zwei Wittwen, welches sich von dem früheren nur durch eine gewaltzamere Spannung, durch untwiderstehliche Näherung unterschied. Gemeinsame Thränen werden so leicht die Quelle eines gemeinsamen neuen Gefühles, und auf den Verlust, welchen zwei Herzen selbender beweinen, folgt, natürlicher vielleicht, als es das Schicksal und das Urtheil der Welt begreift, ein Gewinn und ein Besitz der zwei trauernden Herzen an einander.

Bierzehn Tage schwanden, eher beslügelt als gehemmt durch das Leid. Noch eifriger als zuvor betrieb Riesenberg seine Scheidungsklage, ohne sich selbst den Grund dieser von Tag zu Tag stürmischer werdenden Eile einzugestehen. Die Gräfin vernahm von ihm nicht eine Sylbe mehr über seine Angelegenheit, und doch beschäftigte sie dieselbe innerlich eben so mächtig, als ihre eigenen Verhältnisse ihre ganze äußere Mühe und Kraft in Anspruch nahmen. Gilboten kamen aus Böhmen und Mähren von den Gütern des verstorbenen Grafen; die Schar peinlicher Geschäfte und harter Kämpfe, welche wie Raben jedem Tode folgt, krächzte der Verlassenen unheimlich entgegen. Ohne Eltern und ohne eigene Verwandte, stand sie allein da, den Bestrebungen der Gewinnsucht, den Versuchen der Betrügerei, allen Rechts- und Formquälereien gegenüber. Wie gern wandte sie ihre erschrockenen Blicke von dem Chaos, das ihrer wartete, auf die stille, abgeschiedene Insel, wo sie noch mit dem Freunde um den Verschiedenen trauern durfte!

Nach Ablauf jener Frist, in der Mitte Juli's, mußte sie sich gewaltsam losreißen, um den Ruf der Pflicht

nicht in dem kaum noch verständlichen Gelispel innerer Stimmen zu überhören. Riesenberg hob die schöne, in den schwarzen Gewändern und Schleiern doppelt schöne Gestalt wiederum in den Wagen. Aber er begleitete sie nicht, wie bei dem letzten verhängnißvollen Abschied, und ihr Fuß streifte auch nicht wie damals schwesterlich seine Wange. Kein Geständniß, kein Gelübde war bis zum letzten Augenblicke gemacht oder gar getwechselt worden. Erst als der Schlag geschlossen, stammelte Riesenberg, während der Minute, welche der Bediente brauchte, um auf seinen Sitz zu klettern, hastig in das Ohr seiner Freundin:

„Auguste, darf ich Sie auf Ihrem Wittwenfize besuchen?“

Es war das erste Mal, daß er sie mit ihrem Vornamen anredete. Er klang so sanft und gewinnend dem Ohr entgegen, das aus dem Munde des verstorbenen Gatten nur an dessen harte Verkürzung gewohnt gewesen war, daß sich die Gräfin, überwältigt und mit freier strömenden Zähren, in ihre Kissen und Hüllen zurücklehnte. Die Antwort verhallte in einem lauten Schluchzen; aber von ihrer Rechten, welche Riesenberg zum Abschiede an die Lippen drücken wollte, glitt der schwarze Handschuh herunter und blieb in seiner Hand zurück. Es war die Farbe des Todes, die das Symbol trug, dieses obendrein ein Symbol, das die Feindschaft, nicht die Neigung zu werfen pflegt, und doch . . . Der Schein trügt, der Schein trügt!

Das Stammgut der Dronte'schen Familie, wohin die Gräfin in trauervoller Einsamkeit ihrem vorangegangenen Gatten, dem letzten seines Namens, folgte, liegt tief in Waldes- und Höhenzügen drin, in dem wenig gekannten Erdwinkel, wo die böhmischen, mährischen und schlesischen Grenzen zusammenstoßen. Langsam und lautlos fließt die March durch die stillen Gegenden, welche das Schloß Drontheim beherrscht, in einem weitläufigen Park voll Büsche und Weiher versteckt. In seine Schatten flüchtete die Wittwe, um in sommerlicher Schwüle und tiefster Einsamkeit den manigfachen Eindrücken ihrer letzten Schicksale nachzuhängen, am Sarge ihres Gemahles furchtsam und zitternd neue Liebeshoffnungen aushauchend und in den Briefen an den Freund mit ersfinderischer Selbstqual um den Verlorenen klagend. Schwarzgerändert und schwarzgesiegelt waren die Blätter, welche von Drontheim nach Dresden, von Dresden nach Drontheim in raschem Wechsel flogen; aber der rothe Faden der Liebe schlang sich immer hervorleuchtender durch die dunklen Zeichen der Trauer. Auguste erwachte in diesem ihr neuen Gefühle eigentlich erst zum Leben; sie war bis nahe an die Grenzen weiblicher Jugend gelangt, ohne die Liebe, also ohne sich selbst zu kennen. Dem verstorbenen Grafen gehörte nur ihre Pflicht, und diese erfüllte sie mit bewunderungswürdiger Hingabe, seit sie aus dem klösterlichen Leben eines Damenstiftes, fremd und verwaist in die Welt, in die Ehe hieintrat. Zufriedenheit hatte

sie in dieser wohl gefunden, aber keine Befriedigung, und sie konnte sich eines verstoßenen Seufzers kaum enthalten, als eines Tages in Karlsbad der Graf seinem Freunde — ihm, der das Glück der Liebe so tief empfunden und genossen — zurief: „Nun betrachte Dir einmal unsere Ehe, Heinrich, gegen die Deine; wie gut leben wir zusammen, die Gustel und ich, in gleichen Verhältnissen geboren und erzogen, ohne daß wir an Eure romantische Liebe jemals gedacht haben!“ Damals seufzte sie und Riesenberg mit ihr. Erst sein Bild ging ihr wie eine Sonne auf, und so unschuldig, so frisch und rein war das Herz, welches ihre Strahlen in sich aufnahm, daß es kaum widerstreben mochte, wenn die Nebelschleier der Wittwentrauer früher oder plötzlich durch sie zerrissen wurden, als es die Sitte zu erlauben pflegt.

Riesenberg stürzte sich mit gleichem Seelendrange in die Fluth einer Neigung, welche den noch blutenden Wunden seines Herzens rasche Heilung, seinem erstorbenen Innern frohe Wiedergeburt verhieß. Aus den Trümmern seines Glaubens an die Frauen und an das Glück der Liebe schossen neue Liebesblüthen mit doppelter Kraft empor, in sorgsamer Hast und Freude von ihm gepflegt. Würde er das Wogen und Stürmen seiner Gefühle geprüft haben: wer weiß, ob er auf dem Grunde seiner erschütterten Seele und mitten in der Leidenschaft, wozu er die Neigung für die Gräfin in fröhlichem Taumel steigerte, nicht eine Art von Rachsucht gegen seine treulose Frau gefunden hätte? Er begnügte sich aber damit, den Rechtshandel gegen Letztere ungestümer als je fortzusetzen, und zeigte der Gräfin in einem Schreiben vom

zehnten August jubelnd an, daß er nun seinem Sachwalter unbedingte Vollmacht gegeben habe, mit der Gewalt des Gesetzes eine Freiheit für ihn zu erzwingen, die, jüngst noch ohne Werth und Bedeutung, jetzt sein ganzes Lebensglück bedinge.

Die Gräfin küßte in gleicher Empfindung die heitere Botschaft dieser Zeilen, welche zum ersten Male mit dem berauschenden: „Bald und dann ewig der Ihrige“ schlossen. Sie vermochte nicht im Zimmer, dessen Decke ihr strahlendes Haupt drückte, das volle Herz auszuströmen; hinaus drängte es sie, in den grünen Garten, unter den tiefblauen Himmel, zu schmetternden Morgenvögeln und duftigen Sommerblumen. Eben hatte sie den ländlichen Strohhut auf die blonden Haare gesetzt, mit einem wehmüthigen Blicke das schwarze Band desselben streifend, als ihr ein Bedienter Besuch anmeldete.

„Jetzt nicht, jetzt nicht. Sagt, ich sei nicht da, noch nicht auf. Sagt, was Ihr wollt!“

„Euer Gnaden, es ist eine Fremde, von drunten gekommen, aus dem Dorfe.“

„Und kein Name?“

„Sie will ihn der gnädigsten Gräfin allein sagen.“

„Sonderbar! Wie sieht die Frau aus?“

„Als ob sie krank gewesen, Euer Gnaden, schwach und blaß. Sie ist in Trauer und hat ein Kind bei sich.“

„Also wohl eine Unglückliche, die Hilfe sucht. Dann herein mit ihr. Sie kommt zur guten Stunde,“ setzte sie hinzu, als der Diener gegangen war, und griff nach ihrer Börse. „Wenn das sie trösten kann, ihr nur einen Tropfen

geben von dem Glück, das durch mein überquellendes Herz strömt!“

Die Thür öffnete sich. Bei dem ersten Blick auf die Eintretende erkannte die Gräfin, daß ihre Vermuthung eine falsche gewesen, und verbarg das in der Eile zusammengeraffte Geld. Diese Gestalt, schlank und edel, wie ihr wenige begegnet waren, trat nicht wie eine Bettlerin auf; andere Leiden, als die der Armuth, sprachen aus dem dunkeln, verweinten Auge, aus diesen noch in ihrer Blässe und Zerstörung vollendet schönen Gesichtszügen. Die Gräfin starrte die Fremde sprachlos und bestürzt an. Eine Empfindung, von der sie sich keinen Grund zu geben wußte, krampfte ihr die Brust so heftig zusammen, daß sie genöthigt war, sich an der Lehne eines Sessels zu halten. Sie winkte die Fremde heran und deutete, noch immer nicht im Stande zu reden, auf einen Stuhl ihr gegenüber.

„Verzeihung, Frau Gräfin,“ so unterbrach endlich die Fremde die peinliche Stille, und ihre Stimme drang mit einem unnennbaren Wohl laut in's tiefste Herz: „Verzeihung, wenn ich Sie störe!“

„Ich bitte, Madame; — aber in der That, Sie finden mich . . .“

Der Bediente war inzwischen hinausgegangen. Die Gräfin bemerkte, wie das Auge der Fremden fest an dem ihrigen hing, wie die Leichenblässe des schönen Gesichts in das brennendste Roth überging. Erschrocken wollte sie sich zurückziehen, weil ihr der Gedanke kam, vielleicht mit einer Irrsinnigen allein gelassen zu sein, als Jene, in

Thränen ausbrechend und einer Ohnmacht nahe, heftig ausrief: „Ja, so mußte die Glückliche aussehen, die mir Heinrichs Liebe rauben konnte! O, nun weiß ich, daß es für mich keine Hoffnung auf Erden mehr giebt!“ — Aufschluchzend sank sie auf dem Sessel zusammen und drückte das in ihren Armen schlummernde Kind fester an sich.

„Gerechter Gott,“ erwiderte die Gräfin mit demselben Schrei; „Sie wären . . . Sie sind . . .“

„Kiesembergs unglückselige Frau, die arme, verstoßene; arm und verstoßen mit diesem Kinde, seinem Sohn!“

„Sein Sohn! Kiesenberg hat keinen Sohn! Wenn Sie glauben, eine Täuschung in meinem Hause . . .“

„O, halten Sie ein! Verdammen Sie nicht wie er, ehe Sie hörten! Ja doch, dies ist sein Sohn, obgleich ihn der Vater nicht anerkennen will, niemals sein kindliches Antlitz sah!“

„Unmöglich, wiederhole ich Ihnen; unmöglich! Kiesenberg kann mich nicht getäuscht haben!“

„Nein, Frau Gräfin, o nein, er täuschte Sie nicht, er ist dessen unfähig; aber er ward getäuscht, auf die unerhörteste, untwürdigste Art getäuscht, wenn er glauben konnte, daß sein Weib ihn verrathen hat, daß dies sein Kind nicht das seinige ist.“

Die Gräfin stand im Begriff, sich der weitem Unterhaltung mit der Fremden zu entziehen. Sie muß eine Betrügerin sein, rief sie sich selbst zu; aber jeder Blick auf das Antlitz, auf die Haltung derselben verkündete eben so laut das Gegentheil. „Der Schein trügt“ mur-

murmelte sie vor sich hin, um sich selbst zu beschwichtigen, um dem unwiderstehlichen Zauber des dunkeln Sternes, der auf ihr haftete, zu entrinnen.

„Ja, der Schein trägt,“ fuhr die Andere fort und ihre Rede gewann an Klarheit und Zusammenhang; „aber, Frau Gräfin, es giebt eine Wahrheit, die mehr ist, als Schein, die allen Schein überwindet. Diese Wahrheit von mir hören zu wollen, beschwöre ich Sie auf meinen Knien, ein Weib das andere, eine Mutter, eine Wittwe wie Sie. Glauben Sie nicht, daß ich hierher gekommen bin, Ihnen den Mann streitig zu machen, auf welchen nur die Liebe ein Recht giebt. Nein, ich wollte nur Sie sehen, mich überzeugen, ob seine neue Wahl ihn glücklicher machen kann, als die erste.“

„Wie? Sie denken, Frau Baronin, daß ich . . . , daß Riesemberg.“

„Daß Sie seiner werth sind, und mein Herz dankt Ihnen dafür. Alles, was ich von Ihnen hörte, bürgt für Sie, und mehr noch dies Auge voll himmlischer Güte und Milde. Für mich, ach, für mich verlange ich ja weiter nichts mehr. Aber“ und hier ergriff die Unglückliche der Gräfin Hand „für dieses Kind fordere ich von Ihnen einen Vater. Ich habe entsagt, ich gehöre dem Tode an; diesem Kinde aber, o nur ihm, was es verdient, einen Namen, einen Vater, ein Leben!“

Sie zog die Gräfin verzweifelt an sich und über das schlafende Knäblein; ihrer Beider Thränen stürzten vermischt auf seine Wangen herab. Das Gesichtchen zuckte zusammen, die Augen öffneten sich und der süße Mund lächelte voll Unschuld der Mutter entgegen.

Es war ein Bild, des besten Griffels würdig: die zwei schönen weinenden Frauen in langen, schwarzen Trauerkleidern, die Eine mit blauen Augen und lichtblondem Haar, die Andere von braunen Locken umwallt, Arm in Arm geschlossen und Brust an Brust; zwischen Beiden das erwachende Kind, mit emporgestreckten Händchen und schlafglühenden Wäcklein, welche gegen die Marmorblässe und die schwere Verstörung jenes Doppelantlitzes in heiterem Frieden frisch und fröhlich abstachen. Diese Herzen schlugen aneinander, so nahe und doch so fern, — in ihrer Mitte lag das verjüngte Bild des Mannes, der sie auf ewig schied und vereinte!

8.

Nach geraumer Frist erst schwieg der Sturm bitterster und süßester Empfindungen so weit, daß Frau von Riesenberg der Gräfin eine ununterbrochene Darstellung ihrer Geschichte zu geben vermochte.

„Ich bin,“ so begann sie, „die Tochter eines Landgeistlichen, welcher unweit Meißen in Sachsen eine Predigerstelle bekleidet. Riesenberg, dessen Besitzungen in ziemlicher Entfernung von uns hinter Bauken liegen, kam durch den traurigsten Zufall in unser Haus. Eingeladen von einem Freunde, hatte er in der Nähe unseres Dorfes eine große Jagd mitgemacht; in diesem Herbst werden es gerade acht Jahre sein. Durch die Unvorsichtigkeit oder das Ungeschick eines Schützen wurde er gefährlich verwundet. Man brachte ihn bewußtlos und dem Ver-

scheiden nahe in's Pfarrhaus des Dorfes, das heißt in das unsrige, nachdem sein Jäger, vorausgesandt, um Quartier zu machen, die gastliche Barmherzigkeit meines Vaters in Anspruch genommen und zugesichert erhalten hatte. Von ihm erfuhren wir, wen unser niederes Dach beherbergte, als der erste Verband schon angelegt worden war. Die herbeigeholten Aerzte gaben anfangs gar keine Hoffnung und nach den ersten Tagen nur geringe; an ein Fortschaffen des Kranken war nicht zu denken, er lag fortwährend im Wundfieber. So blieb er unser Gast und Fritz, sein Jäger, gleichfalls, da er seinem Herrn so anhänglich als unentbehrlich schien. Nicht eher, als nachdem die dringendste Gefahr beseitigt war, verließ Fritz den Baron, um dessen Verwandten Nachricht zu bringen. Vierzehn Tage lang war Riesenberg ausschließlich meiner häuslichen Pflege anvertraut, da mein Vater und meine Mutter durch ihre Geschäfte von der Sorge für ihn abgezogen wurden. Ich will ohne Rückhalt gestehen, daß diese Schmerzens- und Angsttage bei allem Schrecklichen, das sie hatten, zu meinen theuersten Erinnerungen gehören. Die Geschichte meiner Liebe knüpft sich an dieselben auf die nämliche, natürliche Art und Weise, die in ähnlichen Fällen schon oft aus dem Gegenstande unserer Sorge den Gegenstand unserer Sehnsucht machte. Das Bild des schönen, auf den Tod getroffenen Mannes prägte sich zuerst meinen jungen Sinnen, und bald auch seine sanfte Kraft im Dulden, seine zarte und rührende Dankbarkeit für unbedeutende Dienste meinem jungen Herzen fest und unauslöschlich ein.

„Fritz kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück, jedoch

nicht allein. Niesembergs nächster Better — Eltern und Geschwister hat er nicht — begleitete ihn, um nach dem theuren Verwandten zu sehen. Der Eindruck, welchen dieser Better vom ersten Augenblick an auf mich machte, war der entschieden ungünstigste, ohne daß ich eine vernünftige Ursache für meine Abneigung hätte entdecken können. Ich erwehrte mich des tiefen Abscheus aber kaum, als ich deutlich wahrnahm, wie die Freudenbotschaft von der Besserung unseres Patienten ihn durchaus nicht so glücklich machte als uns, die wir sie ihm mittheilten. Ich war ferner zugegen, da er mit der schonungslosesten Heftigkeit auf den Kranken zustürzte und ihm, dem jede Aufregung noch den Tod bringen konnte, die übertriebensten Aeußerungen seines Schmerzes wie seiner Freude ordentlich aufdrang. Niesemberg hatte an diesem Abend gleich wieder in erhöhtem Grade am Fieber zu leiden.

„Der Better siedelte sich, so gut es gehen wollte, im Wirthshause an und nahm mir, unter den verbindlichsten Formen, die Pflege meines Kranken ab. Dieser war indessen so sehr an jene kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten gewöhnt, die wir Frauen allein zu leisten wissen, daß er mich ausdrücklich und auf das Angelegentlichste zurückverlangte. Ein neuer Aerger für seinen Better; ihm schien nichts verdrießlicher, als des Barons sichtliche und warme Anhänglichkeit an mich und meine vielleicht schlecht genug verhehlte Theilnahme für ihn. Better Adolf suchte, sobald er dessen inne ward, einen andern Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen: er verfolgte mich mit Erklärungen und Bethenerungen, die mir geradezu gehässig und unerträglich wurden. Ich hätte ihnen auf

die Dauer nur entgehen können, indem ich das Haus verließ oder ihm durch den Vater die Schwelle verbot. Beides war gleich unthunlich, und zum Glück ersparte mir Riesenberg die Alternative, indem er seinen Vetter mit Geschäftsaufträgen auf die Güter und in die Hauptstadt sandte.

„Damit ich in wenig Worten über die ersten Räthsel, welche meines Glücks und meines Unglücks Quelle waren, hingehe: — Adolf war Riesenbergs nächster Agnat, auf ihn fielen Vermögen und Güter, wenn jener ohne Kinder verstarb. Nun ist sein Zorn und unverföhlicher Haß gegen mich wohl erklärt, die ich, schon im Frühjahr, als Riesenbergs Frau, durch meinen theuern, ehrwürdigen Vater ihm angetraut, auf Riesenberg erschien. Auf's Höchste bestürzt durch diesen raschen Entschluß seines Veters, dem die That gleich gefolgt war, und in Erinnerung an sein leichtfertiges Betragen gegen mich im elterlichen Hause doppelt befangen, war er kaum im Stande, mir einige hervorgestammelte Redensarten und erheuchelte Glückwünsche zu widmen. Um so wortreicher ergoß sich sein Dank gegen meinen Mann, der edel genug war, ihm zu erklären, daß es seine Absicht nicht sei, durch diese Verbindung Adolfs Hoffnungen auf ein reiches Erbe ganz und gar zu vernichten, daß er im Gegentheil sofort ihm eine bestimmte, mehr als genügende Summe zur Leibrente auswerfen und auch sonst für alle Fälle zu seinen Diensten bleiben wolle. Adolfs Erkenntlichkeit gegen Riesenberg, seine respectvolle Aufmerksamkeit für mich, die Maske eines durchaus uneigennütigen und liebevollen Charakters, welche er annahm und Jahre lang auf

das Geheime festzuhalten wußte, täuschte meinen Mann, seinen Freund, unser Haus, nur mich nicht. Ich wußte, daß ich einen Todfeind in ihm hatte; unter den Blumen, womit die Liebe meines Heinrich verschwenderisch mir alle Pfade überstreute, glaubte ich fortwährend das giftige Bischen dieser Schlange, seinen schleichenden Gang zu hören, womit er den Boden unter meinen Füßen untergrub. Nur die Besorgniß, meinem Manne unangenehme Stunden für die süßesten Tage zurückzugeben und vor der Welt als Unfriedensstifterin in einer Familie zu erscheinen, welche mich vorurtheilsfrei in ihre Mitte erhoben hatte, hielt mich ab, Riesenberg bekannt zu machen mit dem seltsamen, untwürdigen Betragen seines Betters gegen mich vor unserer Vermählung und mit meiner fortdauernden Furcht vor ihm.

„Ueber fünf glückliche Jahre, bis auf jenen einzigen, vorüberziehenden Schatten sonnenklar und ungetrübt, gehe ich mit einem Seufzer der süßesten und zugleich schmerzlichen Erinnerung hinweg. Wir lebten den Winter über in Dresden unter den angenehmsten geselligen Verhältnissen, in geringer Entfernung von meinen würdigen Eltern, die bei jedem neuen Besuche mein Glück mit Freudenthränen segneten und Riesenberg wie ihren eigenen Sohn liebten. Der Frühling führte uns jedesmal nach Riesenberg zurück, und dort öffnete sich mein eigentliches Paradies. Allein mit dem Manne, an dem mein ganzes Herz mit glühender Neigung und innigster Treue hing, berufen zu regelmäßiger Thätigkeit, die mehr eine Zerstreuung war: so fehlte nichts, um die ausschweifendsten Wünsche eines Weibes zu krönen, als — der letzte und

höchste Segen, welchen Gott durch ein Kind über eine Ehe schüttet. Auch dieser sollte mir werden, aber da es zu spät war . . ! . .

„Im Mai des vorigen Jahres ging ich eines Abends mit Riesenberg im Garten spazieren. Es war eine köstliche Stunde, vielleicht die köstlichste meines Lebens, gewiß die letzte meines Glückes. Noch nie hatte ich Heinrich so zärtlich und so warm gesehen, als da er, seinen Arm um mich schlingend, mich unter tausend Scherzen und Küffen durch die duftenden Beete und Bosquette zog, in der Springen-Laube an meiner Brust lag. Wir schwelgten in jenen spielenden Erinnerungen der Liebe an eine gemeinsame glückliche Vergangenheit, welche die Gegenwart doppelt glücklich zu machen geeignet sind. Heinrich mahnte mich an alle kleinen Einzelheiten aus der Geschichte unseres Bundes, an das niedere Hinterstüblein im Pfarrhause, in welchem ich ihn gepflegt, Abends ihm vorgelesen, an das kleine Holz neben dem Dorfe, wo, fast an derselben Stelle, die ihm beinahe den Tod gegeben, ich weinend vor Seligkeit und dankbarer Nührung, ihm das Jawort gegeben.

„Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Hand in Hand kehrten wir in das Haus zurück, wo der Theetisch, mein Klavier und ein Buch unserer zu harren pflegten. Es war ein Brief an Riesenberg da. Er öffnete ihn in meiner Gegenwart, ward blaß, zitterte, starzte vor sich hin, wie vom Blitz getroffen. Wieder las er und wieder; seine Züge entstellten und verfinsterten sich immer mehr. Erschrocken näherte ich mich, um zu fragen, seine bebende Hand zu fassen; da stieß er mich mit einer

Bewegung der unbändigsten Wuth so heftig von sich, daß ich zur Erde gefallen wäre, hätte er selbst mich nicht wieder unterstützt. Meine Thränen, die Ohnmacht, welche mich in seinen Armen umwarf, brachten ihn einigermaßen zu sich; er versuchte mich zu beruhigen, rief nach meinem Mädchen, umfaßte und küßte mich. Jener Brief, so sagte er, enthalte eine sehr unglückliche Nachricht, die ihn nöthige, gleich morgen, jedoch nur auf kurze Zeit, zu verreisen; im Uebrigen dürfe ich außer Sorgen sein. Er gab sich Mühe, gefaßt zu erscheinen, aber er täuschte mich nicht; es tobte ein fürchtbarer Kampf durch seine Seele Um ihn nicht zu vermehren mit meinen Zweifeln und Klagen, zwang ich mich selbst zur Ruhe. Ich ging schlafen. Ach! es war die erste Nacht meiner Ehe, daß ich auf Nesseln lag, statt auf Rosen, und die Dornen sollten ihnen bald folgen.

„Als am nächsten Morgen meine vertweinten Augen nach Heinrich fragten, war er abgereist. Abgereist, ohne mir Lebewohl zu sagen! Ich schloß mich in mein Zimmer ein, das ich den Tag über nicht verließ. Das Schreckbild des Unglücksbriefes kam mir nicht aus dem Sinne, und ich verwünschte meinen Kleinmuth, daß ich es nicht gewagt, das Recht der Frau auf ein solches Geheimniß geltend zu machen. Vermuthungen aller Art kreuzten sich vor meinen verwirrten Blicken, ohne daß die rechte daraus hervortauchte; sie lag so tief unter mir, ich war in das Bewußtsein meiner Treue und in das Vertrauen meines Gemahls auf sie so sicher eingewiegt, daß ein solcher Gedanke mich auch im Traume nicht berührt hätte. Meine Angst blieb auf Gott weiß welchen Familien-

angelegenheiten haften. Wie, wenn jener Brief Heinrich seine Mißheirath mit mir vorgeworfen hätte, vielleicht von der Seite eines altadeligen Freundes? Wenn er deswegen einen Augenblick lang auch gegen mich hart geworden? Wenn er ging, um mich zu rächen?

„Bis zum Abend jagte mich meine peinliche Ungezißheit in einem Labyrinth von Besorgnissen umher, die, eine schwerer als die andere, zuletzt meine ganze Besinnungskraft ermüdeten. Von quälendem Nervenkopfstweh heimgesucht, mußte ich hinaus in's Freie. Durch dieselben Aueen, wo ich gestern, an der Seite meines Mannes, beflügelt vom Glück, über den Boden geschwebt war, schlich ich heute traurig und geknickten Hauptes, nur von meinem Kammermädchen begleitet. Am Ende des Sündenweges trat mir auf einmal der Jäger Riesenberg's, Frik, entgegen. Erstaunt, ihn hier zu finden, der sonst seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte, fragte ich, warum er zurückgeblieben, wann und wie mein Mann abgereist, ob er nichts über seine Rückkehr wisse? Frik antwortete lange und angelegentlich, in leisem Tone; ich selbst suchte das Gespräch nicht abzukürzen, weil es mir ein Trost war, wenigstens über den lieben Flüchtling reden zu können, und weil ich Frik, als Denjenigen, welcher mir meinen Heinrich zu allererst angekündigt und zugeführt hatte, gern und freundlich auszuzeichnen gewohnt war. Nachdem ich ihn entlassen, kehrte ich nach Hause zurück. Ich legte mich früher als gewöhnlich nieder, und Christiane, das Mädchen, brachte mir den Thee an das Bett. Sie ging, ich nahm eine Tasse und fiel bald darauf wider alles Vermuthen in einen tiefen Schlaf.

„Der Knall eines Schusses erweckt mich mitten in der Nacht. Ich jähre entsetzt auf. Das Nachtlicht brennt auf meiner Toilette, und bei seinem schwachen Scheine gewahre ich, wie Schatten an meinem unklaren Auge vorüberfahrend: meinen Mann, die rauchende Pistole in der Rechten, gehalten von Adolf und dem Schloßverwalter, zu den Füßen meines Bettes Christiane, ganz verwirrt und besinnungslos, und Friß, den Jäger, welcher aus der offenen Thüre rechts von meinem Lager hinausstürzte, eine Thüre, die sonst als unnütz und zugluftig von mir immer verschlossen gehalten worden war. Das Alles stand, wie von Blikesklarheit erhellt, vor mir und verschwand alsbald wieder in dumpfer Finsterniß. Ich rief den Namen meines Mannes und breitete die Arme nach ihm aus, er aber wankte mit einer Geberde des tiefsten Abscheues gegen mich hinaus in mein Zimmer, und ich sah, halb aufgerafft in meinen Rissen, wie er dort auf den Schreibtisch losstürzte, alle Schubfächer durchwühlte und ausschüttete, bis er zwei Paquete Briefe hohnlachend und mit wüthendem Aufschrei an sich riß. Ich wußte mir nicht eine Figur, einen Zug aus dem schrecklichen Nachtgemälde zu deuten, das wie ein Traumgesicht vor mir stand und verschwand. Noch einmal lallte ich den Namen „Heinrich“ und sank ohne Besinnung zurück.

„Erst mit dem hellen Morgen wich der Schlaf, der wie ein Alp betäubend auf mir gelegen. Ich sah mich um, ich fragte: Christiane! saß auf einem Schemel zu meinen Füßen, aber ihre einzige Antwort war ein unter Thränen und Schluchzen hervorgestohenes: Ich weiß nicht. — Und mein Mann, wann kam er denn wieder? wo ist

er? Und diese Thür, warum war sie nur auf einmal offen? Warum die fremden Männer in meinem Schlafzimmer, der Better, der Verwalter, der Jäger?" — „Ich weiß nicht, ich weiß nicht!“ — „Wo ist aber jetzt mein Mann, und weshwegen kommt er nicht, mich zu beruhigen?" — „Ach, ich weiß nicht; der gnädige Herr sind noch in der Nacht mit Baron Adolf weggefahren.“ — „Weggefahren? und wohin denn, warum denn? Um Christi Barmherzigkeit willen, was bedeutet dies Alles?" — „Das weiß ich ja nicht, gnädige Frau, und ich weiß es nun einmal nicht!“

„Kaum war ich halb angekleidet, so ließ sich der Verwalter melden. Er kam, ein würdiger alter Mann, mir von Herzen ergeben, mit Thränen in den Augen, mit wankenden Füßen. „Der Wagen,“ stammelte er, „ist angespannt.“ — „Der Wagen?" — „Ja.“ — „Für wen und wohin?" Stumm und abgewendet reichte er mir ein offenes Billet meines Mannes, das ich hastig ergriff und verschlang. Es brauchte dazu weniger Augenblicke, denn das zerknitterte Blatt enthielt nur einige verzerrte Züge seiner Handschrift, die ich, noch immer wie im Traume, entzifferte: „Du wirst Dich meines Wagens bedienen, um zu Deinem Vater zurückzukehren; dort erwarte meine Befehle.“

„Man trug mich hinab, man hob mich auf den Sitz. Meine Koffer waren schon aufgepackt. Der Verwalter und Christiane stiegen ein, und so ging's zum Thore hinaus, ach! durch dieselbe Lindenallee, die wir vorgestern selbender durchwandert, an den Schwänen im Weiher vorbei, die wir oft aus einer Hand gefüttert. Der Hund

des Gärtners sprang lieblosend zu mir empor; die Menschen aber schienen im Garten wie im Schlosse ausgestorben.

„Sobald ich zu reden vermochte, beschwor ich den Verwalter flehentlich um die Lösung des furchtbaren Räthsels. Alles, was ich ihm zu entreißen vermochte, waren die nur noch dunkleren Worte: Gnädigste Frau Baronin, wie soll ich es Ihnen denn sagen, wenn Sie es selbst nicht am besten wissen?

„Zum Glück dauerte die schreckliche Reise nicht lange. Wir fuhren die ganze Nacht durch und gelangten gegen den Mittag des andern Tages nach Meißen. O, welches Wiedersehen, als der Kirchturm meines Dörfleins, der Giebel des Pfarrhauses, der Wald am Saume des Wassers, wo Heinrich geblutet hatte, vor mir auftauchten! Sie alle unverändert, und ich!!

„Noch ehe wir an die ersten Hütten gelangten, erkannte ich die Gestalt meines Vaters, auf der Landstraße unserm Wagen entgegeneilend. Ich ließ halten, stürzte in seine zitternden Arme, küßte seine grauen Haare; „mein Vater“ und „mein Kind“ war Alles, was wir zu stammeln vermochten. Nach einer langen Umarmung wand sich der ehrwürdige Greis sanft von meiner Brust los; mit einem Blicke, mit einem Tone, die mich zermalmt hätten, wäre ich schuldig gewesen, vor denen ich, die Unschuldige, schauderte und bebte, fragte er mich, sein schwarzes Sammetmützchen von dem kahlen Scheitel nehmend: „Vor Gott und diesem Manne da, kann ich Dich noch meine Tochter nennen? Ist es wahr, daß Du abgewichen bist von dem Pfade der Tugend und der Pflicht,

dem einzigen, den Dich mein Wort geführt? Bist Du die unwürdigste und undankbarste der Frauen geworden, so sei auch nicht mehr meine Tochter, so tritt nie wieder über meine Schwelle, so laß Deine alte Mutter, Deinen armen Vater allein und verzweifeln sterben an der Schande, die Du über ihr Haus und ihren Namen gebracht! Wenn Du aber, wie mein Herz es glaubt, unschuldig und unglücklich bist, ein Opfer der Verleumdung und des Verrathes, wie sie in den Schlössern der Großen dieser Erde schleichen, so sind die Arme und die Thüren Deiner Eltern Dir noch offen, so komm und leide mit ihnen, was Gott sendet!"

„Ich erhob meine Hand feierlich zu dem Gotte, dessen Diener vor mir stand, und schwur mit dem heiligsten Eide, daß ich nicht nur unschuldig sei wie das Tageslicht, das über mir strahle, sondern auch nicht einmal wissen, wessen man mich anklage. Mein Vater umarmte mich mit Freuden- und Kummerthränen im Auge und rief, gegen mich und meine Begleitung gewendet aus: „So komm denn mit mir, mein armes Kind. Dein Fuß soll diesen Wagen nicht mehr betreten, und wollte Gott! er hätte es nie gethan. Führen Sie ihn sammt Allem, was er enthält, Ihrem Herrn zurück und melden Sie ihm, meine Tochter bedürfe dessen nicht, ich nehme sie, wie ich sie ihm gegeben, arm, aber unschuldig; nur ihr Glück sei bei ihm geblieben!“ Darauf ergriff er meinen Arm und führte mich, aller Gegenvorstellungen des Verwalters nicht achtend, hinweg. Zu den Füßen meiner Mutter, welche der Schreck und die Scham auf das Sterbebett geworfen, lösten mir endlich die schonenden Worte des Vaters

den Anäuel, den ich um mich gestrickt fühlte, wie von dämonischen Mächten. Es ward mir der Brief Riesembergs vorgelegt, worin er meinem Vater anzeigte: er sende ihm seine Tochter zurück, so schuldig und besleckt, wie er sie aus seinen Händen empfangen; Gegentwärts mehrerer Zeugen habe er, mich durch eine Abwesenheit täuschend, um Mitternacht seinen Jäger Fritz in meinem Schlafzimmer ertappt, und schriftliche Beweise, in deren Besitz er stehe, thuen unwiderleglich dar, wie dieses abscheuliche Verhältniß schon während seiner Krankheit im Pfarrhause angeknüpft und durch die ganze Zeit meiner Ehe fortgesponnen worden. Nur aus Rücksicht auf meinen Vater, so schloß das Schreiben, werde ich geschont und solle dafür ohne Verzug in die von ihm anhängig gemachte Scheidungsklage einwilligen.

„In der Verzweiflung, welche wie Berge auf mein gebrochenes Herz stürzte, war nicht das Bewußtsein meiner vollkommenen Schuldlosigkeit der schärfste Stachel, sondern der Gedanke an das Leid Heinrichs, welches mir ungleich fürchterlicher erschien als das eigene. Er liebte mich, wie ich ihn, er mußte mich treulos und verloren glauben, während ich nicht nur mein Gefühl für ihn bewahrte, nein, auch die Zuversicht auf eine endliche Zerstörung der Cabalen, denen ich als Opfer fiel. Ich bat meinem Vater die Erlaubniß ab, an Riesenberg schreiben zu dürfen: das erste Mal erfolgte keine Antwort, das zweite Mal kam mein Brief uneröffnet zurück. Meinen Mann sah ich seit der Scene jener Nacht nicht wieder, ich wußte nicht einmal, wo er sich aufhielt. Mittlerweile nahmen die peinlichen Vorbereitungen des Rechts-

handels Anfang und Fortgang; entschlossen, niemals in eine Scheidung zu willigen, weil ich dadurch das Verbrechen eingestanden hätte, dessen mich meine Feinde bezichtigten, war ich genöthigt, einen Rechtsbeistand anzunehmen. Außer seiner Hilfe ward mir bald darauf auch eine ärztliche nöthig. Der Doctor erklärte mir auf meine Klage, daß ich mütterliche Hoffnungen habe, — eine Botschaft, die mich wenige Monden früher noch wie ein Gruß himmlischer Heerschaaren überrascht und verklärt hätte; jetzt stürzte sie mich in einen noch tieferen Abgrund der Hölle. Ein Kind gewonnen, und seinen Vater verloren! Mutter und Wittve durch einen Tag!

„Da unsere Verhandlungen durch die Hände der Advocaten gingen, empfing Riesenberg auf diesem Wege die Kunde seiner Vaterschaft. Keine Erwiderung. Nach Verlauf mehrerer Wochen liefen wiederholte Anträge auf Scheidung ein; man bot mir ein Jahrgehalt von zweitausend Thalern gegen die Ablegung des Namens Riesenberg und Zustimmung in die Scheidungsklage. Von meiner Seite das alte, feste Nein. Die Zeit wälzte sich qualvoll und langsam auf dem Rechtswege dahin, ohne daß die Angelegenheit selbst nur einen Fuß breit vorrückte. Endlich kamen — es war wenige Wochen vor meiner Niederkunft — gerichtliche Zeugnisse und Erklärungen, begleitet von einem höhniſchen Briefe des Baron Adolfs. Jene Actenstücke enthielten: eine Zeugenaussage über die bekannten Räthsel der Nacht, unterschrieben von Adolfs, dem Verwalter, meinem Kammermädchen, und weiter im Original zwei Paquete Briefe, von der Hand des Jägers, deren eine Folge, des scandalösesten Inhalts, an mich

gerichtet war und die andere an einen Bedienten des Barons Adolf, beide anhebend in der Zeit, wo Riesenberg in das Pfarrhaus kam, und fortgesetzt bis zu der letzten Katastrophe, nichts als Ausdrücke der gemeinsten Gefinnung, Bestellungen zu Zusammenkünften hinter dem Rücken meines Mannes, Dankjagungen für Genüsse, deren Erwähnung mich anerkelte, Bethenerungen, daß die gnädige Frau Baronin eben so gut sei, als das kleine Pastorenmädchel, Spott und Hohn über Riesenbergs Blindheit und eheliches Glück. Alle diese Papiere hatte mein Gemahl in meinem Schreibtische gefunden, wo ich nur die Briefe meines Vaters, die einzigen, welche ich je im Leben empfangen und beantwortet, aufbewahrt wußte. In der Darstellung des Ereignisses jener Nacht war meine Krankheit, der Spaziergang im Garten, das Gespräch mit dem Jäger als Verstellung und Verabredung benützt, und alles mit einem Worte so consequent und planvoll angelegt, daß nicht nur meine Hoffnung auf Befreiung aus dieser teuflischen Schlinge mich verließ, sondern sogar mein Anwalt den Glauben an seine Sache verlor und mich mit Drohungen der Gesetze einschüchterte, statt mir zu rathen und zu helfen. Der Brief des Better Adolf vollendete, was jene Actenstücke übrig gelassen. Er schrieb: sein theuerster Freund und Verwandter, auf das Tiefste verlezt durch die Aufführung einer Person, deren Grundsätze noch niedriger seien als ihre Geburt, habe, um nichts mehr von der unwürdigen Angelegenheit zu hören, ihm deren Durchführung anvertraut. Er schätzte sich glücklich, seinem Wohlthäter die erste Entdeckung des ungeheuern, an ihm verübten Frevels habe geben zu können, und wollte seinen

dankbaren Eifer durch die Vollendung des rechtlichen Sieges über denselben bethätigen. Was die Nachricht von meinen dormaligen Umständen betreffe, so müssen diese, falls sie sich als wirklich erwiesen, nur ein neuer Beweis gegen mich sein, und Riesenberg werde in keinem Falle ein unter solchen Verhältnissen von mir geborenes Kind als das seinige anerkennen, nachdem er fünf Jahre lang vergeblich auf eine Frucht seiner an mich verschwendeten Liebe gehofft.

„Auf solchen Säulen ruhte die Wiege meines Kindes. Nie, nie werde ich die Empfindung vergessen, und wenn ich hundert Jahre lebte, womit ich sein neugeborenes Haupt an meine Brust drückte. Schmerzreich hätt' ich ihn taufen mögen, taufen mit meinen Thränen und mit meinem Herzblute, diesen Zeugen der Liebe und der Treue seiner Mutter, welchen die Welt nur als Zeugen der Schande anerkennen wollte, und den sein Vater noch vor der Geburt verstieß und verfluchte. Aber Gottes Hand, sichtbar über mir in meinem namenlosen Jammer, verwandelte jenen Fluch in Segen, und als ob ein Zeichen von ihm alle Menschenlist und Lüge zu Schande machen möchte, so grub er dem kindlich lächelnden Gesichte nicht nur alle Züge des geliebten Vaters auf das Unverkennbarste und Auffallendste ein, sondern er stempelte auch sein Aermchen oberhalb der linken Hand mit einem kleinen Muttermale, das Heinrich genau an derselben Stelle hat.

„Kurze Zeit nach der Geburt des Knäbleins, dem mein Vater den Namen Gottfried in der Taufe beilegte, trafen neue Nachrichten über Riesenberg ein. Er war in Karlsbad.

Sein Anwalt überreichte Briefe von ihm, die mehr als jede, auch die kränkendste und furchtbarste Erfahrung, unterschiedener als das schändeste Unrecht, die schwärzeste Verleumdung mein Herz zerbrachen. Mit der Gewißheit, seine Liebe verloren zu haben, rieselten die Schauer des Todes über mein Leben und eine wohlthätige Entfagung legte sich starr und frostig in meine Seele. Nun ist meine Kraft, zu widerstehen und zu dulden, gebrochen; ich will, ich wünsche, ich wage nichts mehr, und in dieser Stunde empfängt der Baron Niesemberg die schriftliche Erklärung meiner Zustimmung in seine Scheidungsklage."

9.

„Der Schein trügt.“

So begann die Antwort, welche Gräfin Dronte, noch in derselben Nacht nach Theresens Erzählung, auf Niesbergs glückverheißenden Brief entwarf. Sie war lang und schwer, diese Antwort, lang wie der Traum und schwer wie das Erwachen der Seele, die sie schrieb. Kein Schlaf berührte die Augenlider der Schreibenden und kaum eine Thräne erquickte sie, während unter einem Dache mit ihr das Haupt ihrer Nebenbuhlerin an des Kindes Seite sanfter ruheten, als seit langer Zeit.

Wer möchte in das Blatt schauen und wer in das Herz der Frau, welche dort bei niedergebrannter Kerze sitzt, ihre Blicke noch flackernder als das dunkle Licht, ihre Hände rascher fliegend als der stürmisch wallende Athemzug ihres entfesselten Busens?

Der Morgen graute, als die Gräfin geendigt hatte. Das Wachs, welches sie auf die kleine Hülle des großen Geheimnisses träufelte, war minder schwarz als ihre Stimmung und weniger heiß als ihre Thränen. „Mein Todesurtheil!“ hauchte sie und sank erschöpft zurück im Sessel.

10.

Riesenberg erhielt den Brief der Gräfin zu Dresden. Es ist unnöthig, zu erzählen, wie er, einmal auf die richtige Spur gebracht, den dunkeln Gang des an ihm und seinem Weibe verübten Betruges bald vollends aufgedeckt und zu Tage gefördert hatte. Die Kammerfrau der Baronin wurde zuerst gefaßt und bekannte; durch sie ward man dann auch des Jägers habhaft, mit welchem sie im Gindeverständnis und in sträflicher Verbindung gestanden. Adolf, der Lehensvetter Riesembergs, Haupt und Hand des ganzen Planes, welcher jene zwei nur als Werkzeuge gebraucht und mit bedeutenden Versprechungen oder Belohnungen erkaufte hatte, wußte sich, wie denn dieses in der Welt zu ergehen pflegt, der strafenden Gerechtigkeit durch schleunige Flucht zu entziehen. Es steht zu hoffen, daß sein nicht gewöhnliches Talent für Intrigue ein würdiges Feld und Ziel gefunden hat.

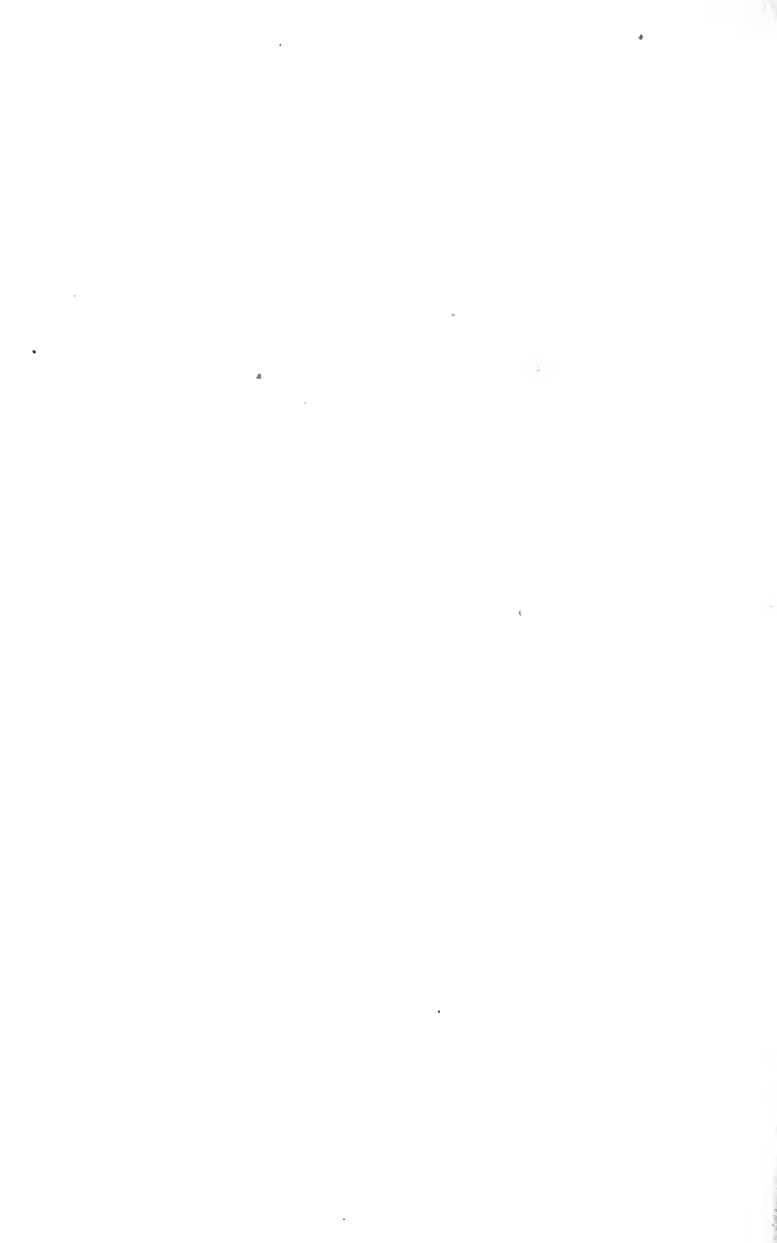
Trotz aller Eile und Hast, womit Riesenberg die Untersuchung und Verfolgung betrieb, vergingen doch zwei volle Monate, ehe er dieselbe zum Abschlusse und seine durchaus verschobenen Pläne, seine verwirrten

Geschäfte zur Ordnung geführt hatte. Ob es ihm gelang, mit seinem Innern gleich schnell und glücklich in's Klare und Feste zu kommen, das wollen wir eben so wenig untersuchen, als die Empfindungen beschreiben, mit denen er auf dem kürzesten Wege von Dresden über Zittau und Reichenberg nach Drontheim aufbrach.

Es war ein nebliger, trauervoller Octobertag, als sein Wagen durch die laubbestreuten Pfade des Parks in das Schloß einfuhr. Die Gräfin und die Baronin saßen beim ersten Kaminfeuer im Salon; zwischen ihnen lag auf einer Chaise longue das Kind, dessen große blaue Augen hell und freundlich in die zuckenden Flammen schauten. Bei dem Gerassel der Räder über den Hof fuhren beide Frauen auf, nach der Thüre zu. Aber die Gräfin faßte sich und blieb nach einem heftigen Schritt still stehen, die Hände fest auf ihre linke Brust pressend. Während ihre Freundin hinauseilte, trat sie zurück, küßte vorüberfliegend das Kind und verschwand dann durch die mit Gardinen verhängte Glasthür, welche auf den Balkon hinausführt.

Dort stand sie, den Blick nicht zurück in's Zimmer, sondern hinaus in den herbst- und abend-düsteren Garten gewendet, die gefalteten Hände auf das eiserne Geländer stützend, aufrecht, ruhig und still, wie eine Bildsäule.

Der Schein trägt.



Volken-Kuren.



*

*

*

„Sagten Sie etwas?“

„Ich? Keine Silbe!“

„Aber Sie, Baron?“

„Ich gähnte bloß laut.“

„Das können wir Alle. Allons donc: ein neues Plaisir, ein Gesellschafts-Spiel für Kurgäste! Andere Menschen denken laut, wir gähnen laut. Allgemeine Gähnfreiheit. Und zwar à tempo. Der Graf hat das Commando!“

„Bravo!“

„Bravissimo!!“

„Eins, zwei, drei!!“

Und ein ungeheueres Gähnen, mit obligatem Gelächter, erfüllte die Lüste.

„Ich finde,“ bemerkte der Graf und zündete seine Cigarre auf's Neue an, „ich finde, daß die Molke unseren Lungen schon ungeheuerer Dienste gethan hat. Wir gähnen unser Unisono so laut, daß mancher deutsche Hofoperchor sich ein Muster an uns nehmen könnte!“

„Und daß unsere Nachbarn, die Gelein im Stalle, alsbald einfallen werden.“

„Eigentlich, meine Herren,“ sagte der Graf wiederum, „ist es eine Sünd' und Schande, daß ein Halbduzend Leute unjeres Schlages nicht einmal für ein Paar Wochen das schlechte Wetter des lieben Herr-Gotts in gutes zu verwandeln wissen. Wofür haben wir denn Geist und Gaben? . .“

„Esprit pour quatre,“ unterbrach der Baron, „unserer sechs.“

„Ah bah, keine schlechten Wize! Da lassen wir die Damen im Molkensaale sitzen.“

„Sammt ihrem Strickstrumpfe!“

„Lassen das Billard im Rauchzimmer stehen.“

„Sammt den Biergästen aus Tegernsee, Schliersee, Achensee und anderen schönen Gegenden!“

„Und lassen die Zeitungen im Lesecabinet liegen.“

„Pfui Teufel, Zeitungen! Graf, es ist weit mit uns gekommen, daß Sie an Zeitungen erinnern dürfen. O Landbote, o Landbötin, o Ausland, o Inland! Donnerwetter, meine Herren, ich stimme dafür, daß Kreuth ein langweiliges Nest ist. Aux voix, Messieurs!“

Der Baron schlug auf den Tisch, daß die Kaffeetassen erschreckt zusammenfuhren. Seine Freunde lachten ihn aus.

„Mir ahnte so etwas, fuhr er fort, da ich hereinreiste. Mein Doctor verordnet mir zur Abwechselung, statt der hergebrachten Sommer-Bade-Reisen nach Karlsbad, Marienbad, Rissingen, Homburg, heuer eine Luft- und Molkens-Kur zu Kreuth. Baiarisches Gebirge, primitive Sitten, Volksleben mit obligatem Citherspiel, spezijsche

Alpenluft. Bon. Die Luftkur fängt in München an, mit Einsperrung in ein sechschläfriges Eisenbahn-Coupe zur Fahrt nach Holzkirchen. In Holzkirchen: Aussteigen aus dem Coupe, Einsteigen in einen altbayerischen Gilwagen. Uebermalige, erschwerte Einsperrung von sechs Personen in einen salva venia Affenkaften. Von selbigen sechs Personen konnten zwei allein für ein halbes Duzend, dem Gewichte nach, zählen: ein Pferdehändler aus dem Mecklenburgischen, eine Säugamme für einen Lungenkrüchtigen Engländer, zum Versuche eines neuen Heilmittels, ein Drittel Kuhmilch, ein Drittel Eselmilch, ein Drittel Frauenmilch, vermischt. Rauchen natürlich verboten, Stinken erlaubt. O horrible, horrible, most horrible!“

Der Baron schüttelte sich.

„Was will das bedeuten,“ erwiderte der Assessor, „in Vergleich zu meinem Glende? Denken Sie sich, Verehrteste, daß ich mit einer Berliner Jüdin von Magdeburg bis Kreuth tête-à-tête- gereist bin, Tag und Nacht, und daß sie, Tag und Nacht, jeden Maulwurfshaufen als das „Hochjebirje“ emphatisch begrüßte, und bei jeder Baracke am Weg den Conducteur fragte, ob das Kreuth wäre, und bei jedem Klee-, Bohnen- und Wicken-Feld die lange Nase aus dem Orient wie ein junges Füllen emporreckte, um mir die Augen auszustößen und nach Vorschrift des „Hausarztes“ die „Jebirgsluft“ ordentlich wirken zu lassen.“

Der Graf meinte: „Mit allem dem kommen wir um nichts weiter. Da sind wir einmal. Da bleiben müssen wir einmal. Also: einen Entschluß gefaßt.“

Amüsiren wir uns. Trotz Regen und Kälte, trotz Kräuterkaffee und Molke, trotz Doctor und Apotheker: amüsiren wir uns. Es lebe Herr Hampelmann; er amüßirte sich doch!“

„Vive Hampelmann, quand même!“

„Viva, viva!“

„Eljen!“

„Hampelmann for ever!“

Die jungen Männer, sechs bis acht an der Zahl, erreichten ihren Zweck; sie amüßirten sich. Glückliche Jugend, genügsame, schöne, selbstzufriedene Zeit! Von dem grauen Himmel goß es in Strömen hernieder, wie nur ein Landregen im Hochgebirge zu gießen vermag. So dunkel und schwer war die Luft, daß vom Blaubeerge auch nicht ein Stein sich zeigte. Die Fahne auf dem grünen Wiesenplan vor dem großen Badehause hing trübseelig, mit verwaschenen Farben, an der hohen Stange herab. Auf das leinene Dach des Balkons, wo die Vergnüglinge ihren kurwidrigen Nachmittagskaffee sammt kurwidrigeren Cigarren in kurwidrigster Langweile einnahmen, klatschten die Tropfen wie der natürlichste Wasserfall. In dem Hotel selbst alles wie ausgestorben: die Damen strickten, plauderten, federballten im Mollensaal, Kranke und Alte schliefen, Kinder und Hunde krochen frostig in ein warmes Kuchentwinkeln.

„Ich möchte wissen,“ begann nach einer kurzen Weile Einer der Amüsanten mit leiserer Stimme wieder, „wie es unser Solitaire drüben anfängt; mir scheint, der impertinente Mensch ennuyirt sich niemals.“ Zu diesen Worten winkte er mit den Augen an ein kleines Tischchen

hinüber, wo, ein Paar Schritte von der Gruppe entfernt, ein Mann allein hinter seiner Kaffeetasse und einem Buche saß, die Füße bequem und nachlässig auf einem zweiten Stuhl ausgestreckt. Er nahm an nichts Theil von allem, was um ihn vorging; freilich ging auch nichts vor. Sein Auge, gewöhnlich auf die Blätter des Romans geheftet, flog dann und wann nur auf einen Blick in das Gewölk und in den Nebel empor; übrigens ein dunkles, großes Auge, nur lang beschattet und fast immer halb geschlossen.

„Fragen wir ihn,“ hieß es am runden Tische.

„Mauvais genre,“ tadelte der Baron, „das Absondern und Abschließen. Wozu das? Herr von Rejau! Wer ist Herr von Rejau? Wollen wir was Apartes haben, die wir doch auch was Apartes sind? Par exemple! Freiheit und Gleichgiltigkeit: das ist wenigstens meine Maxime, versteht sich nur im Bade.“

„Ebendestwegen, Baron! Freiheit und Gleichheit! Lassen wir ihm die seine!“

„A d'autres, mon cher comte! Ich frag' halt. Eine höfliche Frage, damit kommt man durch die ganze Welt, sagte mein seliger Hofmeister, der der höflichste Mensch von der Welt war und nie weiter kam als von meines Vaters Schloß in meines Onkels Pfarrhaus. A propos,“ rief er dann an das kleine Tischlein, sich halb umdrehend, hinüber, „à propos, Baron Rejau, wir reden so eben darüber, ob Sie sich wirklich niemals langweilen, comme nous autres gens du monde?“

Der Unterbrochene sah halb lächelnd auf; ein Lächeln, welches die schönsten Zähne unter dem schönsten dunklen

Schnurrbart zeigte und einen im regelmäßigen Ausdruck strengen, beinahe unfreundlichen Mund angenehm entwölkte. Er antwortete in diesem Lächeln: „Nein, Herr von Dahlen, niemals.“

„Und warum nicht, s'il vous plait?“

„Weil ich immer allein bin.“ Das Auge schloß sich wieder halb, um den Mund zuckten die alten Falten zusammen.

„Impertinent!“

So murrte der Baron Dahlen vor sich hin; er hätte es lauter gesagt oder mehr hinzugesetzt, wenn ihn nicht ein Blick des Grafen zurückgehalten. Letzterer, um keine verdrüßliche Scene auskommen zu lassen, fragte weiter: „Darf man wissen, wer im Augenblicke Ihre Einsamkeit mit Ihnen theilt, Herr von Resau?“

„Ich lese die Molltenkur von Ulrich Hegner.“

„Ist das gut?“

„Connais pas.“

„Ein altes Buch schon, dünkt mich?“

„Und ein sehr einfaches, Herr Graf, nach der neuen Weise des Urtheils und des Geschmacks.“

„Kommt nicht ein hypochondrer Oberst drin vor und eine Mésalliance?“ So fragte der Assessor.

„Allerdings, wenn Sie eine Heirath aus Liebe Mésalliance nennen, weil der Mann eines Predigers Sohn war und das Mädchen ein Fräulein von.“

„Damals,“ kritisirte der Assessor weiter, der, im Vorübergehen bemerkt, von bürgerlichem Stande war, „damals hatten es die Autoren gut. Mit einem Bändlein mittelmäßiger Gedichte rangirten sie zu den deutschen

Classifern. Eine schale, alltägliche Erfindung, ein bißel Sentiment dazu, viel Moral, sehr viel Moral, puff! der Roman war fertig. Keine Idee von Passion; nichts Erhabenes, nichts Abgründliches; keine Erschütterung, nur eine Unterhaltung, wenn's hoch kommt, für junge Mädels. Mich wundert, wie Sie dergleichen noch lesen mögen, da Sie die gesammte Literatur, alt und neu, und nicht bloß oberflächlich zu kennen scheinen, Herr von Resau?"

„Ebendestwegen, Herr Assessor, ebendestwegen. Sie haben Recht: von Passion hat mein alter, ehrlicher Schweizer keine Idee. Es ist, wie ich dem Grafen Letten sagte, eine ganz einfache Geschichte, ganz einfach erzählt: ein Tag in den Alpen, klar, kühl, gesund.“

„Beitrag zur Molkenkur also?"

„Warum nicht, Herr Baron?"

„Molkenkur lesen, Molkenkur machen. Je vous la souhaite bonne et heureuse. Sie müssen einen famosen Magen haben.“

„Und eine recht schwache Brust. Das Reden greift mich an. Verzeihung, meine Herren!"

Mit einem verbindlichen Neigen des Hauptes kehrte der Leser zu seinem Buche zurück. In seiner ganzen Weise lag etwas so durchaus Unbefangenes, Bestimmtes, Ruhiges, so gar nichts von Zwang und Anspruch, daß Niemand von seinem Zurücktreten aus der angespannenen Unterhaltung sich verlezt fühlen konnte. Der Baron Dahlen selbst hatte schon einmal, halb im Scherz und halb im Ernst, über ihn gesagt: „Ce diable d'homme, s'il n'était pas tout-à-fait comme il faut, il faudrait lui montrer, comme il faut être avec des gens comme il

faut.“ Beharrlich war, wie von dem Désennuyés-Club auf der Terrasse, Resau während seines ganzen Aufenthalts von der Gesellschaft entfernt geblieben; eine Haltung, welche in Kreuth schwierig, kaum möglich, jeden Falles auffallend ist. Die Molkengäste sind durch die Hausordnung und durch örtliche Verhältnisse auf dieselben Stunden, in dieselben Räume gewiesen; ein gemeinsames Wohnhaus, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame Kurmittel machen Eine große Familie aus Fremden und Bekannten, welche die Gebirgsschlucht noch entschiedener gegen Außen abschließt. Da liegt, mitten im bayrischen Hochlande drin, dies moderne Kloster oder Phalanstère oder englische Villa; heraus kann Niemand, bei schlechtem Wetter doppelt nicht, sich hervorthun wieder Niemand, weder durch Geld noch durch Rang, sich absondern endlich nur, wer es gewaltsam versucht und fest durchführt.

So Resau.

Schon seit mehreren Wochen anwesend, blieb er der für die Saison gesammelten Gesellschaft fortwährend ein Fremder. Wer ist denn der blasse Mann von No. 61? hieß es. — Kein Bescheid als der äußerst dürftige des Gastbuches: Karl Anton von Resau, Gutsbesitzer aus Sachsen. — Ein Fabrikant aus dem Voigtlande wollte die Familie kennen und machte sich als Landsmann an den Unnahbaren; höflich, aber kalt ward ihm begegnet. — Die Damen, gewöhnlich der Kreuther Gesellschaft Mehrzahl, fanden den Schweigjamen zuerst interessant, da das nichts frommte, affektirt, und endlich, da das nichts schadete, langweilig. Sie wollten nur wissen, ob er verheirathet sei. — „Ich wette, Wittwer,“ sagte eine

junge Edeldame aus Franken, „und es gefällt mir von ihm, daß er um eine gewiß geliebte Frau so tief und so treu trauert.“ — „Ach nein, meine Beste, eher unglücklicher Ambeter,“ lispelte eine Wittwe, das coeur incompris der Gesellschaft und ein Stücklein von einem Blaustrumpf. — „Vous n'y êtes pas, Mesdames,“ entschied der Baron, „er ist Bräutigam; daher seine Trauer. Das könnte mir sogar eine unheilbare Melancholie geben.“

Was sorgen sich doch die Menschen um Einen, der nicht ist wie sie? Suchet sie auf, und ihr werdet nicht finden; fliehet sie, und ihr werdet gesucht sein. Die Gesellschaft hat die Richtung des Jahrhunderts angenommen: sie nivellirt. Neſau ragte als einzelner, starrer Fels in die Höhe; sein Auge, wenn es sprach, sprach aus, daß dieser Fels ein Vulkan, aber ein ausgebrannter. Auch war er ernstlich leidend, wie der Arzt versicherte, nicht bloß Dilettant. Er brauchte seine Kur gewissenhaft. Das erste Morgengeläute, früh um sechs Uhr, ein ewiges crève-coeur für den Baron, traf ihn schon mit dem Glas in der Hand in der Trinkhalle. Nach der Molkenstunde ging er gewissenhaft spazieren, dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. Er frühstückte auf seinem Zimmer, speiste nie zu Nacht und saß an der Mittagstafel neben einer alten Dame, welche taub war, so daß seine Unterhaltung sich auf die Musik beschränkte. Seine einzige Unregelmäßigkeit, deren er sich vor dem Arzte selbst anklagte, bestand in häufigen Nachtwachen. Späte Gäste hatten in seinem Zimmer noch Licht bemerkt, wenn das ganze Haus schon in tiefem Schatten des Schlafes lag.

Derjelbe Regentag, welcher die jungen Löwen der Kreuther Welt fo grimmig gemacht hatte, ging in einem ſchönen, ſtilen, blauen Abend an den Bergen nieder. Vom Sonnenlicht gelockt, verließen die gefangenen Bienen ihre Zellen, eine nach der anderen, und ſchwärmten auf dem grünen Plateau und in den Sandwegen nächſt dem Hotel luſtdürſtend und ſtrahlenfroh umher: kranke, ſchwache Geſtalten zum Theil und bleiche Geſichter, auf welche die furchtbare Krankheit mehr oder minder deutlich ihre ſchrecklichen und doch ſchönen Züge geſchrieben. Die Muſik ſpielte auf vor dem Hauſe und weckte den Wiederhall der erſten, großen Berge mit ihren heiteren Weiſen. Aus den Wäldern hauchte ein friſcher Lebens=Athem, Harz- und Laubduft, vermiſcht mit dem ſchöpferiſchen Brodem der erquickten Erde, über die geſunden Blumen des Gebirgs und über kranke Menſchen aus der Ebene.

Baron Dahlen, wie gewöhnlich umgeben von einem Häuflein junger Männer, ſtand abermals auf dem in eine Terraffe verwandelten Balkon und kritiſirte Natur und Geſellſchaft, was gerade an dem beweglichen Auge ihm vorüberſtreifte. Graf Letten, der Einzige, mit dem Reſau zuweilen verkehrte, ging mit Sekſterem hin und her vor dem Hauſe.

Plötzlich öffnete ſich die Hauptthüre und es trat eine Dame heraus, welche den Kreis der Männer durchſchritt, die ſteinernen Stufen hinabſtieg und geradeaus in den nächſten, dem Walde gegenüber zuführenden Fußpfad lenkte. „Eine Fremde!“ ſcholl es um ſie her, hinter ihr drein. Die Sorgnetten flogen heraus: „Wer iſt ſie? — Woher kommt ſie? — Kennt ſie Jemand?“ — Lauter

Fragen, keine Antwort. — „Mit dem Giltwagen kann sie nicht gekommen sein,“ versicherte Einer der Herren; „er war leer, wie wir alle vom Fenster des Speisezimmers zu Jedermänniglichs Verzweiflung bemerkt haben.“ — „Mit Extrapost denn?“ — „Eben so wenig, es ist heute keine herein.“ — „Per Jäckel also.“ — Das heißt im Argot von Bad-Skreuth mit dem Münchener Stellwagen. — Alle Gesichter verlängerten sich, die Vorgnetten fielen malerisch auf das Gilet zurück: „Per Jäckel also!“ — „Nichts Gescheites.“ — „Am Ende gar eine Freigästin.“ — „Tout au plus eine Landrichters-Wittwe aus der Umgegend.“ — „Pas si vite, Messieurs,“ sagte der Baron, die Fremde aufmerksam verfolgend mit dem Glase. „Très-bien chaussée, très-bien gantée; une mise tout-à-fait simple et distinguée; je vous dis, que c'est une femme du monde.“ — „Ou femme artiste,“ erwiderte ein Dritter, der mit Resau inzwischen herbeigetretene Graf Letten. — „Ou malheureuse femme,“ schloß Jener, Resau, langsam und mit Nachdruck. — „Voilà encore de vos idées romanesques.“ lachte Dahlen. „Eine Unglückliche. Comme si ça était une qualité!“ — „Non pas pour les passeports, mais pour les coeurs.“

Die Fremde ging, ohne rechts oder links, rückwärts oder aufwärts zu blicken, ihres Weges gerade vor sich hin. Ahnte sie, wie es das Weib, auch ohne Aug' und Ohr zu brauchen, im Stande ist, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war? Die Herren von der Terrasse beobachteten sie fortwährend, um in ihrer Erscheinung besondere Kennzeichen, Jeglicher zum Beweise für seine Vermuthung, zu erspähen und anzugeben. Eine herrliche

Gestalt, darüber waren alle einig; auffallend schönes Haar von aschblonder Farbe, in zwei reichen Flechten aufgesteckt am Hinterkopfe, um so bemerklicher, als es der Hut, am Arme getragen, nicht versteckte; ein schwarzes Kleid und eine Mantille von gleichem Stoffe; Fuß und Hand, wie Dahlen scharfsichtig bemerkt hatte, sehr hübsch von Natur und hübscher noch in der bekleidenden Kunst. Die Neugier steigerte sich mit jedem Schritte, den die Fremde weiter setzte. Man rief Lorenz herbei, den Leib- und Hof-Zwerg, des Bades komische Figur, eigentlich ein tragisches Denkmal, wenn auch nicht in kolossalen Verhältnissen, vom Verfall menschlicher Größe, maßen er vom Vorzimmer eines weiland bayrischen Fürsten sich bis in die Küche eines Badeortes herabgedient. „Lorenz, wer ist die schwarze Dame?“ — „Kann nicht aufwarten, Herr Graf,“ erwiderte mit schnarrender Stimme das vierzigjährige Kindlein, indem er die elegante Morgenmütze, — „Sie sollen ihn nicht haben“ steht um den Rand gedrückt, — von dem kleinen Schädel riß. — „Woher kam sie? Wann traf sie ein? Und wie?“ — „Heute Nachmittag, mit dem Fädel, während die Herren im Billard Boule spielten und mich mit der Queue im Gang umherjagten.“ — „Animal, und davon meldest du nichts? Gleich nach dem Fremdenbuch!“ — Es ward gebracht; der letzte Name lautete: Madame Fischer. Stand: leere Rubrik. Wohnort: Berlin. — „O Gott, schon wieder eine Berlinerin; meine armen Ohren,“ wehklagte der Assessor. — „Madame Fischer,“ wiederholte der Baron Dahlen. „Mais ce n'est pas un nom, c'est un masque ça.“

Drüben auf dem grünen Plateau, unmittelbar der

Terrasse gegenüber, hatte sich unterdessen die Fremde niedergelassen. Es steht als Mittelpunkt des Bowling-Green ein Baum dort, und drum herum eine runde Bank. Sie saß, das Gesicht der Abendsonne zugetwendet. Und welch' ein Gesicht! riefen alle Gläser aus. Zwei Damen entfernten sich, als sie herankam, und gingen weiter. Halte das Niemand für eine Unart: die Fremde war ja eben eine Fremde, die zwei Damen aber vom bekanntesten und reinsten Landadel aus der Umgegend, und Kreuth ein Bad, wo gesellige Freiheit und Gleichheit herrscht. Soll da ein Fräulein nicht aufstehen und davonlaufen dürfen, damit sie nicht auf einer und derselben Bank mit einer Unbekannten, in derselben Sonne Strahl, in desselben Baumes Schatten sich etwa compromittire?

Der Baron Dahlen, welcher nicht eine Minute seine Lognette von der Fremden abgewendet, sagte zu seinen Nachbarn: „Messieurs, c'est quelque chose d'extraordinaire; en fiez-vous à moi. Je propose une chasse, une découverte, une expédition.“ — „A la chasse,“ wiederholte es, „en avant, en route!“ — „Sie zwei nehmen den Weg links, ich mit dem Grafen gehe rechts um das Plateau. In der Mitte treffen wir uns, das heißt treffen wir sie. Und wer coupirt ihr den Rückzug, falls sie etwa in's Haus retiriren wollte? Ah, c'est votre affaire, M. de Resau.“ — „Ich danke, Herr Baron,“ antwortete dieser ernst und trocken; „für mich keine Rolle in Ihrem Lustspiel, bitt' ich.“ — „Ma foi, c'est vrai; elle est malheureuse femme. Je n'y pensais pas.“ — Der Baron lachte und zog den Grafen Letten am Arme fort; der Assessor

mit einem Vierten bog links ein, dem Angriffsplane gemäß. Refau schlug verstimmt und gärgert einen Seitenpfad ein, der in den Wald und auf einen mit einem hohen hölzernen Kreuze bezeichneten Hügel, den ersten Absatz des Hohlensteins, leitet. Dort angekommen, — es sind nur wenige in Fels und Rasen gefügte Stufen bis hinauf, — warf er sich auf die feuchte Bank. Unwillkürlich kehrte sein Auge zu der Unbekannten zurück. War es eine geheime Sympathie für eine Einsame, in welcher er auf den ersten Blick eine „Unglückliche“ geahnt haben wollte, oder zog ihn vielmehr der Aerger an dem leichtfertigen, wenn auch nicht übel gemeinten Spiele der gelangweilten Cavaliere zu dem schutzlosen Weibe hin, das vielleicht durch ihre Zudringlichkeiten gestört und beängstigt wurde? Er sah von seiner Höhe herab, wie die zwei Paare ihren Kreislauf immer enger um sie beschreiben; da sie nur wenige Schritte von ihr entfernt waren, sprang sie plötzlich von der Bank auf, eilte quer durch das nasse Gras und durch Gebüsch den Berg hinan und stand in wenig Minuten vor ihm. Sonderbar, dachte Refau. Er fing an irre zu werden an seiner ersten Vermuthung; ein so auffallendes Benehmen zeigte entweder von schlechter Erziehung oder von — etwas noch Schlechterem. So mochten es die jungen Parforcejäger nehmen; sie folgten sporenstreichs, lustig, lachend und winkend, der frischen Spur ihres Wildes. Und dies, im Bilde zu bleiben, blickte wie ein Reh mit großen, erschrockenen Augen, mit hochrothen Wangen, mit sichtlich klopfender Brust auf, als der gesuchte Schlupfwinkel am Fuße des Kreuzes auch schon, von einem Verfolger vermeintlich,

beseht war. Resau begegnete finster ihrem Blicke. Er rührte sich nicht von der Stelle; zwei Schritte von ihm stand die Unbekannte, den Arm ermüdet auf die Lehne der Bank gestützt, und die andere Hand auf dem vom Steigen und vor Bangigkeit schlagenden Herzen.

In einem Nu war auch die kleine Treiberbande oben. „Il a été plus heureux que nous,“ rief Dahlen von Weitem schon. — „Alice und Robert am Kreuze!“ so der Assessor. — „Allons, soyons Bertram!“

Es folgte ein Auftritt, der in seinem raschen Verlaufe schwer zu schildern sein wird. Dahlen, der Erste am Ziele, näherte sich der Fremden mit einer leichten, aber höflichen Verneigung. „Madame,“ sagte er, „je prends la liberté de vous prévenir . . .“ — „Monsieur,“ war die zitternde Antwort, „je ne sais pas, . . . je n'ai pas l'honneur, . . . je ne parle pas le Français,“ brach sie hastig ab. — „Tant mieux. So darf ich Ihnen wohl in gutem Deutsch sagen, daß Sie als neuer Gast Ihre Kur mit einem so resoluten Bergsteigen sehr gefährden.“ — „Wenn gnädige Frau überhaupt die Kur hier brauchen wollen,“ setzte, halb fragend, der Assessor hinzu. — Die Herren hielten die Fremde eingeschlossen, Graf Letten am weitesten zurückstehend. Resau verließ seinen Platz nicht; sein Blut kochte. — „Ich glaube, meine Herren,“ setzte die Geängstigte hinzu, indem sie gewaltsam nach Fassung rang, „ich glaube, daß dieses Niemanden interessirt, Niemanden angeht.“ — Der Schluß war fest, sogar hart; sie warf den Kopf dazu hastig zurück, verhüllte ihn mit Hut und Schleier und wollte durch die Herren hindurchbrechen. — „Pardon, Madame,“ fuhr Baron Dahlen un-

erbittlich fort, „aber in einem Kurort steht höfliche Ansprache einem Jeden zu, so denke ich und so denkt alle Welt.“ — „Ich bitte Sie, mich nie wieder mit einer solchen zu erschrecken, mich frei zu lassen, mich ruhig zu lassen. Sie wissen nicht, . . .“ — „Ne lâchez pas,“ flüsterte der Baron, den der Widerstand reizte, und der auch seine Gewandtheit vor seinen Begleitern zeigen wollte, diesen zu, „ne lâchez pas.“ — „Et je vous dis moi, que vous lâcherez toute de suite,“ so schrie auf einmal Resau, auf-fahrend und zwischen die kleine Gruppe tretend. — „Hein,“ fragte der Baron, zornig umblickend. — Graf Letten wollte begütigend sich in's Mittel legen, es war zu spät. Eine längst und immer empfundene wechselseitige Antipathie der beiden Männer sprudelte gewaltig bei diesem Anlasse empor, nach welchem vielleicht alle zwei insgeheim nur gesucht hatten. — „Ich wiederhole, daß Sie diese Dame sofort gehen lassen werden, wohin und wie sie will, ohne sie weiter zu belästigen und zu verfolgen.“ — „Regardez donc le chevalier sans peur et à reproches.“ — „Ja, die mache ich Ihnen vor Allen, Herr von Dahlen, und acceptire die Ritterschaft, sofern Madame es gestattet, in jedem Sinne; verstehen Sie, meine Herren, in jedem!“ — „Nous ne sommes pas si difficiles à comprendre,“ zischte der Baron, „soit donc entre nous deux.“ — „Soit!“ — Die Fremde war in Thränen ausgebrochen und drohte umzusinken; Resau bot ihr seinen Arm, und sie schwankte, auf diesen gestützt, an allen Gliedern zitternd, die Stufen hinab. Graf Letten eilte nach, um wo möglich noch zu beschwichtigen, während der Baron mit den beiden Anderen sich auf dem Waldwege verlor. Resau

geleitete, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln, seine Dame bis an die Terrasse und verabschiedete sich mit einem stummen, kalten Gruß.

Am folgenden Morgen erzählte es sich die gesammte Bad-Gesellschaft beim Molkenfrühtrunk als öffentliches Geheimniß, der Solitaire schlug sich auf der österreichischen Grenze mit Baron Dahlen für die Fremde, welche er gestern Abend am Arm nach Hause geführt hätte. Der Amtsarzt von Tegernsee war noch in der Nacht herbeigerufen worden, weil der Arzt des Bades seine regelmäßigen Verpflichtungen um eine so gesetzwidrige Veranlassung nicht aufgeben wollte, solches auch um so weniger durfte, als eben die Fremde nicht gefahrlos erkrankt war und seinen ganzen Beistand in Anspruch nahm. Die Geschichte ging wie ein Lauffeuer durch alle Ohren, über alle Lippen; in der ganzen Saison fing keine Molkenstunde so früh und so verordnungsmäßig an und schloß so spät, unter so kurwidrig aufgeregten Gesprächen, Erkundigungen, Vermuthungen. Die Handelnden in dem kleinen Schauspiel stiegen in der öffentlichen Theilnahme noch rascher, als das am Thore des Kurjaales angebrachte Barometer von Leo Vaccano, das wetteifernd mit der Windfahne einen heiteren Tag für ein dunkles Beginnen verkündigte. Der Solitaire ward wieder so interessant als in der ersten Zeit seiner Erscheinung, nur das wollte keine Seele glauben, daß auch er die Unbekannte zuvor

nie gesehen, nie gesprochen hätte, nicht einmal oben am Kreuze, wiewohl das Graf Letten hoch und theuer verficerte. Den Baron Dahlen beklagten die Damen am meisten, nicht bloß weil er offenbar Unrecht hatte in dem ganzen Handel, sondern auch weil er der unterhaltendste von allen Herren gewesen, und so witzig, nein und so possierlich, ach und so ganz bon genre, mit seinem halbdeutschen und halbfranzösischen Gewälch. Und die Fremde? Der weibliche Theil sprach ihr Todesurtheil von vorne herein: Wehe über die Abenteuerin, welche unsere ganze friedliche Geselligkeit mit einem Male zerstört. Die Männer schwuren sich dagegen ganz sachte in's Ohr, sie sei schön wie ein Engel. Bestätigte es doch selbst der Doctor. Unparteiisch in der Sache blieben nur die Kranken: sie ärgerten sich über den Skandal in einem königlich bayrischen Kurort, und schlürften hustend, grämlich und verdrossen ihre warme Gaismolke.

Der Zweikampf sollte im Achenthale stattfinden, in einer Schlucht, wo das bayrische Blau-und-Weiß friedfertig neben Oesterreichs Schwarz-und-Gelb steht. Zwei Wagen fuhren mit Tagesanbruch hinaus: in dem einen Resau, Graf Letten, sein Secundant, und der Arzt; im anderen der Baron Dahlen, der Affectör, welcher ihm secundiren wollte, und ein neutrales, aber auf alle Fälle vortreffliches Frühstück.

So waren sie Morgens um vier Uhr fortgezogen, und so kamen sie Abends um zehn Uhr zurück: —

Einer fehlte ganz und gar: — —

Nämlich das Frühstück.

Einer lag rücklings im Wagen: — — —

Nämlich der Assessor, complett betrunken.

Der Baron trug, äußerst malerisch, den linken Arm in einer schwarz-seidenen Schleife, lachte überlaut, vielleicht ein bißchen gezwungen, und gelobte einmal über das andere, seinem Feinde ewige Freundschaft. Dieser saß neben ihm, ernst und ruhig wie immer. Der Arzt überwachte den Assessor, und Graf Letten, froh, daß Alles so gut abgegangen, leistete den versöhnten Todtschlägern freundliche Gesellschaft.

Als die beiden Kutschen in nächtlich verschwiegenem Dunkel möglichst geräuschlos an der kleinen Terrasse auf-
fahren, stürzten mehr Köpfe, denn je zuvor in Kreuth beisammen gesehen worden waren, aus den noch vollzählig beleuchteten Fenstern, und noch einmal so viele Füße die tönenden Treppen herab. Die Köpfe waren weiblichen Geschlechts, also Nachthäubchen von aller möglichen Hauptstadt-Eleganz im Bade; die Füße männlichen Geschlechts, das heißt ungeheuerer Wasserstiefeln mit Gesundheits-Sohlen aus Korkholz, wie sie ein Fashionable von Kreuth im Sommer daselbst nie entbehren kann. Zuerst hob man einen Körper aus dem Wagen, leblos und steif. „C'est Dahlen, je vois d'ici ses beaux cheveux bruns,“ schrie die Comtesse im ersten Stock. — „Non c'est Resau, je le reconnais à sa taille,“ antwortete eine Stiftsdame im zweiten. — „Ni l'un, ni l'autre,“ lachte Dahlen's Stimme hell hinauf, „et mille grâces du compliment.“ — Der Assessor war nämlich, was man sagt: unverschämt blond und wenigstens einen Schuh kürzer und zehn Zoll dicker als Resau. Lorenz mußte auf allgemeines Verlangen die Gruppe beleuchten. Welche Freude, welches

Lob, welcher Dank! Die Helden entzogen sich allem, indem sie auf ihre Zimmer eilten, und hinter einem unruhigen Tag fiel der Vorhang einer stillen, sternklaren Nacht, weithinflatternd über das schwarze Thal im Gebirge und das große, steinerne, schlafender Menschen volle Haus. Die Bäume rauschten im nahen Walde und die lauten Wasser; über den Höhlenstein herauf stieg ein blasser, anfangender Mond und warf blaue Lichter in die tiefen Schatten.

Nur ein Fenster im Hause, eine Manjarde des zweiten Stockes, blieb hell; hinter diesem Fenster ängstete sich ein einsames Herz, während alle übrigen schlafen gegangen waren, trotz Schmerz und Plage, und ein fieberheißes Auge weinte dort auf dem kühlen, fremden Pfühl

Tags darauf reiste Baron Dahlen ab, nicht in aller Frühe, nicht in aller Stille, sondern an hellem, vollem Mittag. „Que voulez-vous,“ sagte er zu Resau in seiner bekannten Weise, „Ihr Ueberlaß hat mein Blut rascher verdünnt und abgekühlt, als die langweilige Wolke es im Stande sein würde. Et puis, Sie mögen mich für einen leichtsinnigen Burschen halten, Resau, ich sehe aber doch ein, que je me suis mal conduit dans cette affaire, très-mal même. Ich hatte Unrecht. Donc je m'en vais. Adieu, et sans rancune, n'est-ce pas?“ —

Die versöhnten Gegner schieden mit herzlichem Händedruck. Oft trifft es sich so im Leben, daß nach einer blutigen Erklärung zwei Männer-Seelen sich ebenso nahe kommen, als sie früher aus einander standen; oft reißt Kugel oder Degen freilich die Klust auch noch weiter.

Kesau mußte der offenen, ehrlichen, gutmüthigen Natur Dahlens, die vielleicht nur im Zwange und in der Oberflächlichkeit seines Alltagsreibens entartet war, Gerechtigkeit widerfahren lassen; er that es, aufrichtig und innerlichst. Auch von ihm ward wohl erwartet, daß er reiste. Die Sitte der Welt will gleich jener ihres breitternen Kleinbildes, daß nach einem glänzenden Auftritt die Schauspieler in der Coullisse verschwinden; dann bricht Beifall und Lärm um so lauter los im gleichgiltigen Zuschauerhaufen. Kesau hatte nicht auf Applaus, auf Abgang gespielt; er blieb. Was kümmerte seine Abgezogenheit, sein fertiges und einsames Ich das Geräusch der paar Menschen rund um? Er hatte sich früher an sie nicht gekehrt, weshalb jetzt? Verfolgung fürchtete er keine vom Gesetze; wo kein Ankläger ist, da auch kein Richter, und zudem, es scheut die weltliche Obrigkeit, absonderlich in einem Bade, alles Aufsehen. Ihn hielt, was ihn rief: Sorge um seine Gesundheit.

Anderz die Fremde. Wie die ganze kleine Begebenheit alsbald von kleineren verdrängt und über tägliches Nichts vergessen ward, so verschwand auch sie, kaum aufgetaucht, in wenig Tagen für die öffentliche Aufmerksamkeit in ihrem Krankenzimmer. Nur sie vermochte nicht zu vergessen, was überall vergessen war. Sie fühlte Pflicht und Bedürfniß, zu gehen, aber auch Bedürfniß und Pflicht, ihrem Ritter zu danken. So trat denn der Badearzt eines Morgens, vielleicht eine Woche später als der Zweikampf, an Kesau mit den Worten: „Madame Fischer ist so weit von ihrem Schreck hergestellt, daß ich ihre Abreise gestatten darf; sie wünscht nur, Ihnen, Herr von Kesau,

vorher ein Wort des Abschiedes zu sagen.“ — „Melden Sie,“ war die Erwiderung, „an Madame Fischer meine besten Grüße, und mir würd' es lieber sein, in ihr an eine Unbekannte zu denken, als eine Bekannte zu vergessen.“ Der Arzt schüttelte den Kopf, während Resau, ein Buch in der Tasche, seinen gewohnten Morgenweg auf den Hohlenstein antrat.

Der Schlangenpfad, in bequemer und sanfter Steigung durch Wald und Gestrüpp gebrochen, führt auf diesem Berge zu einem schönen Ruhepunkte für Auge und Fuß. Alpenrosen blühen unter demselben, eine Tanne umspielt und überschattet ihn von oben. Rechts baut sich amphitheatralisch, in wilder, großartiger Unordnung, das Hochgebirge waldig und felsig auf, den Blick zu starrer Ruhe zwingend, links dämmert eine Ahnung der fernen Ebene dem schweifenden entgegen aus dem zerrissenen Bette des Waldbaches und den mit dem Horizonte sanft verschwimmenden Silberlinien des Tegernsees. Es sitzt sich schön auf dieser schönen Stelle, schön zu zwei, Arm in Arm und Herz am Herzen; schöner noch allein mit einer großen Erinnerung in der Seele und einer großen Sehnsucht.

Da Resau sich anschicken wollte zur Rückkehr, trat ihm aus dem Laube eine weibliche Gestalt entgegen, die er mit kurzzeitigem Auge nicht gleich erkannte. Es war die Fremde, welche von drunten heraufgestiegen kam. Der Pfad ist schmal und gestattet kein Ausweichen, weil er der einzige. So standen sich die zwei Menschen denn gegenüber. Sie brach ein verlegenes Schweigen, indem sie verlegen begann: „Der Zufall gibt mir, was Ihr

Wille verweigerte, Herr Baron.“ — „Nicht mein Wille, Madame, nur die Furcht, durch meinen Anblick schmerzliche, wenigstens peinliche Erinnerungen in Ihnen zu wecken.“ — „Und wenn ich diese suchte, Herr Baron?“ — „So würden Sie Kreuth nicht verlassen, Madame.“ — „Muß ich nicht?“ — „Ich erwidere mit einem Gemeinplatz: der Mensch muß nie müssen.“ — Die Unbekannte lächelte bitter; sie hatte sich auf die Bank niedergelassen, und Resau war fast unwillkürlich dahin zurückgefolgt. Mit dem Auge auf das enge Thal zu Füßen winkend, auf die Gebäude von Bad-Kreuth, welche sammt Park und Garten, wie in einem Plane gezeichnet, winzig und hell vor ihnen lagen, sprach die Dame: „Welcher Frieden hier und welche Stille!“ Sie legte die Hand dazu auf's Herz, als sähe es drinnen nicht so aus. — „Ja,“ entgegnete Resau, „Todesfrieden, Grabesstille. Ich höre aus diesen Schluchten und Hainen immer nur die Seufzer, das bange, schwere Athmen der Unglücklichen, welche hier Genesung suchten und nicht einmal die ewige Ruhe fanden. Kreuth hat keinen Friedhof, es soll wohl aussehen, als könne hier Niemand sterben. Armer Wahn, trügerische, eitle Vorpiegelung!“

Die Fremde faltete die Hände im Schooß: ihr Auge füllte sich mit Thränen, und sie hauchte leise vor sich hin: „Keine Ruhe! Auch hier nicht!“ — Resau wollte aufbrechen; als merkte sie es, sprach sie, sich emporreißend aus ihren Gedanken: „Herr Baron, ich möchte nicht, daß wir schieden, ich, ohne Ihnen gedankt zu haben, Sie, ohne zu wissen, daß Sie Ihr Leben und das eines anderen Edelmannes nicht um einer Abenteuererin willen ausseh-

ten.“ — „Madame!“ — „Nicht doch, der Schein ist gegen mich; ich fühle das. Ein Weib allein . . . Ich bitte Sie herzlichst, gönnen Sie mir eine halbe Stunde.“ — Sie rückte auf der Bank zur Seite; ohne Wink und ohne Bitte verstand Resau die Einladung. Er saß neben ihr; seine Theilnahme ward wider Willen erregt, Verdacht und Kälte niedergeschlagen durch das durchaus feine, edle, anziehende Wesen der Dame.

„Haben Sie in der Welt gehört von — —?“ So fragte sie darauf, tief ausholend, und nannte einen in den Tagblättern und Jahrbüchern des Theaters lange Zeit gefeierten Namen, der jezo, wie alle Sterne dieses Himmels, ein früh untergegangener ist. — „Wie sollt' ich nicht, Madame? Eine so bekannte Größe der heiligen Tanzkunst!“ So erwiderte Resau, nicht ohne neuen Anflug von Mißtrauen halb, und halb von erwartender Neugier. — „Diese Größe sitzt neben Ihnen, Herr von Resau!“ — — „Madame!“ — Der Mann sprang auf und betrachtete seine Nachbarin überrascht, beinahe erschrocken. — „Ich bitte,“ fuhr dieselbe fort, „bleiben Sie, hören Sie mich aus! Denken Sie, wir seien uns vor Jahren im Foyer irgend einer großen Oper, hinter den Couliissen, im Salon einer Frau von So und So begegnet, und wir träfen uns hier in Wildniß und Einsamkeit wieder. Es ist einer von den zweifelhaftesten Vortheilen jedes öffentlichen Namens, daß er auch seinen Träger zur öffentlichen Person macht. Wir Frauen von der Bühne insonderheit sind ja den Herren von Welt, von Geburt, von Stand immer bekannt. Thun wir wie alte Bekannte, Baron Resau!“ — „In der That, Madame, ich habe ein Recht dazu:

mir ward das Glück, Sie vor sechs Jahren etwa in Berlin zu bewundern.“ — „Sehen Sie, jetzt sind wir gleich im Zuge: Sie finden der Tänzerin gegenüber den Baron wieder, die galanten Worte, die Komplimente, — ach! und doch ist es nicht das, was ich suche. In dem Zeitpunkte, woran Sie erinnern, stand mein Ruf im Zenith. Von da ging es bergab. Davon haben Sie keinen Begriff; gehen wir darüber hinweg.“

„Vor nunmehr fünf Jahren langte ich in einer kleinen deutschen Residenz an, wohin mich die Vermählungsfeier des Erbprinzen gezogen hatten. Die Stadt gefiel mir, ich gefiel der Stadt. Wie ich Ihnen sagte: mein Stern war im Sinken, und so mußte ich mich noch glücklich schätzen, ihn zur rechten Zeit aus der lustigen, glänzenden Kometenwanderschaft in einen Fixsternhimmel herabzuziehen. Deutlich gesagt: ich unterzeichnete einen Contract auf zehn Jahre, mit Pension, und so weiter, und so weiter. Gott Lob und Dank, daß die kleinen Hoftheater großen Künstlern noch zur rechten Zeit als Kranken- und Greisen-Häuser offen stehen!“

Es war eine Kälte und eine Bitterkeit in Wort und Ton der Erzählenden, welche ihren Zuhörer eifrig durchschauerte. Er lauschte in einer Art von dumpfer Verzauberung, und sein zuckendes Auge, seine zusammengeballte Hand, Zeichen innerster Aufregung, auf welche die Redende, ganz in sich versunken, freilich nicht achtete, verriethen, daß ihre Geschichte nicht bloß im eigenen Herzen, sondern auch in dem seinigen eine alte Wunde gewaltsam aufriß. Sie fuhr fort:

„Unglücklicher Weise verrechneten sich die großen

Herrn der kleinen Residenz in ihrer neuen Solotänzerin. Sie hatten nicht allein auf Unterhaltung von der Bühne herunter durch mich gezählt, sondern mehr noch auf kleine Soupers, auf große Liebschaften, auf parties fines im Boudoir, auf Geschenke, auf Abenteuer, auf alle die Wunder, mit denen eine kleinstädtische Einbildungskraft reicher selbst als eine großstädtische Wirklichkeit die Intérieurs des Theaters ausschmückt. Dagegen hatte ich die Maxotte, tugendhaft zu sein, tugendhaft zu bleiben, tugendhaft im Ballet! — Wenden Sie sich nicht weg von mir, Baron; es ist wahr, ich springe vielleicht mit zu vieler Leichtfertigkeit über alle Regeln einer guten Gesellschaft und eines Zwiegesprächs unter vier fremden Augen hinweg, aber Verzeihung dafür: Springen ist ja mein Handwerk! — Ich lebte mit meinem alten Vater und mit einer jüngeren Schwester sehr bürgerlich und zurückgezogen. Anfangs ward ich dafür ungemein belobt und allgemein beliebt, bald darauf — übersehen und nicht mehr beachtet. Sie wissen, wie die Welt der Bühne gegenüber steht, wie sie denkt und urtheilt über Alles, was ihr angehört. Erhalten wir unsern Ruf unberührt und unbefleckt, so wird das mit kopfschüttelndem Zweifel als feine Verstellung begrinst; man kann keine Anekdoten über uns erzählen, und darum erfindet man sie. Bald erlischt auch dies Interesse, und dann muß unsere Kunst entgelten, was unsere Persönlichkeit verschuldete, weil sie nichts verschulden wollte. Umgekehrt aber: wir lassen einem leidenschaftlichen Naturell die Zügel schießen, — das meine war es nie, sonst, — — und dafür werden wir von der Gesellschaft verkehrt, ausgestoßen und verachtet, von der-

selben Gesellschaft, welche sich selbst unsere Sünden, nur weit geschickter und weit geheimer ausgeübt, erlaubt: In jedem Falle also sind wir für sie — verlorene Kinder. So oder so.

„Ich wußte das, denn mein Auge ist klar und meine Erfahrung rein. Deshalb beschränkte ich mich auf mein Haus und auf die Bretter. Der einzige Mann, welcher mir von diesen in jenes folgen durfte, war ein junger Graf von guter, sehr alter Familie. Namen thun nichts zur Sache: also still davon. Es war ein braver, edler Mensch, aber schwach, sehr schwach. Ich glaube, daß er mich lieb hatte, und eine Zeitlang meinte ich sogar, ich erwidere diese Neigung. Es muß nicht so gewesen sein; könnte ich sonst so ruhig und so kühl jetzt darüber reden? Sein Verhältniß zu mir, eben eines jener erfundenen, wurde bald ein öffentliches Geheimniß. Dies zwang mich, die ich keine Tugendheldin bin, aber ein ordentliches, wohl erzogenes Mädchen, dem Grafen durch meinen Vater das Haus zu verbieten. Kein Theatercoup, und doch von solcher Wirkung: ich hätte das voraussehen und verhindern müssen. Wenn er sich früher nur flüchtig und freundlich für mich interessirte, faßte er nun eine heftige Leidenschaft für mich. Schwache Männer gefallen sich in starken Affekten. Er verfolgte mich: vergebens. Er bat, er flehte, er drohte, sich und mich quälend; umsonst. Ich liebte ihn nicht. So oft ich ihm das sagte, er glaubte nicht daran, er schrieb mir allzeit das Gegentheil. Endlich hielt er beim Vater um mich an. Der Glat, der Skandal, der Esclandre war fertig: die deutsche Sprache hat dafür kein Wort. Ein Erb-Grav und eine Solo-

tänzerin. Rührte mich das Opfer oder meines Vaters schneeweißes Haar? Bestach mich die glänzende Aussicht in seine Zukunft, oder die trübe in die meinige? Es folgt hier mein größter, mein unverzeihlicher Fehler, der, welchen die Welt am ehesten verzeiht: ich sagte ja, und der Graf verlobte sich öffentlich mit mir.“

Baron Resau erhob sich hier und schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen. Seine Augen schwammen in Thränen: — Thränen, die nicht dem Mitleid flossen, nur eigenem Leid. Die Erzählende wußte das nicht; sie reichte ihm dankbar und gerührt die Rechte und zog ihn an ihre Seite zurück. „Nicht so, mein Ritter,“ sprach sie lächelnd zu ihm; „Blut für Ihre Dame, aber keine Zähre. Ich bin mit meinem trübseligen Märlein gleich zu Ende.“

„Das Aufsehen, welches unsere Verlobungskarten in der Stadt machten, beschreibt sich so schwer, als es sich leicht begreift. Die erste Folge unserer Entschliebung war, daß wir beide quittirten, der Graf die Armee, ich das Ballet. Wir opferten einander, was man eine Carrière nennt, ich eine gemachte, er eine geöffnete. Opfer machen niemals glücklich. Als der Rausch meines Verlobten verflogen war, als die Briefe, die Besuche der Verwandten, das achselzuckende Glückwünschen der Kameraden, das zweideutige Lächeln der hochadeligen Frauen und Fräulein ihren Anfang und Fortgang nahmen, als es sich darum handelte, zu handeln, statt zu wollen, da erschraf das Herz des Grafen, ein edles Herz, wie gesagt, aber ein schwaches. Ich fühlte, wie es an dem meinigen bebte und zuckte, wenn Abends die Wagen nach Hofe oder in einen diplomatischen Zirkel unter meinen zitternden Fenstern hin-

rollten. Der alte Graf kam nicht dem Sohne zu Hilfe, wie es seine Absicht war, sondern mir; an dem Zwang erstarkte sein Wille, das Verbot reizte ihn. Er fühlte, daß er sich eilen müsse, vielleicht schon, daß er sich übereilt habe. Aber sein Wort war ihm heilig, vielleicht sogar seine Liebe. Nur so lange, als es Förmlichkeiten nöthig machten, sollte mit der Vollziehung unseres Ehebündnisses gewartet werden: in einem halben Jahre wurde der Graf mündig und damit Herr seines mütterlichen Vermögens und seines Willens. Meinen Bitten Folge leistend, ging er für diese kurze Frist auf Reisen und kam erst wenige Wochen vor dem festgesetzten Zeitpunkte heim zu mir, die ich in heiterer Ruhe, beschäftigt mit den Vorbereitungen für unsere Zukunft, auf ihn wartete. Ich gewann ihn lieb indessen, beinahe wenigstens; ich weiß nicht, ob aus Dankbarkeit, ob aus Erwartung. Er kehrte zurück, bleich, angegriffen, leidend. Seine Briefe waren wie er treu und herzlich, aber in den Zügen der Schrift konnte ich nicht wie auf denen seines Antlitzes den leisen Nebel reuevoller, kleinemüthiger, verzichtender Entsagung lesen. Ich errieth ihn und gab ihm sein Wort zurück; er erzürnte sich und bestellte das Aufgebot. Die Stadt, welche heimlich einen ganz anderen Ausgang unserer Verbindung geweissagt und gewünscht hatte, als der Graf auf Reisen ging, erstaunte und entsetzte sich über seine Rückkehr und seine Entschlossenheit. Auch sie kehrte nun zu sich zurück und entschloß sich. Da wir, nur im allerengsten Kreise, einige Besuche des Anstandes und der Nothwendigkeit machen wollten, fanden wir verschlossene Thüren. „Tant mieux,“ knirschte der Graf und biß sich auf die

Sippen, daß sie bluteten, und lächelte, daß mir die Augen übergingen. Ich stellte ihm beim Nachhausefahren noch einmal alles oft Gesprochene, oft Gehörte vor, im grellsten Lichte, ich bat um meine Freiheit, ich weinte für die Feinige, — ebenfalls ein starker Fehler einem so schwachen Manne gegenüber; — aber er warf sich in die Ecke des Coupés und sagte dumpf: „Je veux et tu dois.“ Eigentlich fühlte er, daß es umgekehrt zwischen uns stand.

„Daß ich es kurz mache; an dem Tage vor unserer Trauung empfing der Graf noch einen Besuch, ich habe nicht gewiß erfahren können, ob von einer Schwester, die an einen entfernt wohnenden mediatisirten Fürsten vermählt war, ob von seinem ehemaligen Regimentschef. Beider Equipagen waren vor seinem Hotel, das schon ganz zu meiner Aufnahme hergerichtet stand, lange Zeit haltend gesehen worden. In der Abenddämmerung kam er zu mir herüber, ruhig und ernst, wie ich mit innigem Entzücken wahrnahm, küßte mich sanft zur Guten-Nacht und ging, um noch allerlei zu beschicken für den morgenden Tag. Kaum graute dieser, — es war ein später, nebliger Herbsttag, — so weckte mich aus einem kurzen, thränenstheren Traume das verzweifelte Angstgeschrei meiner Schwester. Sie warf sich über mein Bett, mit gerungenen Händen, und schleuderte mir einen großen Brief auf das Herz.

„Der Graf hatte sich in der Nacht um drei Uhr erschossen.“

„Wir müssen ihn umtaufen,“ sagte Graf Letten zu einigen Damen, mit welchen er im Wäldchen Kaffee trank, „der Name Solitaire paßt nicht mehr für ihn.“ — „Es hieß ja, die Person sollte oder wollte abreißen?“ — „Resau bestimmte sie zu bleiben.“ — „Sagen Sie, Graf, ist denn der Mann toll genug, an ein ernstes Verhältniß mit der Person zu denken?“ — „Toll genug oder zu vernünftig, meine Gnädige; wer mag das in einem starken Geiste scheiden? Uebrigens ist die Fremde charmant, auf Ehre charmant. Ich begegnete ihr ein paar Male im Wolkenjaal, auf Spaziergängen, im Hausflur . . .“ — „Natürlich immer tête-à-tête mit Baron Resau?“ — „Wir wechselten einige Worte mit einander, und ich versichere Ihnen, meine Damen, daß diese ungeschminkte Anmuth, diese liebenswürdige Einfachheit in Haltung, Gang, Sprache, Manieren auch auf mich außerordentlichen Eindruck machen.“ — „Mir ist immer, als hätt' ich die Person schon einmal wo gesehen,“ meinte Eine der Damen, „und zwar nicht in der Welt, sondern auf der Bühne.“ — „Sehr möglich; ich finde selbst, ihre Tournüre hat so einen gewissen theatra- lischen Tic, so was Reckes, Freies.“ — „Sehr natürlich sogar, meine Beste, indem mir Resau gestern mitgetheilt hat, sie sei Solotänzerin an verschiedenen großen Theatern gewesen.“ — „Une danseuse! Und ich muß porte-à-porte mit ihr wohnen? Nein, da soll doch heut' meine Jungfer herüberlogirt werden!“

Der Graf verließ lächelnd den Kreis der fortschmä- lenden Gräfinnen und Freifrauen. Er schlenderte zu den sieben Hütten und begegnete unterwegs Resau, welcher mit der Fremden schon von einem frühen Spaziergange

zurückkam: „Ihr Incognito ist verrathen, Mademoiselle,“ sagte er im Vorübergehen; „ich konnte mir die kleine Genugthuung nicht verwehren, in unsere stille Gesellschaft eine neue Neuigkeit und eine große Größe einzuführen. Sie werden Mirakel sehen.“ Damit ging er.

„Lassen wir sie,“ war Resau's Entgegnung, „am Ende hat er Recht gehabt. Sie sind mir noch den Schluß Ihrer Geschichte schuldig, liebste Freundin. Ich mochte seit jener untergeßlichen Minute auf dem Hohlenstein weder mich noch Sie daran erinnern. Jetzt sind wir wohl beide ruhig genug?“ — „Der Schluß ist kurz und bündig; da wird nicht viel mehr zu beichten sein. Von dem Briefe, welchen mir meine Schwester an dem Unglücksmorgen überreichte, durchflog ich nur zehn Zeilen und wußte alles Uebrige. Wie ich in meine Kleider kam, begreif' ich heute noch nicht; ich besinne mich nur noch ganz deutlich, daß, als ich an dem Brautgewand vorübertaumelte, — es war ein Geschenk des Grafen und hing schon fix und fertig über meinem Stuhle, — daß es mir da schien, als gewahrte ich Blutsflecken, große schreiende Blutsflecken auf dem weißen Atlas und über die Spitzen-Garnituren. Ich stürzte in des Grafen Wohnung. Im Vorzimmer begegnete mir die Fürstin, seine Schwester. Ein furchtbarer Augenblick. Sie war schon in voller Trauer. Thränenlos, blaß, hager stand sie vor mir. „Mademoiselle,“ rief sie. Ich: „Madame.“ Weiter nichts. Sie wies mit ausgestrecktem Arm auf die Thür des Schreckensgemachs: „Ihr Werk.“ — „Oder das Ihrige.“ — Sie rauschte hinaus, ich schwankte hinein. Ach, erlassen Sie mir die schauerlichen Details des folgenden Auftritts,

obwohl sie noch alle, alle, klar vor meinem inneren Auge stehen, bis auf die geronnenen Blutspuren auf den Teppichen und auf Rissen und Vorhang seines Bettes, auf die herniedergebrannten, verkohlten Kerzen, welche ihm zu dem kläglichen Briefe an mich und zu der kläglichen That geleuchtet hatten. Keine Hand dachte daran, sie zu löschen oder die Pistole wegzuschaffen, welche vor dem Nachttisch am Boden lag. Auch durfte nichts berührt werden, bevor die Gerichtspersonen alles durchmustert und niedergeschrieben. Sie waren schon vollzählig in dem kalten, graulichdüstern Schlafzimmer versammelt. Gerade als ich eintrat, riß Einer von ihnen die Gardine am Fenster zurück, so daß ein blasses Licht auf die im Bette ausgestreckte Leiche fiel. Ihr rechter Arm hing herab, als wäre der starren Hand eben das Mordgewehr entfallen, in der Linken fand sich ein Medaillon mit meinem Portrait. O mein Gott, ich sehe das noch alles, wie ich Sie jetzt sehe; sogar das Loch, welches die Kugel in das Hemd gerissen, und die kleinen Brandspuren des Pulvers im Busenstreif. Der Kammerdiener des Grafen führte mich weinend und wehllagend hinaus, nachdem mir der Gerichtsactuarius den Brief, — ich hielt ihn noch immer in meiner bewußtlosen Hand, — abgenommen hatte. Er gehörte zum Thatbefund und zu den Acten, in welche eine vidimirte Abschrift genommen werden mußte; erst nach drei Tagen erhielt ich ihn zurück und las ihn aus.

„Anderthalb Jahre sind seit dem Selbstmord des Grafen ungefähr verstrichen. In diesem kurzen Zeitraum habe ich meinen unglücklichen alten Vater begraben und meine Schwester glücklich verheirathet. Nun stehe ich,

wie Sie mich gefunden haben, Herr von Resau, allein und einsam in der Welt.“ — „Stehen, wie ich stehe, allein und einsam,“ erwiderte dieser nachdenklich und in sich versunken. „Kommen Sie, liebe Freundin, erholen wir uns von Ihrer Geschichte. Sie ist traurig, oder mehr und weniger als traurig. Ich vergelte Ihr Zutrauen, sobald es an der Zeit ist. Und mir ahnt, es wird bald sein. Für jetzt Guten-Morgen. Bei Tisch sehen wir uns wieder.“

Von Bad-Kreuth eine halbe Stunde entfernt liegt das Dorf gleiches Namens, an der Straße von München in's Tirol; ein malerisch zerstreutes, an Fels und Wald geworfenes Bergdorf mit einer besonders hübschen Kirche, deren weißer, grau zugespitzter Thurm auf dem dunklen Grün der ernsten Landschaft vortrefflich absticht. Um die Kirche zieht sich nach alter Sitte, die nicht gesundheitspolizeilich, aber sinnig und poetisch ist, der Friedhof, mit wenig einheimischen und mehr ausländischen Gästen. Hier werden die Kreuther Fremdlinge bestattet, wenn ihnen die Molke zur ewigen Sethe ward. So kommt es, daß unter den meist im höchsten Alter verstorbenen Bauern, Hirten und Knechtchen der Umgegend auch allerlei fremdes Volk sich zur Ruhe legt, bunt durch einander, Mann und Frau, Gering und Bornehm. Auf einem dieser Gastgräber, das einen Doktor der Rechtsgelehrsamkeit aus Leipzig beherbergt, steht unter der von seiner

Wittwe ihm gewidmeten Inschrift das einfache Wort:
„Er liebte und ward geliebt.“

„Das ist mehr,“ meinte Resau, der mit seiner Fremden an diese seine Lieblingsstätte eine Wallfahrt gemacht, „das ist mehr, als von den meisten Menschen gesagt werden kann. Lieben und Geliebt=werden! Jedes für sich ist selten genug! Nun gar Beides zumal! Dem da drunten mag es wohl gewesen sein in der Welt!“ —

„Der Stein ist geduldig, nicht bloß das Papier,“ erwiderte seine Gefährtin, „und von allen gedulbigen der geduldigste ein Leichenstein.“

„Zweifeln Sie an aller Liebe?“

„Beinahe.“

„Und fühlt sich Ihr Herz wohl in solchem Zweifel?“

„So wohl wie meine Brust in dem scharfen Gebirgswinde, der aus dem Thale herausbläst: es friert.“

„Ich erwärme, ich heile Sie. Geben Sie mir Ihren Arm: wir gehen über das Jägerhaus drüben an dem Waldsaume entlang nach Haus. Da haben wir Ueberwind, und ich erzähle Ihnen eine Geschichte von der Liebe, welche Sie leugnen.“

„Ihre Geschichte, Freund?“

„Die meinige. Sie werden sich wundern, wie sie der Ihren gleicht: ein Spiegelbild und wiederum ein Gegensatz. Dann begreifen Sie auch, warum Ihre Worte so tief in meine Seele schnitten. So groß ist, sehen Sie, unsere Lebens=Verwandtschaft, daß ich Ihnen Zug für Zug fast zurückwerfen kann. Haben Sie je gehört von — —?“

„Nicht nur von ihr, besser sie selbst. Sie sang

in der italienischen Oper zu London in derselben Saison, da ich dort tanzte. Wir haben oft mit einander, Hand in Hand, hinter den Couliissen gestanden."

"So lassen Sie mich diese Hand küssen, küssen und wieder küssen. Sie ruheten in derjenigen, die mich zum Menschen machte. Ich war Diplomat, Diplomat der ächten, alten Schule, deren Prinzip hieß: Nichts lernen, Nichts vergessen! Ein Attaché von vier und zwanzig Jahren, der, auf der Stirne das Siegel der Unübertwindlichkeit und über der leeren Brust ein erstes, schamrothes Ordensbändchen, in den Salon unter die Damen tritt, mit Cavalieren seines Standes über Pferde und Jagd und Opern spricht und durch geheime Berichte an seinen Hof, die keine menschliche Seele liebt, am Heile der Welt sich bethätigt. Diese Leere, diese Unfruchtbarkeit, dies Nichts-bedeutend und Alles-gelten-wollen; Sie haben keine Idee davon. Fügen Sie hinzu: ein verhältnißmäßig geringes Einkommen und große Passionen, Spiel, Frauen, Moden, und Sie werden begreifen, daß ich nach einer dreijährigen diplomatischen Laufbahn mich vis-à-vis de rien fand. Ich ward abberufen, zum Schreck meiner Gläubiger, mir zum Trost. In meiner neuen Residenz lernte ich hinter den Couliissen diejenige kennen, von der ich Ihnen nichts weiter zu sagen brauche, weil Sie selbst sie gekannt haben."

"Eine große Künstlerin."

"Sagen Sie: ein großes Weib. Sie war es. Ich verliebte mich prima vista in sie, weil das zum guten Tone gehörte, zur Tagesfaçon. Sie lachte mich aus wie alle Uebrigen; ihr Verhältniß zu einem Offizier,

einem leidenschaftlichen, aber wüsten Menschen, entzog sie uns anderen Bewerberin. Mich piquirte das; in meiner Eitelkeit glaubte ich den Cäsar spielen zu können und wie er über Antonius zu siegen, um die schöne Cleopatra entweder zu umarmen oder noch großartiger zu verschmähen. Der Offizier, ein tüchtiger Degen, verstand meine Nebenbuhlerchaft übel, weil er sich im Besitze, also im guten Rechte wußte: wir schlugen uns, er fiel von meiner Hand."

„Ein Mord durch Sie!“

„Die Welt nennt das anders und straft anders. Dreivierteljahr Festung, und die Sache war abgethan. Meinen Posten hatt' ich freilich verloren. Desungeachtet kehrte ich in dieselbe Residenz, kehrte zu ihr zurück. Sie sang noch, aber ohne Liebhaber. Das Feld war frei. Ich näherte mich, anfangs, ich gesteh' es, ohne große Hoffnung. Ihr Begünstigter war durch mich ihr geraubt worden, sie mußte mich hassen. Aber instinctmäßig kannte ich die sonderbare Seele des Weibes genug, um zu wissen, daß von diesem Haß zur Liebe ein Weg möglich sein müsse. Ich fand ihn: nach ein paar Monden voll prächtiger Qual, voll Reiz und Kampf, war sie mein. Himmel, wie hat das Weib mein innerstes Wesen mir umgewandelt und erzogen! Da mußte alles Eitle, Unmännliche, Kleinliche hinaus, und die tief in meine Natur gelegten Keime großer, edler Neigungen, stolzer Erhebung und freudigen Emporstrebens entwickelte sie wie in Treibhausgluth durch ihre exotische, mächtige, freie Liebe.

„Wenn ich jemals im Leben glücklich war, so war ich's in jener Zeit. Es fügte sich, daß zu derselben

das Dérangement meiner äußeren Verhältnisse seinen höchsten oder tiefsten Punkt erreicht hatte. Mein Vermögensantheil als jüngerer Sohn einer Familie mit Majoratsrecht war lange verzehrt, jede Hilfsquelle verzieht. Meine Geliebte erfuhr es, als es nicht mehr zu verbergen stand. Am folgenden Morgen brachte sie mir eine namhafte Summe in Papieren und Wechseln; sie hatte ihren Schmuck verkauft, auf ihr Haus geliehen, ihr Capital mobil gemacht: alles binnen vier und zwanzig Stunden. Es war ihr ganzes Hab' und Gut, und sie verstand sich obendrein nicht sehr auf's Sparen. Damit rangirte sie mich. „Ein paar Tausende bleiben übrig, und das genügt,“ sagte sie, „als Anfang einer neuen Existenz. Du bist ein Mann geworden, Gott Lob und Dank durch mich geworden, Du mußt nimmer müßig gehen, wie ein Knabe. Was Diplomatie, was Staatsdienst, was Soldatenspiel; kauf' oder pachte Dir ein Gütchen, wirthschafte auf Deiner Scholle, schaffe! Das ist in unserer Zeit die einzige Aufgabe für Jemand, der nicht Künstler ist und doch etwas werden will.“ — „Und Du?“ fragte ich, in Thränen aufgelöst, zu ihren Füßen; „und Dich soll ich verlassen?“ — „Wer redet davon,“ entgegnete sie, „ich gehe mit; mein Vaterland ist überall, wo Du bist und meine Kunst.“ — Sie löste mit neuen Opfern ein vortheilhaftes Engagement und ging nach Dresden, weil ich in Sachsen mich niederließ. Wann es ihre Zeit verstattete, kam sie heraus zu mir, half, rieth, befahl, tröstete mich, stärkte mich, liebte mich, — o Gottes Segen auf ihr Herz.“ —

„Schlägt es noch?“

„Würd' ich dann und so neben Ihnen gehen?“ So

antwortete Resau auf die Unterbrechung und drückte den Arm seiner Begleiterin sanft an seine Brust. Er fuhr fort:

„Familiengeschicke änderten um jene Zeit mein Leben. Mein älterer Bruder starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, sein Majorat fiel also an mich. Auf die erste Nachricht von dieser Wendung gleich zu Roß und gen Dresden. Nun war es Zeit zur Vergeltung. Sie sang an dem Abend die Königin der Nacht. Gerade als sie die große Arie vollendet hatte, kam ich an, stürzte in ihre Garderobe, ihr zu Füßen. „Nun bist Du mein,“ jubelte ich, „wie ich es will.“ — „Anton, war ich das nicht längst?“ — „Nicht wie Du verdienst; aber höre nur!“ — Mit fliegendem Athem erzählte ich ihr mein Geschick, sie lauſchte still, das Haupt gesenkt, Thränen rollten auf die gestickten Sternlein des schwarzen Schleiers, und mit den Worten „Nach der Oper, bei mir,“ eilte sie hinaus.

„Bisher war eine Vermählung mit ihr für mich eine Unmöglichkeit gewesen; ich vermochte ihr kein Loos zu bieten, das meines Namens und zugleich des Opfers ihrer Laufbahn würdig gewesen wäre. Jetzt war ich im Stande, sie um ihre Hand zu bitten, ihr zu vergelten, sie so glücklich zu machen, wie ich sie liebte. Sie — schlug aus. Ich erstarrte. „Sind Dir die armseligen Bretter und Lumpen Deiner Bühne mehr als ich?“ — „Sie sind mir viel, die Du ungerecht schmähest, aber Du bist mir mehr.“ — „Nun denn!“ — „Nun denn und ebendestwegen: ich bin eine Geliebte für Dich, aber keine Frau. Du bist Edelmann, ich Schauspielerin. Dein Name ist ein alter, geachteter, welcher Dich besonders in der jetzigen Compli-

cation verpflichtet; mein Ruf ist nicht einmal ein zweideutiger, wie es die Welt nennt, weil ich niemals, gleich ihr, besser scheinen wollte, als ich bin. Deine Söhne würden im Cadettenhaus über die Jugendfehler ihrer Mutter unter ihren Kameraden erröthen, Deine Töchter im Stift ihnen nachweinen, wenn ihnen nicht der Namen eben dieser Mutter jedes adlige Stift von vorn herein verschlösse. Es geht nicht, Anton.“ — „Es soll, es muß, es wird.“ — Eine ganze Nacht lang wand ich mich vor ihr, ich drohete, mich zu tödten, auszuwandern, selbst Schauspieler zu werden; sie müsse mein Weib sein, ich hätte es vor Gott geschworen. — Sie riß sich mit überquellenden Augen aus meinen sie verzweifelt umklammernden Armen und flehete nur um acht Tage Frist, während deren ich ruhig gehen solle, wohin mich meine Pflicht rufe, die neuen Familienverhältnisse zu ordnen. Ich gehorche. Nach einer Woche kehrt ich zurück: — da bringt sie mir einen Trauschein entgegen. Sie hatte sich mit einem Mitgliede der Kapelle verheirathet, unter der Bedingung, daß derselbe zeitlebens keine anderen Ansprüche an sie machen würde, als auf eine contractmäßig stipulirte jährliche Rente. Die Ehe war unter allen Formen vollzogen, rechtsgiltig, unauflöslich, weil beide Katholiken waren. Nichts von meiner Verzweiflung, meinem Zorn, meiner Raserei. Sie küßte mir unter einem Strome von Thränen die Hände: „Es mußte sein,“ wimmerte sie, „und ich that nur meine Pflicht, damit Du die Deine thuest.“

„Ein Jahr noch lebten wir, geschieden in Liebe, in Freundschaft vereinigt, mit einander; aber es war ein

verstimmtes, verschrobenes, verpfushtes Leben. Dann fing sie an zu kränkeln; ihre Brust, überreizt und angegriffen durch die Anstrengungen ihres Berufs, widerstand dem geheimen Kummer nicht. Sie wollte sich emporreißen, auf ein anderes Theater flüchten, in ein fremdes Land, aber ihre Kraft war gebrochen. Wiederholte Blutstürze setzten ihr hart zu, und als das Eis eines langen, strengen Winters schmolz, als die Bäume auf der Brühl'schen Terrasse grünes, junges Laub ansetzten, starb sie versöhnt und verklärt in meinen Armen. Ihr letzter Seufzer war: „Nicht wahr, Anton, ich hatte Dich doch lieb?“ — —

Diese Geschichte erzählte Refau der Fremden, während sie am Bache hinauf in das Bad zurückkehrten. Es war ein hübscher Abend geworden, und der Blauberg schimmerte in schönen, bunten Lichtern. Der Wasserfall an der Sägemühle im vorderen Langenauthale rauschte, von Regengüssen geschwellt, hoch auf und sprühte den beiden Wanderern durch die Büsche lockend entgegen. Sie setzten sich nieder daran, beide noch unter den Eindrücken des eben Gehörten und Gesprochenen. Endlich brach sie das lange Schweigen mit der Frage: „Und welche Antwort gaben Sie Ihrer Geliebten mit in jene Welt?“

„Sie hörte sie nicht mehr; ich küßte ihre Augen zu.“

„Aber Sie, würden Sie selbst auf ihren Grabstein

geschrieben haben, wie die Frau auf den ihres Gatten dort auf dem kleinen Gottesacker: Sie liebte und ward geliebt — ?!" —

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Halten Sie ihr Opfer für Liebe? Ein Opfer, mit dem sie Ihr Herz brach und Ihren Stammbaum stützte? Ein Opfer, welches nur wie die Lichtseite von dem dunklen Selbstmord in meinem Leben aussieht?! Vorurtheil hier, Vorurtheil da! Und die Liebe in beiden Fällen kleiner als sie!“

„Bei dem ewigen Gott, Mädchen, von Ihnen zum ersten Male höre ich dieses Urtheil und diese Sprache! Es schlummerte wohl in mir, aber es kam vor der lauten Bewunderung aller Welt über die große That nicht zum Bewußtsein.“

„O über diese Welt mit ihrem Bewundern, ihrem Verzekern! Ihre Geliebte stellte Sie minder hoch, als die Welt, und gehorchte ihr mehr als Ihnen; darum bewunderte sie alle Welt, die sich nur in ihrem Thun geschmeichelt sah. Den Grafen beklagte sie, denn er fiel in ihrem Dienste, und mich“

„Und Dich stieß sie aus, armes, süßes, liebes Wesen, stieß Dich aus, damit Du in meine rettenden Arme fänkest, mir zum endlichen Glück und Dir!“

Kesau faßte die Hand seiner erschrocken Freundin und zog sie innig an sich.

„Um Gotteswillen, Kesau, was thun Sie? Lassen Sie mich!“

„Auf Erden nimmermehr!“

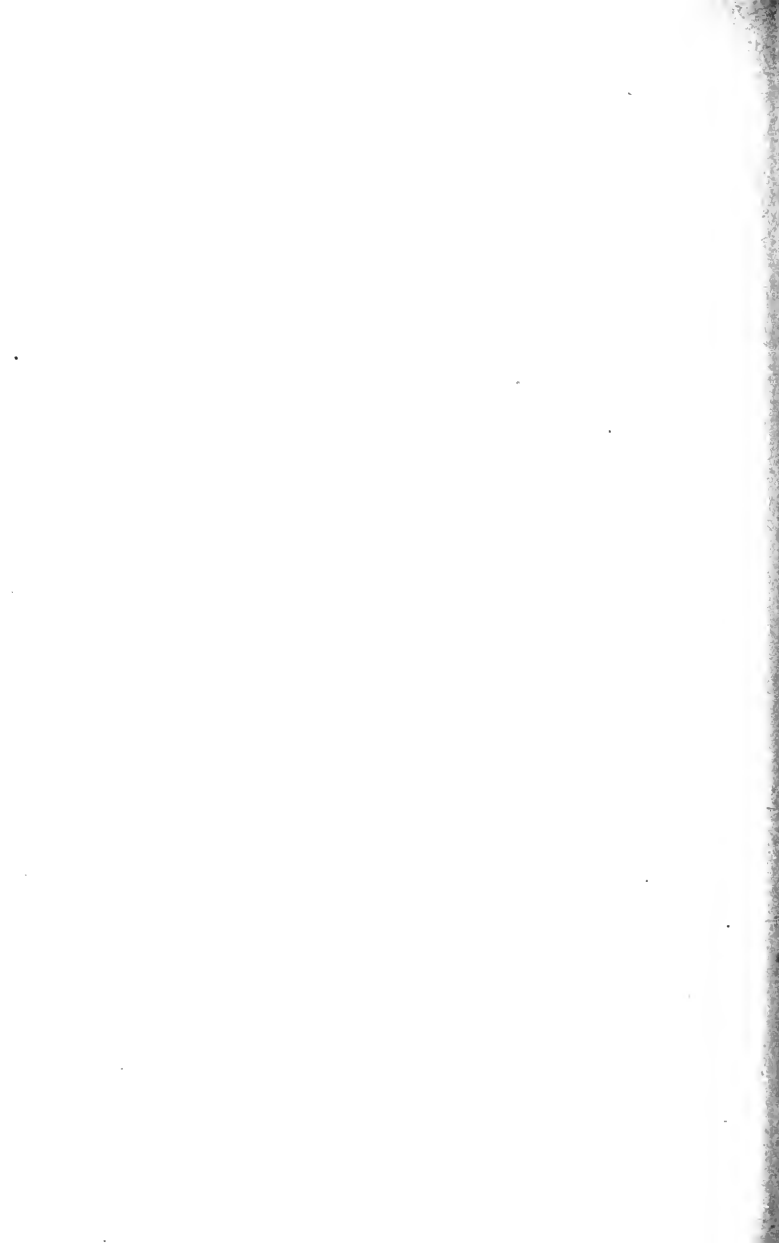
„Wollen Sie“ — ihre Stimme versagte unter heißen

Thränen und lautem Schluchzen — „daß die Welt sage, ich hätte an Ihnen begangen, was Jene nicht gewagt, und Sie für mich gethan, was Jener nicht vermocht?“

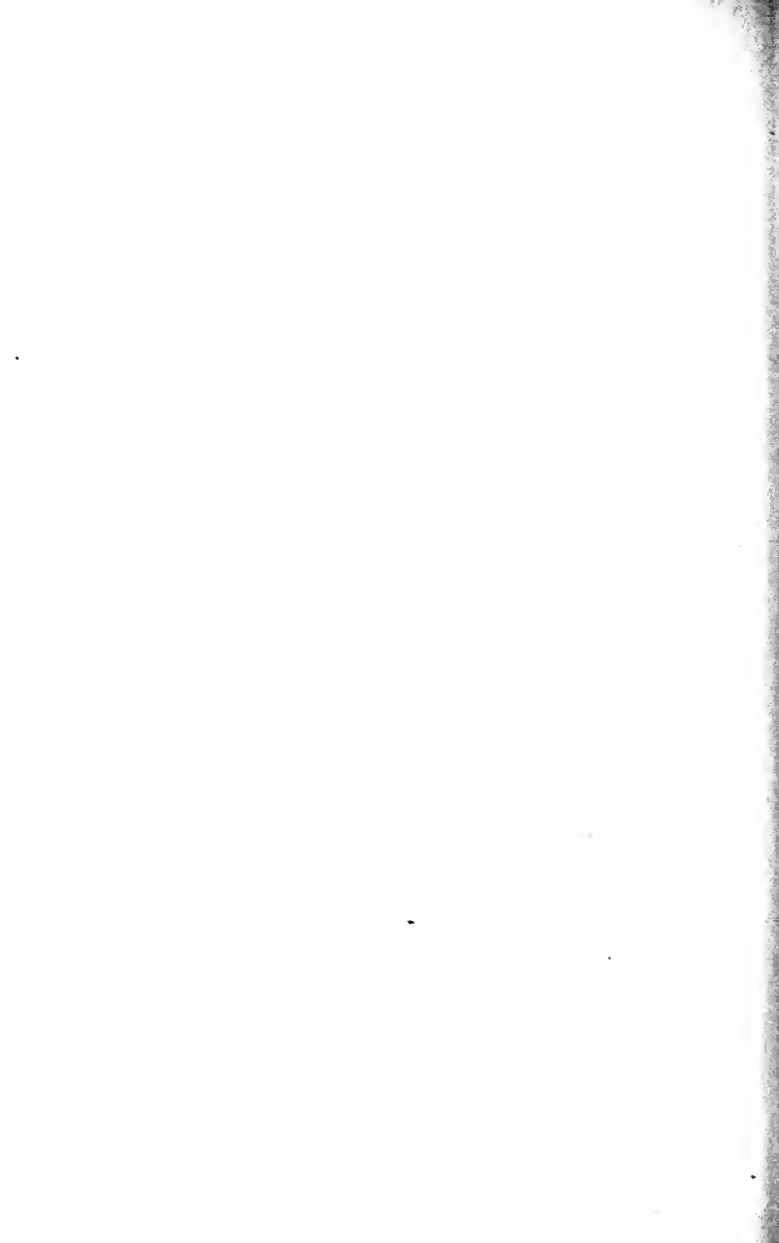
„Welt, Welt, und wieder Welt! Welt nun auch auf Ihren Lippen. Wie sprachen Sie denn eben noch: Vorurtheil hier, Vorurtheil da!?“

„Aber die Liebe größer als sie!“

Sie flüsterte es an seinem Herzen und schloß ihn fest, beglückt und beglückend, in ihre Arme. Der Wasserfall jauchzte Segenswünsche zu ihrem Bunde, und ferne, von Dorf Kreuth herüber, Klang der zwei kleinen Kirchenglocken verschwiftertes, vermähltes Abend-Geläute: Sie lieben und sie werden geliebt. —



Esel-Ritze.



„Kling — ling — ling.“

Die Straßenbuben liefen zusammen, einen aufmerksamen Kreis um den interessantesten Mann mit der Neuigkeitsglocke zu bilden, und aus den Fenstern links und rechts der großen Allee streckten die Gäste allerlei Köpfe heraus, graue, rothe, gepuderte, kahle, mit Bademützen und mit den elegantesten Morgenhäubchen bedeckte. Der Ausrufer — man hörte es seinem Organ nicht an, daß Ems ein Wunderbad sei für Brust- und Halsübel! — der Ausrufer verkündigte, heiser und mit seltener Deklamation, wie folgt:

„Auf dem Wege von Ems nach Braubach ist ein grauer Damenhandschuh verloren gegangen, mit zwei Ringen in demselben. Der ehrliche Finder, welcher ihn gefunden hat und ihn zurückgeben will, wird gebeten, gegen eine selbst zu bestimmende Vergnüglichkeit dieses an mich zu thun!“

Sprach's, hustete, trocknete sich die Stirne und ging von dannen, um, „Kling — ling — ling“, fünfzig Schritte weiter, von vorn anzufangen. Die Jungen aber liefen hinter ihm drein, und einige Badegäste sagten gähmend: „Weiter nichts?“ und noch Andere besprachen sich aus ihren Fenstern weitläufig, welche Dame den Handschuh

wohl verloren habe, und ob die Ringe werthvoll seien, und daß sie sich wahrscheinlich nicht wieder einstellen würden.

Die Letzteren waren Bade-Gäste „im Geist und in der Wahrheit“; denn zu Ems im Bade ist ein verlorener Handschuh ein welthistorisches Ereigniß, schier wie jener, worüber der spanische Erbfolgekrieg losbrach. Ueberhaupt, seit eiserne Handschuhe nicht mehr als Fehdezeichen geworfen werden, haben kleine, zarte, duftende von „ungebornem Ziegen-Leder“ oft heftigere Kämpfe eingeleitet und entzündet!

In der Allee, nahe der Brücke über die träumend an Ems vorüberpilgernde Bahn, stand ein junger Bursche, der bei dem Klang der Schelle hoch aufgehört hatte und zu den Worten des Ausrufers abwechselnd roth und blaß wurde, als freute oder ärgerte er sich darüber. Er trug eine blaue Blouse und eine rothe Mütze; um seinen Hals hing ein rothes Band, und an dem Bande wieder ein Messingschild, mit Nummer fünfundachtzig bezeichnet. Folglich gehörte er zu jener zahlreichen Armee der Eseltreiber, welche mit ihren rothen Ordensbändern und den kardinalfarbigen Deckeln in jeder Scene zu Ems eine lebendige Figur abgeben. Du gehst z. B. über die Zahnbrücke, da stürzen sie Dir von ihrem Standquartier entgegen: „Gnädiger Herr! nehmen Sie meinen?!“ — „Herr Graf, auf diesem hat der Prinz Wilhelm geritten.“ — „Der stößt, nehmen S' ihn nicht, hier meiner!“ — Und so weiter. — Du träumst auf dem Marienwege oder in den schattigen Henriette-Gängen von ganz andern Engeln als Esel-reitenden, und plötzlich, um die Waldecke biegend,

kommt Dir wieder ein rother Gjeljunge entgegen, am Zügel sein Thier führend, und auf dem Thiere eine heilige Familie en miniature, Marie mit dem Kinde, wozu Du gern den Joseph abgäbest. Oder Du stehst Morgens andächtig in der Halle, Dein drittes Glas Kesselbrunn seufzend in der Hand, da tönt draußen eine Trompete, und Alles stürzt hinaus, um die Gjel-Cavalcade mit anzusehen: — voran der sogenannte Gjel-Major, der Stallmeister des reichhaltigen Marstalls, der öffentlichste Charakter in Gms, hoch zu Roß, in knopfreicher Husarenjacke, hinter ihm der Gjelvater, der Älteste der Zunft, mit der Fahne, welche Bileams Thier zeigt, umgeben von den Landesfarben, dann, Paar zu Paar, alle Gjel und Gjeljungen, mit rothen Schabracken, Mützen, Streifen, das lustigste Corps von der Welt. Gjel und Gjeljungen siehst Du überall in Gms, Du magst wollen oder nicht, oft, wo Du sie am wenigsten vermuthest.

Jener an der Sahnbrücke unterschied sich von seinen Genossen merklich. Nicht nur, daß seine Blouse reinlicher als die meisten anderen war, und daß sein Haar ordentlich zierlich gelockt unter dem rothen viereckigen Käpplein hervorquoll, nein! auch sein Auge, sein Gang, seine Haltung paßten nicht in den Gjelstall. Und dennoch gehörte er dahin und stand nur an der Brücke, um sein Thier einen schwarzen, fetten Kreuzträger, harrend auszubieten.

Als der Ausrufer seine Bottschaft vollendet hatte, lächelte der Bursche, jedoch trübselig, und griff in seine Tasche. Er zog ein seidenes, sorgfältig zusammengefaltetes Tüchlein heraus, wickelte auf und — siehe! da lag

er, der Damenhandschuh, und um den Mittelfinger die zwei Ringe.

Wie hell, wie weich, wie duftig lag er da! und verrieth mit seinen schmalen, langen Fingern, eine zarte Falte in jedem Gelenke, und mit der Armrundung, an der eins der vielen Knöpflein gesprungen war, alle Reize, welche die leere Hülle beseelt hatten. O, es ist etwas Schönes um einen glatten, glänzenden, süß durchdufteten Handschuh!

Ob der Gjeltreiber das auch empfand, daß er so starr darauf herunter sah? Oder ob es Zufall war, daß er ihn seufzend wieder zusammenfaltete und das Tuch an seiner Brust hastig verbarg? Er schüttelte mit dem Kopfe. „Hott, Mohr!“ sagte er zu seinem Thiere und zog es am Zügel hinter sich her, die Allee hinaufschreitend.

Der Herold von Neu-Ems hatte inzwischen vor der „alten Post“ zum letzten Male geklingelt und gehustet, kam nun die Allee wieder herunter und begegnete dem Gjeltreiber. „Guten Morgen, Herr Ausrufer!“ sagte Dieser, und „Guten Morgen, Gjel-Frixe!“ wiederum Jener.

Alles höchst denkwürdig, nicht wahr? Aber stehen wir denn nicht in einem Bade-Jdhl? Und nur für Leute, die auch baden, wo möglich auch in Ems baden, die mich vielleicht da lesen, wo ich für sie geschrieben, am Kurhaus nämlich oder auf der Silberhütte, oder zu Nassau in den reizenden Sigen des alten Fürstentrimmers? Also lassen wir uns ruhig gehen!

Natürlich, daß nun Gjel-Frixe melbete, er habe

gefunden, und er, der Ausrufer nämlich, brauche sich nicht mehr zu bemühen. „Ach, Du glücklicher Kerl! Nu', her damit, und wie viel willst Du denn fordern?“

„Erlauben Sie, Herr Proclamator, ich gebe das Dings nicht so heraus!“

„Junge, bist Du toll? Meinst Du, ich wollte Dich um Deinen Fundlohn bringen? Ach, eine obrigkeitliche, verschworene Person! Her mit dem Handschuh!“

„Und ich sage Ihnen, Sie kriegen ihn doch nicht. Den Handschuh gebe ich der Dame selber zurück, und was sie mir aus gutem Willen geben wird, davon sollen Sie ein Viertel abhaben — sind Sie nun zufrieden?“

„Nu', Frixe, laß gut sein! Das weiß ja doch die ganze Welt, daß Du ein närrischer Kerl bist. So ganz was Apartes. Komm her!“

Selbander gingen sie die Straße hinunter, Frixe den Zügel seines Thiers um den rechten Arm geschlungen, die linke Hand fest auf die Brust gedrückt. Denn dort lag das Tuch und der Handschuh und die Ringe, — und sein Herz; Kleinigkeit, — er war ja ein Eseltreiber!

„Hier wohnt die Dame,“ sagte der Ausrufer und blieb an den „vier Jahreszeiten“ stehen, „hier im ersten Stocke. Es muß was Großes sein, eine holsteinische Gräfin, glaub' ich. Sie haben ein Zimmer mit Balkon. Fordere nur tüchtig, mein Junge, hörst Du?“

Frixe aber hörte nicht mehr. Sein Thier unten anbinden, die Treppe hinaufftürmen, an der Thürglocke ziehen, war bei ihm ein Augenblick gewesen. Eine alte Kammerfrau erschien und meldete auf seine Anfrage nach der Dame mit dem Handschuh, die gnädige Comtesse

seien im Bade. „Er kann,“ sagte sie, „den Handschuh nur hier lassen, die Gräfin Mutter und ich sind zu Hause.“

Der Gjeltreiber drehte verlegen sein viereckiges Rothkäppchen in beiden Händen umher. „Wenn,“ stammelte er endlich, „wenn Sie und die Frau Gräfin Mutter nichts dawider hätten, so möchte ich wohl warten, oder hingehen.“

Die Zofe lachte ihm unter die Nase. „Zu's Bad, nicht wahr, und der gnädigen Comtesse die Sachen selber bringen? Ne, mein Guter, das geht doch nicht wohl an. Ueberhaupt, wer weiß denn, ob Seine Ringe noch die rechten sind? Wie sehen sie denn aus?“

„Ach, die rechten sind's gewiß,“ sagte Frize wiederum, „darauf wollte ich schwören, wenigstens auf den Handschuh. Die Ringe habe ich noch nicht recht gesehen.“

Die Zofe schüttelte den Kopf, als Frize ihr weder die Ringe ausliefern, noch einmal seinen Fund zeigen wollte. „Nur und zuerst an die gnädige Mamsell Comtesse,“ stotterte er, „das habe ich mir geschworen, wenn Sie und die Frau Gräfin Mutter nichts dawider haben.“

Letztere war auf eine Meldung der Kammerfrau endlich auch erschienen, um sich den wunderbaren Gjeltreiber in der Nähe zu ansehen. Frize stand unruhig am Treppengeländer, und als die Gräfin ihm gesagt, ihre Tochter bade in den „vier Thürmen“, da war's wieder ein Satz, und ohne auf die Kammerfrau, die hinter ihm drein rief, weiter zu hören, stürzte er hinunter.

„Wie viel hast Du gekriegt?“ fragte ihn in der Thüre

schon hastig der Herold, seine viertelsüchtige Rechte hohl entgegenstreckend. Frikze hätte ihn aber schier zu Boden gerannt, so heftig war er. „Nichts!“ sagte er abgebrochen, knüpfte Mohr los, trieb ihn mit drei derben Schlägen vor sich her und schritt nach, seiner Seite gefolgt von dem nachkeuchenden Ausrufer, der noch immer vermeinte, Frikze wolle ihm mit dem Viertelchen durchgehen.

In den „vier Thürmen“ fragte Frikze nach der Comtesse. Sie badete noch, mußte aber gleich fertig sein. Er schritt in den Garten hinter dem Hause und setzte sich unter einem Apfelbaume nieder, weil er sich recht müde fühlte, — wovon? wußt' er selber nicht. Sein Gjel graßte.

Nach dem Badehause blickte Gjel-Frikze. Verschwiegenes Plätschern, dicht verhüllte Fenster, leise Stille überall. Nur die Badefrau schritt ab und zu, ein altes, ehrwürdiges, braves Weib, welches durch das ganze Jahr nicht anders gesehen wird, als mit einem Thermometer in der einen Hand und einem Borstwißch in der andern. Gjel-Frikze senkte den Kopf und die klaren, klugen Augen. Wo, in welcher jener Zellen mochte die Comtesse nun baden? Und wann wird sie heraustreten? Und darf er sich ihr sogleich entgegendrängen? O Gott, seufzte Frikze, aber ohne Worte, wer kein Gjel-Frikze wäre! Ihm war sein Stand immer so leicht gewesen, sein „Mohr“ immer so lieb, und jeden Abend ritt er, mit seinem Verdienste in der Tasche, pfeifend heim gen Dausenau, und jeden Morgen, wenn eben der Tag graute, kam er singend wieder hereingeritten. Und alle Menschen hatten Gjel-Frikze gern, und vielleicht war selbst das kein Zufall, daß

von den „Herrschaften“ so manches hübsche Auge nach „85“ suchte auf den messingenen Schilden, und daß nicht selten eine silberne Stimme ausdrücklich nach „Mohr“ rief. Das freute Friße — sonst; aber jetzt nicht mehr.

Nicht lange hatte er gefessen, so öffnete sich wiederum die Thüre des Badehauses; er fuhr auf, und dieses Mal, um nicht wieder in seine Träumereien zurückzusinken. Denn die Comtesse trat heraus.

So tritt Cos am Morgen früh aus den Wellen, noch feucht vom Thau der Nacht und vom Meere die gelben Locken, bleich und weich die Haut, die Hände, die Arme, duftend, mit gelösten Gliedern, jeder Schritt eine Grazie, jede Bewegung Musik!

Der Eseltreiber kannte freilich das Gleichniß nicht. Aber die Comtesse erkannte er, und so rasch ging er auf sie zu, daß sie fast erschrak und einen Schritt zurücktrat, dem Kammermädchen winkend, das hinter ihr dreinschritt.

Friße wußte jezo keine Worte zu finden. „Gnädigste Comtesse!“ sagte er und stockte. Hierauf, hastig, griff er in die Brust, zog sein Tuch heraus, riß es auseinander, — „da ist er,“ sprach er, den Handschuh darreichend, und wenig fehlte, so wär’ er in die Knie gefallen.

Die Comtesse stieß beim Erblicken des glänzenden Händchens, welches aus dem Tuche herauszulangen schien, einen kleinen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Heftig griff sie nach dem Dargebotenen: „mein Handschuh!“ sagte sie, halb zu der aufschauenden Jose, halb zu Friße.

„Die Ringe auch?“ fragte das Kammermädchen, welches erstaunt hinzugetreten war. — Aber die Ringe

waren nicht da, und Frize bebte zusammen, als er sie nicht mehr am Mittelfinger des Handschuhs sah, und erbleichte tief, weil ein mißtrauischer Blick aus dem blauen Auge der Comtesse das seinige traf. „Sie waren da,“ flüsterte er mit stockendem Athem, „noch vor einer Sekunde. — Da sind sie auch noch,“ rief er plötzlich aus, sich in's Gras bückend, und las den funkelnden Diamant auf und einen einfachen Goldreif, beide der Besitzerin, noch knieend, überreichend. Bei dem hastigen Aufreißen des Lüchleins waren sie vom Finger unbemerkt herabgeglitten und zur Erde gefallen.

Die Comtesse jubelte laut auf, drückte den Diamant an's Herz und steckte den andern Ring eiligst an den Finger. „Du guter Junge!“ sagte sie, und das blaue Auge ruhte, dieses Mal lange und mit dankbar-freudigem Strahl, auf seinem glühenden Gesichte. „Wie heißt Du denn?“

„Gjel-Frize.“

Er schlug die Augen tief nieder, und sein Athem flog so rasch, daß er ihm beinahe die Stimme raubte.

Die Comtesse wandte sich nach ihrem Mädchen um. „Jenny,“ sagte sie, „hast Du die Börse zu Dir gesteckt?“ Aber Jenny verneinte. „Nun, Gjel-Frize! dann suchst Du uns auf in den „vier Jahreszeiten“ im ersten Stock. Frage nur nach Gräfin * * * *, und dein wohlverdienter Lohn soll Dir werden.“

„Ich war schon da,“ sagte Frize, immer noch halb-laut, „und bei der Frau Gräfin Mutter. Aber lassen konnte ich ihr den Handschuh nicht, den mußte ich Ihnen selber bringen. Hätten Sie es auch nicht ausrufen lassen,

Sie hätten ihn heute doch wieder haben sollen, wenn auch ein Bißchen später.“

„Wußtest Du denn, wem er gehörte?“

„Ach ja, gnädige Comtesse! Das wußt' ich wohl!“ Sie sah den Burtschen scharf an. „Jenny,“ bemerkte sie halb laut auf Französisch, „betrachte Dir doch den sonderbaren Knaben!“ Jenny lachte; sie fand ihn ganz hübsch. „A-t-il de beaux cheveux“, sagte sie, während die Comtesse sie auf seine Augen aufmerksam machte.

Friße stand eine Weile stumm da, in einer Hand seine rothe Kappe, in der andern das nunmehr leere Seidentuch. Als aber die Comtesse mit einem gütigen „Adieu“ und der wiederholten Aufforderung, sich alsbald im Hôtel des quatre Saisons melden zu wollen, von ihm schied, faßte er sich ein Herz und sagte:

„Gnädigste Comtesse! Mein Mohr ist auch da. Wenn Sie vom Bade müde sind, und wollten nach den „vier Jahreszeiten“ fahren? — Sie sind noch niemals auf meinem Mohr gefahren. Das ganze Jahr nicht.“

Die Comtesse lächelte. „Meinetwegen,“ sagte sie, und Friße sprang hin und riß Mohr, der noch lustig unter dem Apfelbaume grasste, am Zügel her. Die Comtesse stieg, noch lächelnd, auf den rothen Sattel, und fühlte, daß die Hand, welche ihren linken Fuß sorglich in den Bügel setzte, und der Arm, der sie fester in die Lehne hob, heftig zitterten. Befremdet blickte sie Friße an. Der aber, seelenvergnügt, trieb mit einem „Gott, Mohr“ von dannen, die Hände beide am Zügel, das Auge zurückgewandt auf die Reiterin, nach jedem Stein im Wege spähend, ausbeugend, wenn nur ein leiser Anstoß zu

fürchten war. Er sprach gar nichts, während die Comtesse mit der nebenher schreitenden Kammerjungfer ein französisches Gespräch pflog. Frixe verstand kein Wort, und dennoch freute er sich am Klang der Stimme, der so schön paßte zu dem großen, blauen Auge und dem feingeschnittenen Munde.

In den „vier Jahreszeiten“ angekommen, hob Frixe seine schöne Reiterin aus dem Sattel und folgte auf ihr Geheiß, als sie leicht die Treppen hinaufschlüpfte. Oben zeigte sie erfreut der Mutter ihren wiedergewonnenen Schatz, präsentirte den redlichen Findex und zog Letzteren mit in's Zimmer. Den weiten Bade-Mantel abwerfend, streckte sie sich behaglich auf dem Sopha aus. „Nur näher, guter Junge!“ sagte sie zu Frixe, „Du sollst uns jetzt erzählen, wo und wie Du eigentlich zu Deinem Funde gekommen bist.“

Er erröthete abermals, und sein Auge hing mit verschämtem oder verwundertem Entzücken an der Gestalt der jungen Comtesse, welche, angethan mit einem weißen, zierlichen Negligée, das Haupt mit den vollen, blonden Haaren, die noch vom Bade feucht waren, auf die Polster gelehnt, halb sitzend, halb liegend auf den rothseidenen Kissen, allerdings ein so reizendes Bild abgab, daß jeder Andere wie Esel-Frixe gethan haben würde, nämlich sie schweigend angeschaut und schauend angebetet.

Endlich erzählte er.

Während gestern die Comtesse mit einer zahlreichen Gesellschaft von Damen und Herren eine Partie nach Braubach und auf die Maryburg unternommen hatten, kam Frixe desselben Weges ledig, wie er es nannte, zurück.

Er begegnete der Comtesse, die er — das hütete er sich freilich wohl zu gestehen — schon lange bemerkt und, wie weit das dem armen Burschen möglich war, verfolgt hatte. Wie oft war er, wenn sie ein Thier zu einem Ritte suchte, glühend vor Erwartung und Hoffnung unter den Uebrigen dagestanden, ob nicht ihr Blick einmal auf ihn oder auf seinen Mohr wenigstens fallen würde? Umsonst; Schnellere oder Unbescheidnere hatten sich ihm vorgedrängt, und alles, was er erreichte, was er aber auch unersehütterlich durchzusehen wußte, war, daß Einer aus ihrer Umgebung sein Thier nahm. Dann konnte Frixe wenigstens folgen, wohin sie zog, an ihrer Seite treiben, sie sehen, unterwegs ihr Gewand einmal berühren, eines Tages sogar den Shawl tragen, den sie als zu warm abgelegt hatte. Armer Knabe! Vielleicht, daß eine thörichte Hoffnung Dir sagte, es habe die Comtesse Dich bemerkt und erkannt und herausgesunden aus dem Haufen der Uebrigen; diese Hoffnung log. Sie sah Dich zum ersten Male, sie merkte wenigstens auf die offenen, gutmüthigen Züge Deines gebräunten Gesichtes zum ersten Male, als Du ihr den Handschuh zurückgabst! Und Du kanntest jede Schleife auf ihrem Hute und die Farbe aller ihrer Kleider, um sie nur recht schnell herauszuspähen aus dem bunten Flor der übrigen Schönen, Morgens am Brunnen oder Mittags, wann die Kurgäste nach allen Seiten ausflogen in das liebliche Lahnthal.

An jenem Tage, als er ihr begegnet war, ritt die Comtesse zuletzt von der Gesellschaft mit einem ältlichen Herrn, den Frixe schon öfters in ihrer unmittelbaren

Nähe wahrgenommen hatte. Er sah, wie sie dem Herrn ihre Hand gereicht hatte und wie dieser sie zärtlich an seine Lippen zog. Ein unnennbares Gefühl glimmte in diesem Moment auf in dem jungen, bewußtlosen Herzen des Gjeltreibers. Dieses Herz, so keusch und so kindlich in seinen Regungen, überspannt meinetwegen und nicht mehr heimlich unter der blauen Blouse, gegen welche es klopfte, dieses Herz hatte sich zum ersten Male für das schöne Bild der Fremden geöffnet und wie ein Heiligenschein schweigend und innig über ihm geschlossen. Er liebte die Comtesse, er — Gjel-Frike!

Und nun werft einen Stein auf ihn, wenn Ihr könnt, oder eine bittere, höhniſche Glosse!

Als er sah, wie jene Hand — er erblickte sie in dem Augenblicke zum ersten Male ohne Hülle, weiß, klein, so tadellos, wie alles an diesem vollendet-schönen Körper — wie sie geküßt wurde, geküßt von den bleichen, welken Lippen eines frühgealterten Mannes, der am Morgen hustend seinen Kesselbrunnen schluckte, am Mittag seine Goldstücke auf die grüne Tafel schleuderte, und fast jeden Abend mit ihr, mit der Comtesse, ging, ritt, fuhr, — da zog jenes heiße, junge Herz sich krampfhaft zusammen und das helle Auge funkelte in dem Wasser eines schönen Bornes. Er nahm ehrerbietig vor der Comtesse seine rothe Mütze ab; sie nickte, ohne ihn anzusehen; noch ein Augenblick, und verschwunden war sie in den grünen Hängen des Weges. Dann schlug Frike heftig auf sein Thier los und trabte mit ihm hinunter, als gälte es, den Preis eines Gjel-Kennens zu erjagen, sein Auge immer nachdenklich am Boden, seine Hand an Mohrs

Zügel. Untweit jener Stelle lag der Handschuh; die Ringe steckten innerhalb des einen Fingers und mußten beim Abstreifen hängen geblieben sein. Frixe zweifelte keinen Augenblick, wem' das Verlorene gehören möge; er schloß richtig auf die Besizerin, nicht deswegen, weil sie hinter den Uebrigen geritten war und keine Handschuhe trug, zum ersten Male, seit er sie gesehen: nein, was er empfand, als er das hellgraue, weiche Leder aufraffte, das und dessen zierliche Form bewiesen es ihm bis zur Ueberzeugung, die Comtesse habe den Handschuh verloren, Niemand anders auf der ganzen weiten Emser Badewelt. Schon sah er sich im Walde um, ob auch Niemand seines Glückes Zeuge gewesen; er war allein. Und zehn und zwanzig Mal drückte er den theuren Fund an Herz und Mund und Brust und Wange, und glaubte noch einen warmen Gegendruck der geschmeidigen Finger zu fühlen. Hierauf knüpfte er sein Tüchlein vom Halse los, schlug Ringe und Handschuhe behutsam hinein, barg die kostbare Bürde auf seiner Brust und trabte, selig wie ein Berauschter, heim. Ob er den Fund zurückgeben werde und müsse, und wann und wie das in's Werk zu setzen sei, darüber dachte er im Augenblicke nicht nach. Sein einziges Gefühl war, im Besitze einer Reliquie zu sein, die sie getragen und geweiht hatte, und daran schloß sich die dunkle Hoffnung, sie nun ganz nahe zu sehen und selber zu sprechen und gar zu verpflichten, so daß sie nun wohl auf seinem Mohr reiten würde und er sie in den Sattel heben, ihr Knie berühren, ihren Fuß drücken dürfe.

Natürlich, daß Frixe davon nichts erzählte, als er vor der Comtesse stand und den aufhorchenden, ihn

musternden Josen. Die Comtesse lächelte zu seiner naiven und kurzen Mittheilung; wäre sie nicht aus dem Munde eines Gseltreibers gekommen, würde sie Züge darin gefunden haben, die ihr die Wahrheit ziemlich nahe gelegt hätten. So aber blieb letztere hinter der Unmöglichkeit versteckt, und alles, was sich die Comtesse sagte, wie sie den hübschen, blöden, glühenden Burschen stammelnd vor sich stehen sah, war das, daß sie meinte, er sei nicht wie andere Gseltreiber. Sie war vornehmleicht genug, ihm das rundheraus zu erklären, worauf er, vor Scham brennend, gestand, er sei auch noch nicht lange dabei. Seinen Vater kannte er nicht, erzählte er stockend weiter, seine Mutter sei in Dausenau verstorben und habe ihm nur so viel hinterlassen, um sich Mohr zu kaufen und mit Mohr unter die Gseljungen zu gehen. „Früher,“ meinte er, „ging's mir besser. Meine Mutter bekam alle Jahre Geld, von weither geschickt, da lernte ich lesen, schreiben und rechnen, und hatte immer ordentliche Schuhe an. Auf einmal blieb das Geld aus, ein, zwei, drei Jahre lang, und da legte sich meine arme Mutter hin und starb.“

Die Comtesse blickte mit gesteigerter Aufmerksamkeit auf den Burschen hin und wechselte mit ihrer Mutter verständigende Blicke und Worte. Man errieth, was der Knabe selber nicht wußte. „Pauvre garçon,“ sagte die Gräfin, „donnons-lui quelques florins et laissons le aller!“ Ihre Tochter nickte; sie winkte Friße zu sich heran, drückte ihm ein Goldstück in die Hand, in der dieses wie Feuer brannte, und dankte ihm noch einmal. Was hätte er darum gegeben, wenn sie ihm statt des Goldes den Hand-

schuh gelassen! Aber er durfte nicht einmal daran denken, und so eingewurzelt war bei ihm das Bewußtsein seiner Niedrigkeit, daß er mechanisch-rasch mit dem Gelde in die Tasche fuhr, ohne einmal eine Remonstration zu versuchen. Nur eine brachte er noch glücklich heraus, daß nämlich doch die gnädige Comtesse seinen Mohr noch zu Zeiten brauchen möge, und als ihm das freundlich zugesichert worden war, schied er mit einer tiefen Verneigung. Die Comtesse nickte ihm huldreich zu und schloß, bald nachdem er zur Thüre hinaus war, ruhig auf ihrem Sofa ein.

Wäre Gjel-Frike nicht eben Gjel-Frike gewesen, so hätte er gehört, wie die Gräfin ihre Tochter ein Mal im Gespräche „Pauline“ genannt hatte. Für jeden andern Liebhaber ist das ein unendlicher Fund, dieser trauliche, süße Taufname der Angebeteten. Sie rückt ihm mit demselben eine ganze Sprosse der Himmelsleiter näher. Gjel-Frike wußte davon nichts; er hatte den in fremder Zunge ausgesprochenen Namen nicht einmal erkannt. Für ihn blieb sie Comtesse, und selbst in seinen Gedanken dachte er sie nur als gnädigste Comtesse, — er, der Gjeltreiber. Damit ist aber nicht gesagt, daß er sie weniger geliebt habe. Frike war achtzehn Jahre alt, — das sagt alles!

Der Sommer ging vorüber, wie er in Ems vorübergehen kann. Oft, recht oft war die Comtesse noch auf Mohr gefahren, und Frixe hatte sie am Zügel geführt, stolz auf das schöne, blühende Weib, welches malerisch auf dem wohllaufgezäumten Schwarzen saß, das eine Knie übergeschlagen und mit nachlässiger Anmuth auf dem ledernen Polster schaukelnd. Wer war glücklicher, der alte, welke Mann, der ihr zur Seite ritt und athemlos nachzockelte, wenn Frixe, auf der Comtesse Geheiß, sein Thier zum kurzen Galopp antrieb, er, der verlobte Bräutigam, welcher sie „Pauline“ hieß und „ma chère,“ dessen von Frixe wiedergefundenen Ring sie trug, — oder der Gjeltreiber, an der Comtesse Seite gestreckten Laufes hinspringend, die Hand immer fest an ihrem Zügel und das Auge noch fester auf ihrem Antlitz?

Es hatte sich eine Art von Verständniß unter den Beiden gebildet, unter Frixe und der Comtesse nämlich. Jedes Mal, daß Letztere dem Gjelstalle nahe kam, um zu wählen, riefen die Jungen: „Du, Frixe! da ist Deine Gräfin!“ Und Paulinens Mutter, ihr Verlobter, ihre Gesellschaft neckten sie wohl mit dem rothkäppigen Anbeter, wenn er Morgens früh, noch lange ehe man zum Brunnen hinabging, schon an der Thüre der „vier Jahres=

zeiten“ stand, um zu erwarten, daß sie herunterkäme, ihm holdselig zunichte, ihn vielleicht auf den Nachmittag bestellte oder wenigstens nach Mohr fragte.

Romantisch war dieses Verhältniß nicht, — leider nicht. Wie käme Romantik nach Gms, unter die Blouse eines Eselungen? Jeden Abend, daß an den „vier Jahreszeiten“ abgestiegen wurde, zog Frixe seine Mütze ab, und die Comtesse oder der Bräutigam, wie er selber ihn nannte, reichten ihm nach der Taxe, was ihm zukam, nebst einem Trinkgelde. Frixe scharrte mit dem Fuße, sagte „Gute Nacht,“ und es war aus. Wenn einige Romantik sich darein mischte, war es die, daß Frixe immer noch eine Viertelstunde unter dem Fenster halten blieb, um zu sehen, wie oben ein Licht durch die grünen Rouleaux hervorbrach und ein leichter Schatten daran vorüberschwebte. Diese Romantik büßte er aber jedesmal mit einem derben Schimpfnamen und, hatte sie zu lange gewährt, mit einem Rippenstoß, welchen ihm der Eselmeister für seine späte Heimkunft vollwichtigst zutheilte. Frixe verschmerzte ihn und zählte seine Tage hin, die er — fehlet doch noch einen romantischen Winkelzug! — jedes Mal weit leichteren Herzens empfing, als das ihm verbleibende Trinkgeld.

Ja, Frixe war Romantiker. Halsbrechende Wünsche hatte er: als zum Exempel, daß die Comtesse doch einmal von Mohr abgeworfen werden möchte, damit er sie „retten“ könne. Oder, träumte er, wenn du nun im Galopp einmal stolperst und vor ihr hinschlägest und dir eine tüchtige Brause am Hirnkasten beibrächtest, ob sie da wohl erschrecken würde, die gnädige Comtesse, und ihr feines, spinnwebenes Sacktuch zerreißen, um dein Blut

zu stillen, wie sie neulich that, als der Bräutigam sich am Sattelknopf den Daumen gequetscht hatte?

Diesen Romantizismus pflegte Esel-Friße Abends spät, wenn er, an der Bahn hinauf, gen Dausenau heimritt, nicht pfeifend mehr, wie ehemals, und nicht in der Reihe seiner ihm hohnlachend nachblickenden Genossen, sondern zühinterst von allen, der „Trauer-Ritter,“ wie ihn Jene unter sich zu nennen pflegten.

Aber, wie gesagt, es passirte nichts von allem diesem, und der Sommer verschwand, wie er nur in Ems verschwinden kann. Wöchentlich wurde die Brunnenliste kürzer und die Gesellschafts-Bälle im Kurhause länger, oder langweiliger, wenn im letzteren je eine Steigerung möglich gewesen wäre. Ein Wagen nach dem andern fuhr, schwerbepackt und festgeschlossen, die Allee hinauf oder hinab, der Wind wirbelte große Wolken Staubes, sogar schon einzelne wolke Lindenblätter hinterdrein, und an allen Gasthausthüren standen gährende Kellner, die ausgedienten Servietten unter dem Arme, und an jedem Fensterladen weiße, vergeblich winkende Zettel: „Chambres à louer.“

Eines Morgens — die Badegäste gingen schon in Mänteln umher, und der Waldhornist blies nach jeder Nummer seines höchst orthographischen Repertoires mehr in die Hände, als er vorher in sein Instrument geblasen hatte — dieses Morgens also zog Friße mit seinem Mohr abermals an seine Himmelsthür. Ich sage nicht, daß er erschrak, nein, er erstarrte vielmehr, als an derselben ein vier-spänniger Reisewagen hielt, bepackt, so viel es möglich war, und noch etwas mehr, geschmückt mit Blumen-

kränzen, Opfern der gefälligen Blumenntympe, einem scheidenden Verehrer gebracht. Wen der Wagen erwartete, darüber konnte dem Ärmsten kein Zweifel mehr bleiben, denn auf der Impériale machte sich bereits die alte Kammerfrau breit, einen mächtigen Regenschirm über sich ausspannend, zu beiden Seiten mit Körben, Taschen, Tüchern, sogar mit Pistolenhalftern in ein unendliches Chaos zusammengeschnallt. Jenny kam eben mit neuen Cartons aus der Hausthüre und rief Frike ein helles „Guten Morgen“ zu, indem sie gleich hinzusetzte: „Die gnädige Comtesse hat schon nach Gjel=Frike gefragt; gut, daß Du da bist!“

„Geht's denn wirklich fort, Mamsell Johanne?“ So antwortete Frike, seinen Mohr trübselig festbindend und mit gefalteten Händen in den breiten Wagen blickend.

„Ja wohl geht's fort, und wenn die gnädige Comtesse nicht noch auf den Herrn Baron wartete, um ihm Adieu zu sagen, wären wir schon über alle Berge.“

„Wollte Gott,“ tönte eine näselnde Stimme unter dem Regenschirme hervor, „wir hätten das langweilige Nest schon eine Meile hinter uns! O Gott, wie freue ich mich auf mein Hinterpommern!“

„Ich meinte, Sie gingen nach Holstein zurück, Mamsell Johanne?“

„Nein,“ sagte die Gefällige, auf dem Wagentritt stehend, „wir gehen nach Pommern, wo die alte Mamsell droben her ist, zu Verwandten auf ein Gut. Dort soll im Winter Hochzeit sein vom Herrn Baron und der gnädigen Comtesse.“

Frike ward todtenbleich. Er stützte sich auf Mohrs Sattel, und seine Augen hefteten sich starr auf die Erde, seine Hände blieben fest gefaltet.

In diesem Augenblicke trat Comtesse Pauline über die Schwelle, schon in vollständigem Reiseanzug, aber schön wie immer. Ihre Wange war höher als gewöhnlich geröthet, ein heimlicher Verdruß schien in dem sonst so ruhigen, spiegelklaren Auge zu blitzen, das heute keinen Strahl für Esel-Frike hatte.

„Der Herr Baron hat sich noch nicht gezeigt?“ fragte sie, sich auf die seine Lippe beißend, ihre Kammerjungfer.

„Nein; ich habe den gnädigen Herrn vor einer halben Stunde in den Kurzaal treten sehen, und seitdem ist er nicht wieder erschienen. Befehlen Comtesse, daß ich hinüber springe, ihn zu holen?“

„Was fällt Dir ein, Jenny? Kann er uns ohne Abschied reisen lassen, müssen wir uns darein zu finden wissen.“ Sie sprach's mit merklicher Empfindlichkeit, und setzte, indem sie zurück in das Haus trat, halbblaut hinzu: „Halb elf! Der Herr Baron ist sehr präcis bei Eröffnung der Bank gewesen. Sehr präcis! Was Wunder, daß er es minder ist zu der Stunde, da er uns abreisen weiß!“

Bestimmt ging sie die Treppe hinauf, ohne daß ein Blick, ein Wort auf Esel-Frike gefallen wäre. Diesem war dagegen kein Zug der letzten Scene entgangen, und während Jenny noch im Wagen packte, eilte er die wenigen Schritte zum Kurhaus hinüber, um dem Baron eine Weisung zu geben, deren dieser freilich nicht hätte

bedürfen sollen. Der Portier, ein unverschämt härtiges Gesicht mit dem feisten Familien-Zuge seines ganzen Geschlechtes, ließ die rothe Uniform des Gekeltreibers nicht passiren.

„Was willst Du drinnen?“ schnob er Frixe an. — „Den Herrn Baron sprechen.“ — „Sei nicht zudringlich, Junge! mit Deinen Gseln.“ — „Hier geht's um keinen Gsel, lieber Herr, sondern um einen Baron. Um Gottes Willen, wenn Sie mich nicht einlassen wollen, sagen Sie dem Herrn Baron, er möge gleich einmal herauskommen.“

Es dauerte einige Minuten, bis der Letztere wirklich erschien, sehr geröthet, ein kleines, mit bunten Zahlen und Buchstaben bedrucktes Blatt und eine feine Nadel mit goldenem Knopfe in der Hand, keinen Hut auf dem Kopf, keine Handschuhe an den Fingern.

„Was willst Du?“ sagte er zu dem an ihn hastig herantretenden Jungen, mit der Miene eines Mannes, der sich ungern hat stören lassen und nicht gesonnen ist, es auf lange zu bleiben.

„Wollte Ihnen nur melden, Herr Baron, daß der Wagen vor der Thür steht, und daß die Kammerfrau schon oben drauf sitzt, und daß die gnädige Comtesse schon unten war, und daß sie bei Mamsell Jenny nach Ihnen gefragt hat“

Der Baron ließ den Athemlosen nicht ausreden. Ein Blick auf seine Uhr, ein halber hinüber an die Thüre der „vier Jahreszeiten,“ einen französischen Dank für Frixe auf der einen Lippe, auf der andern einen deutschen Kern=

fluch: so stürzte er in den Saal zurück. Frike ging still zu seinem Esel und lehnte wieder am Sattel.

Nicht lange währte es, so kam der Baron, noch immer im Sturmschritt, aus dem Kurssaale heraus und auf die „vier Jahreszeiten“ zu. Auf der Haustreppe rannte er gegen Jenny, welche eben mit dem Papagaienkäfig, als letztem Hausrath, heraustrat, und auf der Flur begegnete er der Gräfin Mutter und Comtesse Pauline.

Frike stand draußen.

Er konnte also nicht sehen, mit welch' ernstem Gesicht der Baron von beiden Damen empfangen wurde, wie geschmeidig er der alten Gräfin die Hand küßte und nach der — entzogenen — Paulinens ebenfalls haßte. Auch hören konnte er nicht, wie die „mille pardons“ und die „je suis au désespoir“ von seinen Lippen troffen; hätte er das auch gehört, er würde ja nicht wissen, was es bedeutet. Frike sah und hörte überhaupt gar nichts; er fühlte nur, — fühlte, daß er anders gehandelt haben würde, als der Baron. Wenn er jetzt, so im Augenblicke, nach Herzenslust hätte thun und lassen dürfen, so entstände die interessante Frage, ob er erst Jenem, dem Baron, beide (magere) Beine abgeschlagen, oder sich erst der zornig aus der Thüre herausrauschenden Comtesse zu Füßen geworfen.

Er that aber bloß seine Mütze ab.

„Sie hatten ja“ — Pauline sprach deutsch! — „hier nichts zu verlieren, hofften dort zu gewinnen. — Natürlich, daß Sie an den grünen Tisch eilten und diesen Wagen in Gottes Namen fahren ließen.“

Der Baron erwiderte französisch — was? wußte er

wohl so recht genau selber nicht. „Eine sehr glückliche Chance im Trente et Quarante, — und man muß die Gelegenheit beim Schopfe greifen.“

„Unterdessen die Verlobte reifen lassen? Nicht wahr, Herr Baron?“

„Aber ich schwör' Ihnen, englische Pauline! ich würde im Augenblicke hergeeilt sein, auch ohne daß Sie den Boten an mich abgesendet.“

Der Baron war empfindlich geworden; Pauline aber brach noch empfindlicher los: „An Sie absenden? Wen? Und ich? Meinen Sie, Herr Baron, ich hätte in der That . . . Ha, ha, ha, ha! — Jenny, ich will nicht hoffen, daß Du wider meinen Willen, wider mein ausdrückliches Geheiß . . .“

„Aber nein, gnädigste Comtesse!“ sagte Jenny schluchzend und bog sich, bereits im Wagen sitzend, unter Kisten und Schachteln hervor, — „ich war es ja nicht, es war ja Esel-Frike, der den gnädigen Herrn im Kurssaale abholte.“ Zu gleicher Zeit trat Esel-Frike demüthig um ein Paar kleine Schritte näher, und erst jetzt fiel das Auge der Comtesse auf ihn. „Also Du,“ sagte sie zu ihm, „also Du nimmst Dir heraus, ungeheißene Botengänge zu thun? Sieh nun zu, wer Dir Deine Mühe lohnt!“

Sie öffnete mit Ungestüm den Schlag und sprang in den Wagen, das Haupt gewaltjam zurücklehrend. Der Baron stand draußen, schwankend zwischen Verlegenheit und Zorn; die Gräfin Mutter aber, welche von der Treppe herunter einmal über das andere Mal „Paix, mes enfants!“ oder „Point de scène, je vous prie!“ in die heißen Worte Paulinens hinabgerufen hatte, wußte

sich Augenblicks nicht besser zu helfen, als daß sie auf die alte Kammerfrau schalt, weil sie eher hinaufgestiegen sei, als es ihr geheißten worden. „Den Augenblick geht Sie herunter und hilft mir in den Wagen; Sie sieht ja wohl, daß hier Niemand die Zeit dazu hat.“ So schrie sie zornig hinauf, und die Alte aus Hinterpommern kletterte murrend unter Regenschirm, Pistolenhalfter und Gutschachtel herunter, um wieder hinaufzuklettern.

Der Baron parlamentirte leise mit Pauline, zu ihr in den Wagen hineinredend: „Sauvez au moins les dehors,“ flüsterte er, mit den Augen zu den Fenstern des Hauses hinaufwinkend, wo einzelne neugierig horchende Köpfe hinter den Gardinen sichtbar wurden. Pauline lehnte sich, gezwungen lächelnd, aus dem Schlage heraus, und indem sie ihre Hand leicht dem Baron hinunterreichte, sagte sie überlaut zu ihm: „Adieu, Philippe, — au revoir!“ Der Handschuh — Jemand erkannte in ihm einen Zwillingssbruder des weiland verlorenen oder gefundenen, nur von dunklerer Hautfarbe, — wurde geküßt, der Arm verschwand wieder sammt dem Reisehute, worunter ein gezwungen-lächelndes Gesicht hervorgeschaut hatte, und der Baron hob, mit einem neuen Handkuffe, die Gräfin Mutter in den Wagen. Der Schlag wurde zuetworfen. „Fahrt zu, Postillon!“ sagte Jenny. Er fuhr zu.

Und Niemand beugte sich aus dem Wagen heraus, um ein letztes Lebewohl dem Baron zuzuwinken? Nein, Niemand that es. Es wäre freilich auch vergebens gewesen. Denn kaum hatte der davoneilende Reisetwagen

die nahe Straßenecke erreicht, so war „Philipp“ wieder bei Trente und Quarante.

Glücklicher, als der Baron, war Esel-Friße. Ihm hatte Jenny freundlich zugenickt, einmal, zweimal, dreimal. Er mochte es aber wohl nicht gesehen haben, oder warum dankte er nicht? Warum starrte er, die rothe Mütze noch immer in der Hand, so ängstlich auf den Fleck zu seinen Füßen, offenen Mundes, als ob das Geräusch der Räder ihn betäubt habe? Esel-Friße hatte gesehen, wie Thränen, bittere, heiße Thränen im Auge „seiner“ Gräfin standen, während der Baron ihre Hand küßte, und daß der Mund, welcher das „au revoir, Philippe,“ ausstieß, schmerzlich zuckte. Das sah er, der Baron sah es nicht. Auf ihn, auf Esel-Friße, und auf Mohr, den roth aufgezäumten, fiel kein Blick mehr aus jenen heimlich weinenden Augen, kein Wort mehr von jenen bebenden Lippen, kein Wink von der schmalen Hand.

Und damit es sich nun ereignen könne, daß auch ich — der Erzähler nämlich dieser Geschichte — eine Rolle in derselben spielen könne, mußte ich zur selben Minute, als der Wagen eben um die Straßenecke bog, zu Esel-Friße treten. „Wie viel nach der Moosshütte, Junge?“ — „Acht und vierzig Kreuzer, und das Trinkgeld!“ — „Gieb mir Deine Berte!“ — Und ich stieg auf den rothen Sattel, und Esel-Friße führte Mohr am Zügel, die Moosshütte hinan. Kein Wort von ihm, kein Scherz, kein Zeichen des Lebens, als „Hott!“ und „Ha!“ — Niemals habe ich einen traurigeren Esel-Treiber gehabt.

„Wo geht der Weg nach Hinterpommern?“ Ich brauche nicht zu sagen, wer das fragte. Ueber die verschneite Landstraße zog, seit zwei Wochen schon, ein junger Bursche, eine rothe Mütze auf, ein rothes Band auf blauer Blouse, und an dem rothen Bande das Messing-Schild mit Nummer fünf und achtzig. Bald ritt er auf seinem Thier, bald führte er's sorglich am Zügel, ihm die mageren Schenkel nur dann und wann mit seinem derben Reisestock klatschend. So zog Esel-Frixe gen Hinterpommern. In seiner linken Westentasche hatte er acht preußische Thalerstücke bei seiner Abfahrt von Dausenau festgenäht. So oft eins klein gemacht werden mußte, Abends in der Herberge oder Morgens auf offener Heerstraße, trennte er die Naht auf und nahm das silberne Brustbild Friedrich Wilhelms mit andächtiger Wehmuth heraus. Außer jenen mehr und mehr schmelzenden Preußen führte er noch ein graues, unscheinbares Blatt Papier im Sack, seinen Compaß. Darauf stand gedruckt: Nr. 3281—84. Frau Gräfin * * * * nebst Comtesse Tochter, Gefolge und Dienerschaft, aus Holstein.

Ein Fragment aus besseren Tagen, welches Frixe niemals ohne Seufzer zu betrachten vermochte!

Ich weiß eigentlich nicht, ob wir es Frixe verdenken dürfen, daß er mit Mohr seine Pilgerfahrt antrat.

Däucht uns ein Bade-Ort im Winter unerträglich, warum soll er es einem Eselfreiber nicht auch? Im Winter ist die Zeit der öffentlichen und privaten Eselfwirkungen in Ems geschlossen; die hohen, blanken Häuser glozen Eimen mit verriegelten Augen unheimlich, todt an, auf der Bahn treiben verdrießliche Eiszshollen, und zwischen den kahlgrauen oder schneeshtweren Köpfen der Berge segt ein eiskalter, unleidlicher Wind. Ob das nicht einem Eselfreiber über den Kopf wachsen kann, so gut wie unser Eimem?

Hatte Friße zudem nicht der gnädigen Comtessse eine Erklärung nachzutragen, und das Mißverständniß auszugleichen, worin sie zwei geschieden? Das war seine Arbeit unterwegs und seine Lust, diese Erklärung auszudenken. „Gnädigstes Fräulein Comtessse,“ — so weit war er mit seiner Rede gekommen, als er, Ende der dritten Woche, in Berlin einritt — „gnädigste Comtessse! Sie sind zwar jenes Freitagß böje auf mich und auf meinen Mohr von den „vier Jahreszeiten“ weggefahren. Allein ich und mein Mohr sind unschuldig. Wenn Eimer Schuld hat von uns, was Gott verhüten wolle, so ist es, so Gott will, mit Respekt zu vermelden, der gnädigste Herr Bräutigam- Baron. Und da wir in Ems nichts mehr zu thun hatten, mein Mohr und ich, seit Sie fort waren, will sagen, auch viele andere Badegäste, und endlich alle, obgleich noch manche auf Mohr fuhren, weil er ein gutes Thier ist — Gott, Mohr! — so sind wir nunmehr hier, Mohr und ich, um uns zu rechtfertigen und unsere Dienste ganz gehorsamst für das nächste Mal wieder anzuofferiren.“

Eine stattliche Rede, nicht wahr? Allein — der

Wahrheit die Ehre! — der Schluß stammte nicht von Frike; er hatte ihn dem Esel-Major zu Ems einmal abgelauicht, als dieser in den Ruinen der Burg Nassau eine wirkliche Prinzessin aus dem Sattel seines „echt-englischen Racepferdes“ hob.

Wie weit es von Dausenau nach Hinterpommern ist, zu Esel, im hohen Winter, weiß ich nicht mit Genauigkeit anzugeben. Auch glaub' ich, daß kein Baedeker und kein Hendjchel diese Entfernung so gut kennt, als Esel-Frike, welcher endlich, einen starken Tagemarsch von Stettin, das Landgut aufgefunden hatte, wohin ihn — ein Stern in der Nacht — der erlauchte Name des gräßlichen Hauses geleitet hatte. Es war Abends, als er in weiter, nebliger Fläche die Lichter schimmern sah. Heute noch hinüber zu reiten, schien unthunlich. Wie in das Schloß gelangen? Wo bleiben? Warum die gnädigste Comtesse in später Nacht heimsuchen? Frike blieb auf einem Bauernhof, eine Stunde vielleicht von dem Gute, wo er und Mohr eine warme Streu aufgeschüttet bekamen. Der Morgen schielte kaum mit schwachen, blinzelnden Augen durch die Stallthüre, so raffte sich Frike schon auf und trat hinaus. Im Vorhof schnitt ein Knecht des Hauses Futter: sonst war alles noch kalt und dunkel und still. Draußen eine große, spiegelglatte, verschneite Ebene mit schillernden Eisfeldern, dergleichen Frike seit Tagen schon durchpilgert hatte, ganz fremd in diesem berglosen Plattlande und unter Menschen, mit denen sich sein Bahndialekt kaum verständlicher machen konnte, als Mohrs klägliche Naturvokalisation.

Der Knecht bot Frike einen Guten-Morgen nebst der Frage, wohin er denn so frühe schon wolle?

„Auf's Gut.“

„Und zu wem denn da?“

„Zur gnädigsten Fräulein Comtesse.“

„Wie heißt denn die?“

Frike zog, obwohl er den Namen wie das Vater-Unser auswendig wußte, sein Fragment der Emser Kurliste aus der Tasche und las, nicht ohne Stolz:

„Nr. 3281—84. Frau Gräfin * * * * nebst Comtesse Tochter, Gefolge und Dienerschaft, aus Holstein.“

Der Knecht machte große Augen: „Das ist,“ sagte er, „die junge Comtesse, welche letzt' Weihnacht' geheirathet ist an den Baron da drüben?“

„Ja.“

„Die sind wohl nicht mehr drüben, oder wenn sie's sind, gehen sie dieser Tage auf die Güter des alten Barons, nah' an der See.“

Frike erstarrte. „Kennt Ihr denn die gnädige Comtesse und die Gräfin Mutter und die alte Kammerfrau aus Hinterpommern, mit Respekt zu sagen, und Mamsell Johanne?“

„Ob ich sie kenne! Und alle mitammen. War ja bis Neujahr Reitknecht in Diensten des Herrn Barons; habe mit dem Kammerkätzchen auf der Hochzeit tausend Spaß gehabt!“

Frike hatte sich bisher, wenn nicht stolz, doch gleichgültig gegen den Knecht benommen, welcher Häcksel schnitt. Von diesem Augenblicke erhielt dieser eine unbeschreibliche Wichtigkeit für ihn. Dienstfertig löste er ihn an seiner

Schneide-Lade ab und bat ihn, er möchte doch ein Bißchen von der gnädigsten Comtesse und dem Landgut drüben erzählen. „Nur nicht zuviel von Eurem Baron,“ setzte er hinzu, und schnitt Gesichter und Häcksel, beides gleich furchtbar.

Der Knecht ließ sich's gefallen, schlug pommadig die Arme unter und sah dem fremden Mitarbeiter verwundert zu. „Nun,“ sagte er in seiner Weise, „besonders glücklich mag die junge Baronin eben nicht sein. Man hat auch so seine Gedanken. Bracht' ich dem Herrn Morgens früh die lackirten Stiefel in sein Zimmer, so fügt' es sich wohl, daß ich in der anstoßenden Stube, als wo er und seine junge Frau frühstückten, allerlei laute Worte fallen hörte. Einmal weinte sie, ganz fein — hi, hi, hi, hi!“

Frize hielt inne. Seine Hände ballten sich krampfhaft. „Fahr' nur fort,“ sagte er.

„Der Kammerdiener und Mamsell Johanne haben uns Abends in der Gesindestube auch so manches Mal was zu merken gegeben. Sie zankten sich, nämlich, versteht Ihr, er auf des Herrn Barons Seite, und sie für die junge Frau. „Dein Herr“, schrie Johanne einmal, „sollte sich auch was schämen mit seiner Perrücke und seinem kurzen Athem. Was kann denn eine junge Frau da für groß' Plaisir haben?“ Worauf ihr der Kammerdiener eine Schale mit Zwetschenmuß in die französische Haar-Zöpfe schmiß. Und so ging das in Einem fort. Die gnädige Frau hatte als'mal ganz rothe Augen, und der Herr, wenn er ausritt, hieb fürchterlich auf seinen besten Gaul, was er früher auch sein Lebtag nicht probirt

hat. Seht, ich weiß nicht, wie es bei so vornehmer Volk zugehen mag, aber das kann ich Euch zuschwören, so mitunter, wenn ich die schöne, junge, rothe Frau so alleine am Fenster sitzen sah oder im Garten promeniren, Mittags bei gutem Wetter, — seht, da jammerte mich's ihrer ordentlich . . . Aber, Donnerwetter! wenn Ihr schneiden wollt, so schneidet auch rechtschaffen! Ihr geht ja Gotteslästerlich mit dem lieben Stroh um, daß es keine Sau vertragen kann!"

Frihe ließ erschöpft beide Arme fallen. „Nehmt Eure Lade wieder, Kamerad,“ sagte er, schlug die Fäuste geballt vor's Gesicht und rannte aus dem Thorweg; der Knecht schüttelte den Kopf. „Märrißches Fell,“ brummte er zwischen den Zähnen und griff selber wieder nach dem großen Schneidemeßer.

Hastiger als an diesem Morgen war Mohr noch niemals aufgezümt worden. Ein frischer Wind blies, vom unweiten Haff herüber, dem Reiter kalt in's Angesicht, so daß ihn die Nähe des Meeres frostig durchschauerte. Er zog die rothe Mütze tief in die von Reif und Flocken starrenden Haare und trabte auf das Gut zu. Eine kleine Stunde, so war's erreicht, sein Ziel endlich erreicht, und wie klopfenden Herzens ritt er durch das hohe vergitterte Thor in den weiten Hof!

Es ließ sich in so großer Frühe kein menschliches Wesen blicken. Nur im Nebengebäude dampfte ein Schornstein, und auf dieses wirthliche Zeichen steuerte Frihe los, seinen müden Renner am Zügel hinter sich herzerrend, angebellt von einem mächtigen dänischen Hunde, welcher

vor seiner Hütte ein rauchendes Frühstück mit großer Gemüthlichkeit verzehrte.

Wie Frike in der Gesindestube aufgenommen wurde, wie qualvoll die zwei Stunden waren, welche er harren mußte, bis — nicht die Baronesse selbst! — nein, nur Mamsell Johanne erwachte und auf der breiten, glatten Treppe des Hauptgebäudes neugierig gleich einer Bachstelze herumhüpfte, um den neuen Besuch, welcher nach ihr gefragt hatte, abzuwarten, — das alles versteht sich von selbst, wie ja eigentlich die ganze Geschichte. Mit welchem Erstaunen rief die niedliche Soubrette ihr helles „Esel-Frike“ dem Nahenden entgegen, als er mit seiner rothen Mütze und Kravatte, Mohr am Zügel, über den Schnee geschritten kam! „Du hier in Pommern!“ sagte sie. „Mein Gott, wo kommst Du denn her? Und wie abgezehrt, Du und Dein Mohrchchen! Armer Junge!“

Sie streichelte abwechselnd des Saumthiers Hals und Frikens Arm. Der letztere fragte aber gleich nach der gnädigen Comtesse. „Frau Baronin heißt's jetzt,“ verbesserte mit einem Seufzerlein die Gefällige. „Ja, Du sollst sie sehen, Du Muster aller treuen Ritter, sobald sie aufgestanden ist.“ Frike blickte ungeduldig nach der Sonne, die schon ziemlich hoch stand und den Teich im Garten funkelnd bestrahlte und die Zapfen am Scheunendache in einen Diamanten-Tropfenfall verwandelte.

Um zehn Uhr ging die ersehnte Klingel, bei der Jenny aufuhr und Frike mit, von der warmen Bier-suppe, die ihm Letztere sorglich vorgesetzt hatte. Nun noch eine Minute, zählte Esel-Frike, und zählte wieder. Aber

Jenny kam immer nicht herunter, ihn zu holen. Endlich tänzelte sie die Stufen herab, endlich —

Da stand nun Frize in dem kleinen, halbdunkeln, duftenden Gemach, wohin ihn Jenny geführt hatte. Ein schweigbarer Teppich bekleidete den Fußboden, so daß Frize erstaunt und vergeblich nach dem Geräusch seiner eignen Schritte hinhorchte; die Baronin lag in weißem Negligée, die Füßen aus einem leichten Spitzenhäubchen munter hervorquellend, auf dem seidenen Divan, wieder wie damals in den „vier Jahreszeiten“, wieder so, und dennoch ganz anders. Frize wagte nicht das Auge zu ihr empor zu heben; erst ein späterer Blick zeigte ihm, wie das Feuer jener blauen, klaren Augen beinahe ausgeblasen und die Fülle der malerisch hingegossenen Glieder fast abgewelkt war. Die eine Hand, weiß und weich, wie ehemals, aber noch durchsichtiger, mit stark hervorscheinenden blauen Adern, stützte den Kopf, die andere streckte sich Frize entgegen. „Willkommen in Pommern, Gjel-Frize!“ sagte sie.

Glücklicher! Du konntest diese Hand mit Deinen Lippen berühren, die unverhüllte, schöne Rechte, deren graue Schale Du einstmals wiedergefunden hattest am Oberlahnsteiner Forsthaufe!

Ja, Du konntest, wenn Du recht galant sein wolltest, auf den Blumen jenes Teppichs niederknien und den Saum des Gewandes küssen, welches in weiten Falten um die zierlichen Knöchel floß, oder selbst jenen kleinen, weiß beschuhten Fuß, der spitz und hell aus den Falten hervorragte!

Gjeltreiber sollten in Gms freilich solche Galanterien

mit dem A B C lernen, wo möglich noch vor diesem. Leider beschränkt sich aber der dortige Volksschulunterricht noch immer auf altfränkische, in Handel und Wandel minder praktische Künste. Und Frike, statt Hand, Fuß, Kleid mit durstigen Lippen zu streifen, begnügte sich in naiver, keuscher Ehrfurcht damit, die schmalen, wohlbekannten Finger herzlich mit den feinigern zu drücken. Lächelnd zog die Baronin ihre Hand zurück.

„Was bringst Du denn Neues aus Ems?“ fragte sie. „Habe ich vielleicht wieder etwas verloren oder liegen lassen, was Deine treue Seele mir erstatten will?“

Erst jetzt erinnerte sich Frike an seine Rede. „Gnädigste Comtesse,“ hob er stammelnd an, und besann sich im Augenblicke, daß es nun „gnädigste Frau Baronin“ heißen müsse, wie ihm Jenny ja auch wohlwollend gesagt hatte, und ward ängstlich irre, und seine schöne Rede, erdacht, ausgearbeitet und memorirt von Ems bis nach Berlin, zerfiel in allerlei kleine Schnitzel.

„Du hast Dein Thier mitgebracht?“

„Ach ja, gnädigste — Frau — Baronin! Ich wußte nicht, daß es hier so eben war, und gar keine Berge. Da braucht man freilich keine Esel in Ihrem Lande. Und Esel=Frike auch nicht,“ — setzte er leise und tief schmerzlich hinzu.

„Treue Menschen,“ sagte die Baronin, und ihr Auge ruhte mit einem seltsamen Ausdruck auf dem Jüngling, „treue Menschen, Frike, braucht man überall, — ich zumal.“ Sie seufzte. „Erzähle mir doch, guter Junge, wie Dir's ergangen ist?“

„Schlecht, gnädigste Frau Baronin, herzlich schlecht.

Als Sie fort waren, hatte ich kein Glück mehr im Dienste. Mein Herr sagte, ich wäre nachlässig worden, und statt Mohr ordentlich anzubinden und mich zu rühren, stünde ich an den Ecken und gassie in die Wolken; was nicht an dem war. Ich dachte nur so mitunter und simulirte in meiner Art, aber ein Träumer bin ich nicht gewesen. Nun, noch im September, ehe die Kur recht um war, wurde ich nach Dausenau heimgeschickt. Und in Dausenau war auch nichts zu machen. Der alte Thurm stand so hohl und verquer da, daß ich jeden Morgen meinte, er müßte mir über den Kopf fallen. Ich legte mich auf's Korbsflechten, ging auch bis Martini bei Meistern ganz ordentlich in die Lehre, hernach aber war mir das knifflische Hantiren und das Stillsitzen auf Gottes nacktem Erdboden zuwider, und wie der erste, tüchtige Schnee lag, so um Weihnachten herum, machte ich mich auf den Weg nach Hinterpommern."

"Die ungeheure Strecke! Und in der Jahreszeit! Kind, wie fandest Du nur Weg und Steg?"

"Gute Menschen, gnädigste Comtesse — will sagen gnädigste Frau Baronin, giebt's ja allertwärts. Und so fragte ich mich durch bis an die Grenze, und von da mit Ihrem Namen, den ich, wenn Sie es nicht für ungut nehmen, in der Kurliste gefunden hatte. Und hier steht er!" Er zog sein Papier heraus. "Daß Sie es nur wissen, gnädigste Comtesse," fuhr er fort, seine Zunge gelöst fühlend, „nämlich mit dem Freitag, wo Sie abfuhren und im Wagen saßen und auf mich so böse waren, daß ich und mein Mohr unschuldig sind"

Hier fiel dem Redner seine viertwöchentliche Arbeit

in jeder Sylbe wieder ein, und er betete Alles herunter, von Mohr und seiner Unschuld an bis zu dem Pathos im Style Sockels: „wieder anzuofferiren!“ Zum Schlusse scharrte er mit dem Fuße auf dem Teppich aus und schwenkte seine rothe Mütze.

Die Baronin schien nachdenklich geworden zu sein, als sie die Worte des Burschen an den Tag ihrer Abreise mahnten. „Laß das nur,“ sprach sie zu ihm, mit der Hand über die Stirn fahrend, „das ist längst vergeben und vergessen. Es war ja, wie's geschrieben steht: Du gedachtest es gut mit mir zu machen, und — laß das, guter Friße! Und nun geh' nur; Jenny wird für Dich Sorge tragen. Ich will dem Baron sagen, daß Du da bist, und mit ihm reden, ob und wie Du in seinen Diensten verwendet werden kannst. Adieu, mein Sohn!“

Sie nickte ihm huldreich zu. Friße wollte mit Jenny hinausgehen; auf der Schwelle aber wandte er sich noch einmal um. Sein ehrliches, offenes Auge stand ganz in Thränen. „Frau Baronin,“ sagte er mit erstickter Stimme, die Hand auf's Herz gepreßt, — „Sie sind so gut, so recht ein Engel, auch gegen uns niedrige Leute; nicht wahr, Frau Baronin! Sie sind auch glücklich, ganz glücklich, wie Sie es verdienen . . .“ Seine Stimme brach. Die Baronin antwortete keine Sylbe, sie kehrte sich nach der Wand um und winkte mit der Hand, er möge gehen. Jenny zupfte ihn am Ärmel. „Ach,“ sagte er in der Thür, „es ist mir ja nur wegen dessen, was der Knecht auf dem Hofe diesen Morgen sagte, und das sticht und brennt hier wie höllisches Feuer.“

Mit einem Sprunge war die Baronin auf den Füßen.

„Bursche!“ rief sie mit zitternder, unterdrückter Heftigkeit, „was sprichst Du da? Und was sagte der Knecht?“

Jenny wollte Frize mit sich fort ziehen und stieß ihn an, um ihm zu bedeuten, er möge schweigen. Die Baronin hieß ihn aber zurückkehren und trat dicht vor ihn hin. „Knabe,“ sagte sie, beide Hände auf seine Schultern legend und ihm fest in das überströmende Auge blickend, „Knabe, rede mir die Wahrheit! Siehst Du, ich habe Niemanden hier, der sie mir sagte. Dich muß mir ein Gott vom Himmel hoch hersenden, damit ich Wahrheit höre. Sprich mir, Frize, was sagte der Knecht von mir? Was brennt und sticht in Deine ehrliche, kindliche Seele wie höllisches Feuer?“

Ihre Stirn berührte fast die seinige; er fühlte, wie der Hauch ihres Mundes ihm warm um die Wangen spielte und wie die beiden feinen, weißen Hände auf seiner Blouse zitterten. Eine unendliche Angst überfiel den Jungen; er ahnte, daß er Böses angerichtet hatte, und wußte sich doch nicht mit einer Unwahrheit zu helfen. „Mamsell Jenny,“ sagte er, sich heftig von dem Kammermädchen losreißend, das ihn noch immer fortführen oder mit Zupfen und Winken zurechtweisen wollte, „lassen Sie mich um Gottes Willen gehen; Sie sehen ja, ich kann nicht anders.“ Er fiel auf beide Knie vor der Baronin; und die Hände zu ihr flehentlich empor gehoben, brach er leidenschaftlich, wie nie, in die Worte aus: „Ja, und das, Frau Baronin! sagte der Knecht, Sie wären nicht glücklich, und der Herr Baron — Gott verzeih' ihm seine Sünde! — verdiene Sie nicht. Sehen Sie, und das zerreißt mir das Herz. Denn ich habe Sie ja so

lieb, ach so ewig lieb, daß ich jeden Tropfen dieses Herzens d'rum gäbe, Sie noch einmal so heiter und so gesund zu sehen, als in Gms, da Sie auf Mohr fuhren, und ich neben Ihnen ging und Ihnen den Sonnenschirm trug und das bunte Schawl-Tuch."

Weiter konnte der Aermste nicht reden. Thränen bedeckten Stimme und Antlitz, und als ob seine Sinne schwänden, umklammerte er heftig die Knie der Baronin und drückte sein heißes Gesicht und die schluchzende Brust fest an ihren Schooß. Eine lange Weile standen sie so, die Frau unbeweglich, mit glanzlosen Augen und bleicher Wange über ihm. Dann machte sie sich langsam los und fiel in einen Lehnstuhl nieder. „Geh,“ sagte sie kalt und abgewendet von den Beiden, „ich habe genug gehört. Geh, alle Beide, — geht!“

Jenny zog den Burschen fast gewaltsam fort. An der Treppe begegneten sie dem Baron, welcher, im Schlafrock, hustend und gebückt, heraufkam, um seiner Gemahlin guten Morgen zu wünschen. Friße erkannte er natürlich nicht.

Wozu erzählen, was Jedermann weiß, wie der kurze, schöne Wintertag hinging? Die Sonne schien hell und warm auf die stattlichen Mauern des Herrenhauses, der Schnee schmolz zu einzelnen Haufen zusammen, Damen- und Herrengesellschaft kam zu Wagen und zu Roß, nachbarlichen Besuch abzustatten. Die Baronin war aber nicht erschienen; sie blieb mit Jenny in ihrem Zimmer eingeschlossen. Ihr Gemahl sagte den Gästen, welche nach ihr fragten, sie fühle sich unwohl; dazu lächelte er und schmunzelte; sein Vetter stieß geheimnißvoll mit ihm an.

Auders die Scene in der Gesindestube. Da saß hinter unberührten Schüsseln Eiel-Frize aus Dausenau, nur halb oder gar nicht auf die Fragen antwortend, welche ihm seine wißbegierigen Tischgenossen vorlegten. Erst gegen Abend, als Jenny in die Stube trat, schien der stumme Gast Leben zu bekommen; er sprang, der Kommenden entgegen, hastig aus seinem Winkel am Ofen auf. Jenny winkte ihm, den Finger auf den Mund legend. Sie hatte verweinte Augen, wie der Kammerdiener des Barons scharfsichtig bemerkte.

Jenny zog den Fremden mit auf ihr Stübchen. Dort fiel sie erschöpft auf einen Stuhl, in einen Strom neuer Zähren ausbrechend. „Ach Gott,“ sagte sie zu

Frixe, „was hast Du, Unglückskind, hier im Hause ange-
richtet? Die Baronin hat heute Mittag ihre Zufälle
gehabt, der Baron ist pfeifend und mit hochrother Stirn
aus ihrem Zimmer gekommen, ich habe den ganzen
Tag nicht einen Bissen essen mögen. Unglücks-Frixe,
wer heißt Dich denn mit Deinem Knecht so heraus-
plätzen?“

„Sie haben Recht, Mamfell Jenny! Ich bin ein
Unglückskind. Ich weiß das. Aber lügen konnte ich nicht,
nein! um die Welt nicht, da sie mich fragte.“ Der Junge
stand still da, als er das sagte; auf seinem Gesichte war
nur tiefe Betrübniß geschrieben, keine Reue.

„Schlimm genug,“ fuhr Jenny fort, „daß Du Recht
hast, daß der Knecht die Wahrheit sagte. Die Baronin
hielt sich als letzten Trost noch daran, daß sie wenigstens
in den Augen der Welt als glücklich gelte und eine gute
Partie gemacht habe, wie alle Leute im Lande sagten.
Nun Du ihr den Rückhalt genommen hast, nun das arme
Weib weiß, daß sie von ihren Bedienten und Bauern sich
muß bedauern lassen, nun ist sie ja — daß Gott erbarm!
— vollends unglücklich und verloren.“

Frixe schwieg.

„Hättest Du nur,“ so lamentirte die Trostlose
weiter, „Deine unzeitige Dienstfertigkeit damals am Tage
unserer Abreise von Gms unterwegs gelassen! Die Baronin
sagte heute noch selber: Du wärest eigentlich an allem
Schuld. Wenn Du den Baron nicht abriefest von der
Bank, siehst Du, so gingen wir im Zank auseinander;
die Comtesse war damals entseßlich aufgebracht, und wer

weiß, ob ohne Dein Zuthun die ganze Heirathsgeschichte nicht rückgängig geworden wäre.“

„Adieu, Mamsell Johanne!“

Barfch unterbrach er sie, ging hinaus und hörte nicht, wie ihn Jenny zurückzukehren beschwor. Sie rief bald darauf die Klingel in das Gemach der Herrin; er, Gsel-Friße, nachdem er noch eine Weile auf dem Hofe umhergeirrt hatte, gerieth in den Stall, wo Mohr untergebracht worden war, zäumte ihn auf, zog ihn zur Thüre hinaus und — ging.

Das Dunkel der frühen Winternacht brütete schon über Haus und Hof. Willen- und zwecklos vertiefte sich Friße, der zufällig an das Gartenthor gerathen war, in die verschneiten, unwegsamten Gänge des Parkes. Im Osten über der schimmernd weißen Fläche zog der Vollmond glühend empor, in seinen Lichtern funkelte und knirschte grimmig die Schneedecke, worüber der späte Wandler mit seinem Thier schritt. In unbekannte Baumhallen verlor sich sein Fuß; nackte Zweige wie Riesenarme, griffen nach ihm, fremde Schatten webten vor ihm her; hinter ihm Hundegebell vom Herrenhause und fast unhörbarer Fiedelstrich aus der Domestikenstube.

Wir wollen Friße auf seinem Wege und in seinem Selbstgespräche nicht weiter folgen, — warum auch? — Verloren und unglücklich durch dich, an einen verhaßten Mann gebunden durch dich, enttäuscht und aus ihrem glücklich blinden Wahn geweckt durch dich! Darauf lief ja seine ganze Besinnung hinaus. Und in diesem Gedanken tappte er immer weiter fort, trat aus den verschlungenen

Wegen des Gartens heraus, sah sich im Freien auf einer weißen, glatten, glänzenden Fläche, band Mohr an einen Baum, weil das Thier müde schien und am Zügel sträubend zerrte, ging selbst fort — immer fort — — Ade, Fritze! —

Am Morgen nach dieser Nacht saß der Baron mit seiner Gemahlin eben bei der Chocolate. Es war ein gutes Zeichen, ein Regenbogen nach dem Gewitter gleichsam, daß die Chocolate gemeinsam genommen wurde; der Friede mußte demnach so ziemlich hergestellt sein. Der Kammerdiener servirte; Jenny ging ab und zu, unruhig über Fritzens späte Abreise, von der sie aber doch die Gebieterin nicht unterrichten mochte.

Plötzlich entsteht Geräusch, Drängen, Aufschrei im Hofe. Jenny wird hinabgeschickt, zu sehen, was es sei. Eine Minute, und sie kehrt todtenbleich zurück. „Ach, das Unheil!“ ruft sie aus. „Esel-Fritze ist ertrunken!“

Ich weiß nicht, ob sie oder die Baronin zuerst aus der Ohnmacht erwachte. Allmähliche Verständigungen gaben Licht in der Sache. Der Fischer, als er das Eis im Fischloche aufhauen will, findet einen Esel mit rothem Sattel, aufgepälm, an die große Tanne nächst dem Teiche gebunden. Das Thier zittert vor Kälte und scharrt unter dem Schnee farge Mooshalmen heraus. Auf dem Eise selbst bemerkt Klaus etwas Rothes, — eine Mütze, wie er näher herbeigeht. Er macht Lärm. Mit Stecken und Stangen zerfährt man das vom gestrigen Thautwetter mürbe Eis, und nahe der eingebrochenen Stelle, auf deren Randscholle das rothe Käpplein gesehen worden war, saßt

der Haken einen Körper im Wasser. Man zieht ihn heraus — wir wissen, wer es war!

Jenny lag wimmernd zu den Füßen der Baronin. Die Letztere hielt den rothen Bruststreifen mit dem Messingschilde, worauf die Nummer fünfundachtzig stand, still in der Hand. Er war steif gefroren; in der warmen Stube fielen helle Tropfen von ihm herunter und besleckten den kostbaren Teppich. Lange blickte die Baronin starren Auges auf das rothe Tuch; dann, es fest an die Lippen drückend — es und das kalte, metallene Zeichen der Sklaverei daran — rief sie mit heißen Thränen aus: „Es ist ein schönes Herz unter diesem Blech gebrochen!“

Der Baron blies mitleidig in seine Chocolate. „Lieber Gott!“ sagte er, „der junge, hübsche Mensch! Sein Thier ist gerettet, sagst Du, Jenny?“

Sie nickte.

„Nun, da kann man's hier behalten und pflegen. Auf's Frühjahr liefert es uns Milch zur Vorkur für die nächste Saison.“

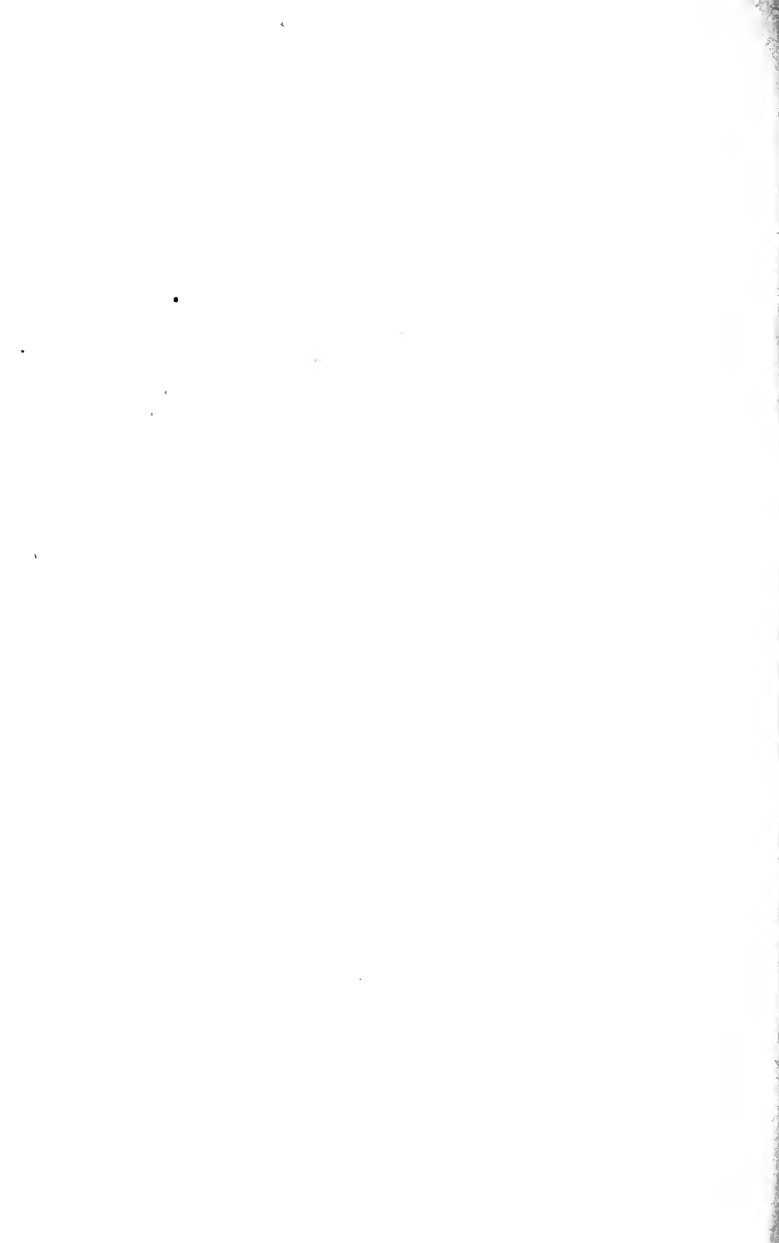
„Gnädigster Herr,“ — rapportirte der Kammerdiener — „entschuldigen Sie, es ist ein Eselhengst.“


„Schade, recht Schade!“

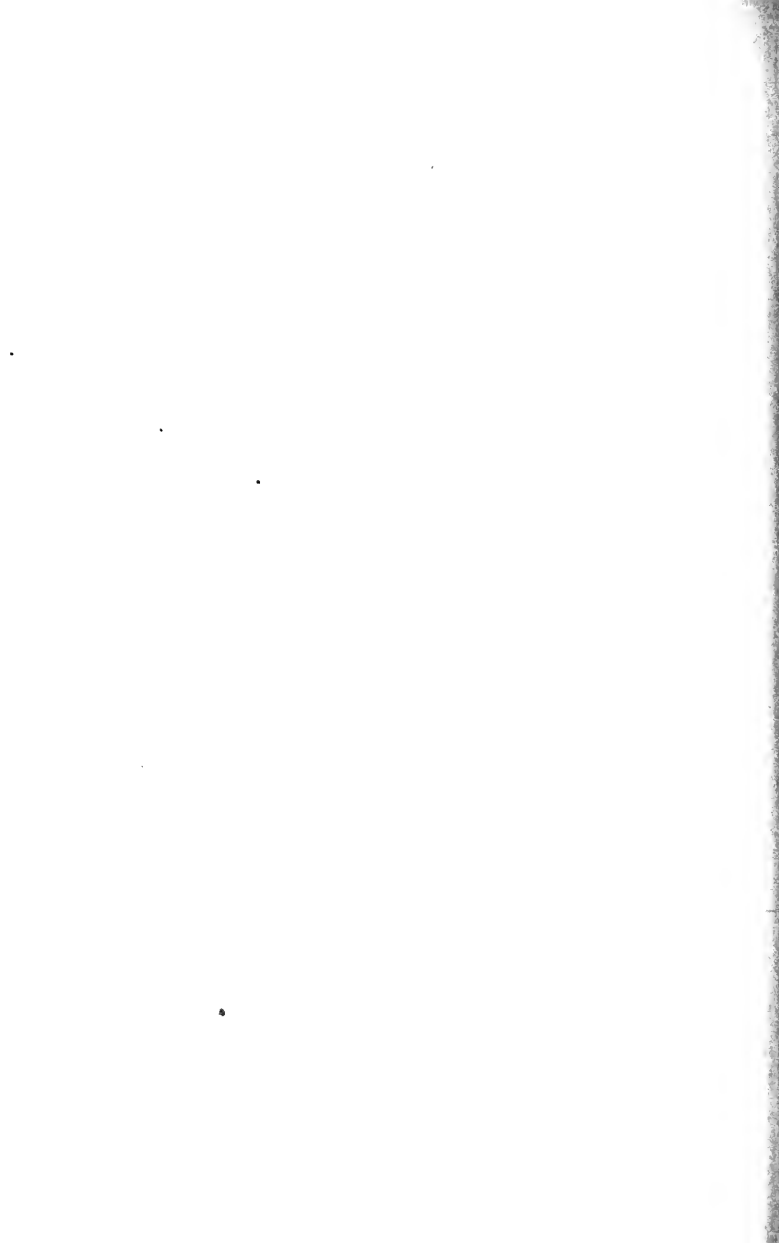
Und nun, — wollt Ihr eine Moral aus dem Dinge ziehen, damit es doch zu was nütze sei, — seht, so könnt Ihr sie in einem alten, plumpen Sprichwort finden:

„Wenn dem Esel zu wohl ist“ — oder zu weh, wie Ihr wollt, — „dann geht er auf's Eis und bricht ein Bein!“

Daß es hier nicht der Esel war, sondern Esel-Fritze, der ein Bein brach, hindert im Ganzen wenig. Das Sprichwort bleibt darum nicht minder wahr.



Kreuz-uarriage.



Gräfin Aurelie stand am Fenster und klopfte mit den schönen Fingern ungeduldig auf die angelautenen Scheiben. „Wie unleidlich,“ sagte sie, mehr zu sich selbst, als zu ihrem Verlobten, der hinter ihr stand und sich vergeblich bemühte, ihrer Verstimmung ein freundliches Wort abzugewinnen, — „wie unleidlich, wenn der Herbst mit seinen unwillkommenen Mahnungen uns auch hierher verfolgt! In Bädern sollte es gar keine Saison geben, außer der Bade-Saison!“

„Aber, liebste Aurelie —“

„Und ich wiederhole Ihnen, ganz unleidlich, so unleidlich, daß ich fest entschlossen bin, morgen abzureisen. Ja, morgen. Da, sehen Sie nur!“ Sie öffnete das Fenster und winkte ihm, hinauszublicken.

Allerdings eine nichts weniger als anmuthige Aussicht. In der großen Haupt-Allee, welche gänzlich verwaist war, trieb der Wind zusammengeballte Sandwolken und welke Blätter auf und nieder. Eine scharfe Luft wehte durch die hohen Baumkronen, und die dürftigen Sonnenstrahlen, die an den Häusern hinabstüchelten, hatten nur einige krüppelhafte und kranke Bauern, die von der nächsten Umgebung aus das Bad gebrauchten, aus ihren

Zellen locken können. Die große und schöne Welt verschloß sich auf ihre Zimmer, sobald die nöthigsten Geschäfte des Bade-Müßigganges beendigt waren; keine Land-Partieen, keine Gesellschaften, keine Tanzkränzchen . . . Unleidlich, wie Aurelie gesagt hatte.

Sie stand mit Viktor noch immer am offenen Fenster. Gegenüber lag das große Kaffeehaus, das ebenfalls, bis auf einige Zeitungslesende, selbst um diese Stunde, kurz nach dem Diner, wie ausgestorben schien. Zwei Kellner mit ihren Servietten unter dem Arme lehnten gähmend in der Hausthüre und vermehrten Aureliens Aerger, weil sie das Bild allgemeiner Langeweile noch deutlicher illustrierten. Nirgends aber wird die Langeweile drückender als an den, geselliger Unterhaltung vorzugsweise gewidmeten Stätten. Langeweile in Bädern, Soiréen, Theatern ist potenzierte Langeweile.

„Um Gotteswillen, ersinnen Sie etwas, uns zu beschäftigen, oder ich überlebe den Tag nicht,“ sagte sie zu Viktor und zog ihn vom Fenster zurück. Dieser schien wenig geneigt oder wenig befähigt, ihrem Befehle nachzukommen. Auf ihn hatte die gereizte Stimmung seiner Braut nicht den günstigsten Eindruck gemacht; er schalt sie innerlich ihrer Launen wegen und hatte doch nicht den Muth oder nicht die Kraft, diese, sei es durch Ernst oder durch Liebe, zu überwinden.

Viktor trug einen stolzen, kriegerischen Namen, doch darunter ein friedliebendes Herz. Sein Leben spann sich wie eine Idylle im einfachsten, eintönigen Geleise ab, zierlich und gemüthlich in allen Details, aber ohne Aufschwung, ohne Wechsel und Anregung. Von der Wiege

an, als einer der Privilegirten, war er so gestellt, daß er nicht zu arbeiten, zu streben, zu kämpfen brauchte. Er stammte aus einem reichen und vornehmen Hause, hatte als Knabe den Vater verloren und war den Händen einer zärtlichen Mutter ausschließlich anheim gefallen. Man sah ihm die Kreise an, in denen er aufgewachsen war, rein weibliche; sein Gesicht glich dem Spiegel eines stillen, selten bewegten Wassers, woraus die Augen wie zwei Sterne klar, aber matt hervorblinckten. Aehnlich sein Charakter, seine Neigungen und Gewohnheiten. Am liebsten zog er sich zurück auf seine Güter, vergrub sich in die friedlichen Schöpfungen innerhalb des väterlichen Besitzes, den er anbaute und verschönerte, so gut es bei der flachen und nichts sagenden Lage desselben gehen wollte, und trieb daneben Musik und Malerei als ein geschickter, keineswegs leidenschaftlicher Dilettant. So war es ihm am wohlsten. Morgens ein Gang durch Garten und Park, worin er selbst Bäume pflropfen, Beete abschreiten, Früchte schütteln mochte; Mittags ein Mahl mit kleiner, aber erlesener Gesellschaft von Gutsnachbarn oder Besuchen aus der Stadt, und Abends ein friedliches Whist, den Point um einen Groschen, am liebsten mit den Beamten der Herrschaft, Amtmann, Pfarrer, Förster, Verwalter, weil diese es nicht übelnahmen, wenn der gnädige Herr kurz nach neun Uhr einzunicken begann und Schlag Zehn, oft mitten im Rubber, die Partie aufhob.

Wir lächeln über eine solche Natur, wenn sie sich in einen Mann verirrt. Denken wir zumal an den ritterlichen Beruf, für welchen Viktor durch seinen Namen und seine Geburt aus einem der edelsten Geschlechter des

Landes prädestinirt war, so überrascht der Gegensatz doppelt. Seit er mit Aurelien verlobt war, kam ein neuer Kontrast hinzu. Aurelie war die lauteste und lebendigste Schönheit aus den geselligen Kreisen der Residenz. Wer sie nicht kannte, hielt es für Koketterie, wenn sie über jede neue Erscheinung oder Begebenheit mit der ihr eigenthümlichen Raschheit herfiel, in den Soiréen die Leitung der Unterhaltung an sich riß, auf Bällen aus einem Arm in den andern flog, keinen Tanz ausließ, in den hellen lichten Tag hinein walzte, und sich dann zur Erholung auf den raschesten Renner der Reitbahn warf, oder eine Schlittenpartie mit Eislauf über den See arrangirte. Diese sturm- und drangvolle Existenz war ihr Bedürfniß für sie selbst, nicht eine Rolle, die sie, Anderen zu gefallen, überhaupt um zu gefallen, spielte. Aurelie wollte nicht gefallen, nicht einmal unterhalten, außer sich selbst, sie wollte stete Anregung, Beschäftigung, Betäubung. Dabei hatte sie Launen, wenn man die Augenblicke nothwendiger Ruhe, vielleicht zeitweiliger Abgespanntheit für Launen nehmen konnte. Auch fühlte sie in ihren geselligen Triumpfen oft eine schmerzliche Lücke und Leere, die ihr bemerkbar machte, wie der Geist nicht allein, sondern auch das Herz mächtige Ansprüche in Stunden der Einsamkeit erhebe. Sie nannte solche empfindsame Antwandlungen ihre Achilles-Ferse und schwor, wenn ihre Freundinnen sie scherzend mit ihrer Unempfänglichkeit für Liebe und ihrer Gleichgiltigkeit gegen Männer aufzogen, daß ihre Stunde einmal ganz unerwartet schlagen werde. „Gebt Acht,“ sagte sie; „ich falle einmal, obwohl Ihr mich Eure Brunnhild heißt, nicht einem heldenmüthigen Siegfried, sondern

einem recht sentimentalen Ritter, einem Siegwart in Kammerherrn-Uniform, einem Werther in schwarzem Frack und hellgrauen Unausprechlichen in die Arme.

Sie kannte Viktor noch nicht, als sie so scherzte. In dem Winter, da er, von seinen Reisen zurückgekehrt, in die Gesellschaft der Residenz eingeführt wurde, stand Aurelie auf dem Gipfel ihrer Macht. Sie blendete den jungen Mann, der schüchtern in ihren Zauberkreis trat; er gefiel ihr, nicht bloß weil seine Einfachheit und seine Herzensgüte Original waren, sondern weil sie unter derselben eine ungewöhnliche Tiefe der Empfindung und Charakter-Stärke vermuthete. Die Winter-Monate der Saison zogen das Band gegenseitiger Annäherung um Beide enger zusammen; im Frühjahr gingen die Verlobungskarten mit Viktor und Aureliens Namen in der Residenz umher. Mit diesen Karten fiel Aurelien ein Schleier von den Augen. Es kümmerte sie nicht, was man in der Residenz über die Vereinigung der seltsamsten Kontraste gesagt und gelacht hatte; dagegen kümmerte sie eine Kleinigkeit, die Karte selbst. Viktor hatte sie besorgt; eines Morgens brachte er sie Aurelien, sie nahm, fand ihren Namen über dem seinigen, lachte und warf die ganze Auflage in's Kamin, mit dem Befehle, morgen eine zweite verbesserte zu besorgen, deren Titel nicht „Aurelie und Viktor“ sei, sondern der umgekehrte, richtige: Viktor und Aurelie.

Seit jenem Frühjahr waren zwei Jahre hingegangen. Aurelie hatte sich den wiederholten Bitten Viktors um Vollziehung ihrer ehelichen Verbindung widersetzt. Gründe konnte sie ihm dafür nicht anführen. Aurelie stand im dreiundzwanzigsten Jahre, Viktor — noch dazu — zählte

kaum eins oder zwei mehr als sie, und die Welt flüsterte sich zu, es sei Zeit. Aurelie war nicht glücklicher geworden, seit sie den Ring ihres Verlobten am Finger trug. Er drückte sie nicht, meinte sie; und dennoch, wenn sie wahrnahm, wie ihr Name, seitdem sie den Ring trug, allmählich außer Mode gekommen war, wie sie selbst nicht mehr als interessantes Räthsel in der Gesellschaft dastand, so trat wohl in verstohlenen Seufzern und unwillkürlichen Rückblicken der Wunsch an sie heran, es möchte anders gekommen sein. So zogen häufige Schauer an ihrem Brauthimmel empor, welche sie nicht mehr mit Bertröstungen auf die nahe Zukunft zu beschwichtigen vermochte. Viktor hatte sich ein Herz gefaßt und drang, so fest er es ihr gegenüber vermochte, auf Ernst und ein Ende, bis denn Aurelie den Herbst als Zeitpunkt ihrer Vermählung festsetzte und zu deren Feier ihre Verwandten und die ihres Verlobten nach Baden-Baden beschied, wo sie, unter dem Schutze einer Tante, mit Viktor die Saison zugebracht hatte. So nahe dem Ziele ihres Lebens, fühlte sie sich deßungeachtet schwankender und schmerzlicher bewegt, als je, und die Ankunft ihrer Schwester, welche Wittwe war und mit ihrem Kinde auf Aureliens Einladung herbeieilte, war ihr um so willkommener, als sie in Juliens ruhiger Sinnesart eine Stütze für sich, eine Regel für ihre wechselnden Stimmungen zu finden hoffte.

Julie war schon vor mehreren Wochen in Baden-Baden eingetroffen. Sie machte Aufsehen. Die schwarze Wittwentracht, die sie länger trug, als es die Sitte will, vielleicht aus Liebhaberei an der Farbe, aus Eitelkeit, stand zu dem lichten Haar und dem hellen Gesicht vortrefflich, welches

fast jünger anzusehen war, als das ihrer Schwester. Beide waren, äußerlich wie im Wesen, von einander durchaus verschieden. Aurelie eine schlanke hochgewachsene Brünette mit geist=blühendem Auge und imposanter Haltung; Julie eine Blondine, zu frühzeitiger Körperfülle neigend. Jene der personifizierte, reiz= und leidenschaftsvolle Wechsel; diese ein Urbild harmonischer Ruhe. Dennoch, vielleicht gerade deswegen vertrugen sich die Schwestern musterhaft mit einander, und das zweijährige Töchterlein der Wittve wurde von Mutter und Tante wetteifernd verzogen.

Wie es mit dem verlobten Paare stand, hatte Julie nach einigen Tagen sorglicher Beobachtung erkannt. Sie schüttelte im Stillen den Kopf zu dem wunderlichen Gegensatz, den das Band der heiligen Ehe ausgleichen sollte. Würde es möglich sein? Julie hoffte: ja. Ihre eigene Ehe war durch Konvenienz geschlossen worden, und dennoch eine glückliche gewesen. Die blonde Wittve hegte keine frivolten, aber noch weniger idealistische Ansichten von der Ehe überhaupt. Zwei Menschen von Bildung und Verstand, mit Glücksgütern jeder Art reichlich gesegnet, einander zugethan, warum sollten sie nicht friedlich, in gewissem Sinne glücklich mit einander leben können? Auf keinen Fall durfte der Welt das Aergerniß eines Bruches gegeben werden. Lieber eine Ehescheidung, als die Auflösung eines Verlöbnißes; das war Juliens Grundsatz, und diesem zufolge handelte sie, indem sie die gelegentlichen Differenzen zwischen Braut und Bräutigam sanft zu vermitteln wußte, Viktor von den ausgezeichneten

Eigenschaften unterhielt, die schon das elterliche Haus geschmückt und erleuchtet hätten, und Aurelien mit der Erfahrung und Beredsamkeit der Wittwe zu Gemüthe führte, welches Glück ihrer an der Seite eines so braven, friedliebenden und lenksamen Mannes harrte.

Auch an dem langweiligen Nachmittage, den Aurelie nicht überleben wollte, spielte Julie die versöhnende Mittlerin. Sie saß, während sich die Tante zur Siesta in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, im Sopha und hütete das Brautpaar, das am Fenster wieder einmal in ein Zankduett, wenn auch mit Sordinen, zu verfallen drohte. „Wie wär's denn,“ schlug die Friedensstifterin vor, „wenn wir ein gutes Buch gegen die bösen Geister des Herbstes zu Hilfe riefen? Nichts Neues, Aufregendes, Sensationelles; nein, einen klassischen Tröster.“

„Ich habe Goethe's Wahlverwandtschaften bei mir,“ sagte zustimmend Viktor, „ein Buch, das mich selten verläßt. Ist's Ihnen recht, so lese ich daraus vor.“

Aurelie legte Protest ein. „Ich begreife nicht,“ entgegnete sie, „wie man dem Buche Geschmack abgewinnen kann. Betrachten wir es von der sittlichen Seite, so muß es höchst unmoralisch erscheinen, wenn ein Gesetz aus der todten, unorganischen Welt geradezu, auf den menschlichen freien Willen übertragen wird. Wahlverwandtschaften! Als ob ein Menschenherz nichts sei, wie ein Stoff, eine Säure, die angezogen und abgestoßen, vereinigt und ausgeschieden wird in einem rein chemischen Prozeß! Welch' eine unwürdige Ansicht!“

Viktor hatte das Buch wieder geschlossen und sah dessen Feindin fast wehmüthig an. „Haben Sie denn,“

fragte er statt einer Erwiderung, „von jenen dunklen, unbewußten Zu- und Abneigungen, die in der menschlichen Brust anklingen, niemals etwas gespürt? Und wenn Sie in Beziehung auf Personen eine solche Prädestination des Urtheils nicht anerkennen wollen, da Sie immer und überall für eine freie und klare Selbstbestimmung entscheiden, können Sie eine Idiosynkrasie oder eine Sympathie für gewisse Dinge, für Farben, für Sinnes-Eindrücke läugnen? Darin liegt doch schon eine Wahlverwandtschaft, sei's auch eine einseitige.“

Julie meinte, um wiederum zu vermitteln, es komme bei dem Zwecke einer bloßen zeittödtenden Unterhaltung nicht auf das Glaubensbekenntniß eines Buches, noch weniger auf ein kritisches und übereinstimmendes Urtheil der Lesenden darüber an. Sie sagte: „Wir reden in Gesellschaft mit so vielerlei Menschen über gleichgiltige oder bedeutende Dinge nur in der Absicht, zu reden, obschon wir die Menschen nicht kennen und vielleicht niemals kennen lernen werden. Lassen wir unsere Wahlverwandtschaften einmal in diesem Sinne gelten! Das Buch hat, wenn wir alle Tendenzen und Konsequenzen ausschneiden, so viel reinen Unterhaltungs-Stoff, so viel Schönes und Ansprechendes in der bloßen Form, daß es dadurch schon ein allgemeines Interesse befriedigt. Erwinnere Dich nur einmal, wie schön in demselben das behagliche und elegante Landhausleben, jene harmonische Schöpfung von Bosquets, Seen, Terrassen, jene beschauliche Ruhe eines vornehmen, müßig-thätigen Geistes sich abspiegelt! Das ist meine Sympathie, meine Wahlverwandtschaft mit dem Buche, die Ihr eine weibliche, meinethwegen auch eine aristo-

kratische schelten mögt. Ich liebe es dennoch, und deshalb lesen Sie immerhin ein Paar Kapitel dieses Inhaltes. Sie werden auch meiner Aurelie wohlthun.“

Mit einem dankbaren Blicke auf die Schwester, welche in diesen Worten sein eigenstes Behagen an dem Buche ausgesprochen hatte, begann Viktor seine Lektüre. Aurelie hielt nicht lange auf dem Sopha aus. Sie warf ihre Stickerie von sich, reichte Kaffee umher und trat hernach wieder an das Fenster, während Julie und Viktor gemeinschaftlich in ihren Lieblingsstoffen zu versinken schienen. Plötzlich rief sie Aurelie auf. „Seht doch, ein Wagen mit neuen Kurgästen!“ Fast zu gleicher Zeit lachte sie überlaut, öffnete den Fensterflügel und warf mit einem scherzhaften Kopfnicken einen Blumenstrauß hinaus, als ob sie Jemanden draußen begrüßen oder bewillkommen wollte. Als Julie und Viktor an das Fenster traten, war der Wagen schon vorüber. Jene fragte, ob Aurelie Freunde erkannt hätte? „Bewahre!“ erwiderte sie, immer noch lachend und dem Wagen nachblickend.

„Und wem galt der Strauß, den Du hinunter warfst?“

„Denkt nur! Es saß ein ältlicher Herr in dem bestäubten Wagen, der höchst sorgfältige Toilette gemacht thate, als er in die Allee einfuhr, wie ich hier vom Fenster aus genau bemerken konnte. Er ordnete seine Frisur, zupfte an der Binde und strich den Backenbart glatt, gerade wie einer unserer jüngsten Dandys. Nach beiden Seiten streckte und reckte er hierauf den Kopf, augenscheinlich um nach den schönen Najaden allhier zu

spähen, und als er mich hier am Fenster erblickte, verbeugte er sich tief, dreimal, sieh: so!"

Sie ahmte den fremden Passagier nach und konnte des Lachens über seine possirliche Galanterie kein Ende finden. Viktor sah mit einem sehr ernstern Gesichte drein und fragte, ob sie dem Fremden den Strauß als Erwidern seiner Grüße nachgeworfen habe? „Ja, das habe ich,“ entgegnete Aurelie hierauf, schon gereizt durch den mißbilligenden Ton, worin Viktor gesprochen. „Oder verdiente etwa ein höflicher Gruß keinen höflichen Dank? Regt sich vielleicht Ihre Eifersucht wieder, weil ich einem fremden, aber anständigen Menschen einen harmlosen Scherz harmlos erwidert habe?“

Viktor biß sich auf die Lippe. So schonend als möglich bemerkte er, daß gerade einem Fremden gegenüber ein Scherz dieser Art zu den mißfälligsten Konsequenzen führen könnte. „Wissen Sie denn, wie er ihn aufnimmt und auslegt? Können Sie es verhüten, wenn er ihn auf eine für Sie verletzende Weise ausspinnt, daß Ihr Name eine Anekdote der Kaffeehäuser und Billards wird? Liebe Aurelie, verzeihen Sie mir das harte Wort, aber Sie haben unverzeihlich leicht gehandelt, sich — weggeworfen; wenigstens Ihre Blumen!“ die letzten Worte fügte er hinzu, weil er selbst fühlen mochte, daß er sich in zu großen Eifer hineingeredet hatte.

Aurelie hörte sie nicht mehr. Als Viktor das „weggeworfen“ herausgestoßen hatte, drehte sie sich auf dem Absatz herum und wandte ihm den Rücken. Ihre Schwester, die sich ihr beschwichtigend genähert hatte, bemerkte Thränen in ihrem Auge, und wie ihr alles Blut in die

Wangen geschossen war. „Weggeworfen!“ stammelte sie, noch einen Blick der tiefsten Kränkung auf Viktor wendend, und verließ hierauf rasch das Zimmer.

Verlegen sahen sich die beiden Zurückbleibenden an. Julie wußte nicht, was sie zu dem ganzen Vorfalle sagen, ob sie Viktor tadeln oder besänftigen sollte. Dieser ergriff bittend ihre Hand und sagte, indem er dieselbe an seine Lippen drückte: „Finden Sie hier das Rechte, theure Freundin! Ich vermag's nicht mehr!“ Traurig ergriff er seinen Hut und ging hinaus.

Nach einem Spaziergang durch die Lichtenthaler Allee, auf dem Viktor vergeblich seine Aufregung niederzukämpfen suchte, kam er gegen Abend in seine Wohnung zurück. Der Bediente überreichte ihm ein Billet, welches ein Herr zurückgelassen habe, nachdem er vergebens auf den Herrn Baron gewartet. Er öffnete dasselbe und fand die Ankündigung von der Ankunft seines Stiefvaters, den er schon länger als einen werthen Gast zu seiner Hochzeit mit Aurelien erwartet hatte. „So eben“ — schrieb der Freiherr — „verlasse ich den Wagen. Mein erstes Geschäft war, Dich aufzusuchen, allein ich fand Dich weder zu Haus, noch, wo ich Dich zunächst vermuthete, bei Fräulein Aurelie. Einstweilen habe ich mich einquartiert bei meiner schönen Schwiegertochter in spe, und erwarte Dich daselbst, Dein Theophilus.“

Durch diese Zeilen ward Viktor genöthigt, zu Aurelien

zurückzukehren. Er that's, nicht ohne eine herzklopfende Bangigkeit, die er selbst um so unerklärlicher fand, als er in seinem guten Rechte gesprochen zu haben glaubte. Theophilus fiel ihm bei seinem Eintritt jubelnd um den Hals. „Endlich, mein Ungerathener!“ sagte er zu ihm, indem er ihn neben sich auf's Sopha zog. Die Frauen empfingen ihn mit Befangenheit, Aurelie kühl schmollend, Julie mit einem gedrückten und halb entgegenkommenden, halb fernhaltenden Wesen.

Der Freiherr schien die Mißstimmung unter den Gliedern des kleinen Familienkreises nicht zu bemerken. Er war ein sehr aufgeräumter, heiterer Mann, an der Grenze der Vierzig, von einem hohen, kräftigen Wuchse und einer Haltung, die alle Vorzüge eines ausgebildeten männlichen Körpers bewußtvoll heraus hob. Seine Toilette zeugte von einer um so größeren Sorgfalt, als sie eine gewisse Nachlässigkeit und ein Sichgehenlassen, wie es bei älteren Männern natürlich ist, mit der strengen Eleganz eines jugendlichen Modeherrn vereinigen wollte. Aus den Augen strahlte dabei noch ein so kräftiges Feuer, seine Unterhaltung war noch so belebt und anregend, daß man wohl einsah, der Freiherr habe noch keineswegs seine Rechte an die Jugend aufgegeben.

Hierzu nöthigte ihn in der That auch gar nichts. Seine Verbindung mit Viktors Mutter war eine sehr kurze, nur durch Dankbarkeit gegen sie hervorgebrachte gewesen. Viktor hatte den Freiherrn kaum als zweiten Gemahl seiner Mutter gekannt. Er war auf Reisen abwesend, während diese Verbindung abgeschlossen wurde, und erst als er an das Sterbebett seiner Mutter zurück-

gerufen ward, lernte er seinen Stiefvater um die treue und sorgfältige Pflege, die er der Gattin angedeihen ließ, schätzen und lieben. Beide Männer kamen einander bald nahe, obwohl ihre Charaktere und Neigungen aus einander gingen. Theophilus strebte mit seinem heiteren und aufgeweckten Sinn von der Einsamkeit seines Landhauses in die Welt zurück und brachte die Zeit nach dem Trauerjahre meistens auf Reisen zu, während Viktor die Obhut über ihre Besitzthümer übernahm. Von einem Zusammenleben unter Vater und Sohn war also zu keiner Zeit die Rede, ebensowenig als dies verwandtschaftliche Verhältniß unter Beiden jemals eigentlich und ernstlich geltend gemacht wurde. Sie nannten sich bei ihren Vornamen, und wenn man genau darauf achtete, konnte man bemerken, wie Theophilus geflissentlich alle Andeutungen auf seine Stiefvaterschaft vermied, vielleicht um nicht zu unwillkommenen Schlüssen auf sein Alter Anlaß zu geben. Vater und Sohn blieben, auch entfernt von einander, in einem allgemein freundlichen Verständniß, ohne weitere Berührungspunkte mit einander zu haben, als die einer von beiden Seiten aufrichtig gefühlten und treu gepflegten Freundschaft.

Der Freiherr sah Viktors Verlobte im Bade zum ersten Male. „Weißt Du auch,“ sagte er in seiner ungebundenen Weise zu dem Stieffohne, „daß ich mich mit einem vortrefflichen Irrthume in diesen Kreis eingeführt habe? Mir traten zwei Frauengestalten entgegen, deren jede meines Freundes bewährter Schönheitsinn zur Lebensgefährtin hätte wählen können. Um meinen Scharfblick gleich bei der ersten Begegnung den neuen Angehörigen

glänzend darzuthun, begrüßte ich Eine flugs als die künftige Tochter, ohne die Vorstellung abzuwarten."

„Und trafen,“ fiel Aurelie lächelnd ein, „gerade die falsche, hier unsere Wittwe. Sah ich Ihnen nicht würdevoll genug für eine Braut aus?“

„Würde für eine Königin,“ erwiderte galant der Freiherr, „aber, schöne Aurelie, nicht jenen rührenden und gerührten Zug im Antlitz der Braut, den unsichtbaren Myrthenzweig über den Augen bemerkte ich an Ihnen, der jedem vorübergehenden Mann sagt: ich liebe, existire also für Dich nicht mehr, und jeder unvermählten Frau: ich habe gefunden, was Du suchst, bin also glücklicher, als Du.“

Aurelie schwieg und schien in ein tieferes Nachdenken zu verfallen, als die scherzend hingeworfenen Worte des Freiherrn rechtfertigten. Der Letztere fuhr sogleich fort, ein neues lustiges Begegniß, das ihn im Badeorte empfangen hatte, der Gesellschaft zu erzählen. „Wie ich hier durch die Allee fuhr,“ sagte er, „und meiner Gewohnheit nach Musterung unter den Häusern oder auch Töchtern des Landes ringsum hielt, flog aus einem derselben — leider habe ich nicht mit Gewißheit ausmachen können, aus welchem? — ein niedliches Sträußchen heraus, und mir gerade auf den Schooß.“

Eine allgemeine Verlegenheit hatte die Erzählung des Freiherrn aufgenommen. Viktor schlug die Augen nieder, Julie erröthete, Aurelie wurde bleich. Die Letzte saßte sich zuerst wieder. „Zeigen Sie uns doch den Strauß!“ sagte sie zu dem Freiherrn. Er saßte in die Brusttasche und zog ein sorgsam verwahrtes Sträußchen heraus.

Aurelie nahm es ihm mit überraschender Hefigkeit aus der Hand, riß die papierene Hülle herunter und reichte es ihrem Verlobten. „Sie sehen,“ sprach sie dazu, „daß mir das Schicksal Gelegenheit giebt, meine Unbesonnenheit wieder gut zu machen. Ich gebe Ihnen die bedeutungslosen Blätter zurück, die für Sie so bedeutungsvoll scheinen. Werden Sie nun Ihre Rechte für befriedigt halten und das Wegwerfen meines Geschenkes und meiner Person entschuldigen?“

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie geendet hatte. Der Freiherr sah betroffen Einen nach dem Anderen an und wartete, bis ihm Jemand den gewünschten Aufschluß über die seltsame Scene geben würde, die so eben vor seinen Augen gespielt worden war. Aber Viktor schien den rechten Ton nicht finden zu können, und Julie glaubte vielleicht unberufen nicht reden zu dürfen. Endlich gewann Aurelie selbst es über sich, dem verwunderten Freiherrn die kleine Begebenheit mitzutheilen. Aufmerksam hörte er zu und drückte Aureliens Hand mit Wärme. „Armes Kind!“ sagte er zu ihr, und die Heiterkeit seiner Züge wich einer sanften, innigen Bewegung. „Sie haben um die Blätter, die mir einen fröhlichen Augenblick machten, eine schwere Stunde gehabt.“

Viktor hielt den Strauß noch immer in den Händen. In Gedanken hatte er den Faden, der die Blumen zusammenhielt, aufgelöst, und die Reiser fielen zerstreut auf den Boden. Juliens Töchterlein, die im Zimmer spielte, suchte sie mit Kindes-Emsigkeit auf und brachte sie der Mutter. „Ein Gottesurtheil!“ rief Viktor bei diesen

Worten mit einer ihm sonst fremden Heftigkeit aus. „Ja, liebe Schwester, behalten Sie diese unheilsvollen Blätter. In Ihrer Hand wird ihr böser Zauber verloren gehen.“

Befremdet sah Aurelie ihren Verlobten und die hochaufglühende Schwester an; in ihrem Auge blitzte es wie ein aufklärender Funke seltsam empor. Mit raschen Schritten ging sie einige Male durch das Zimmer und hierauf, als sei nichts vorgefallen, wußte sie bald den störenden Eindruck der letzten Scene zu vertreiben. Erst spät schieden die Männer, und nur daran, daß Aurelie ihm den gewohnten Kuß zur guten Nacht nicht geboten hatte, glaubte Viktor ein Zeichen ihres noch andauernden Verdrußes zu entdecken.

In den Tagen, welche auf Theophilus' Ankunft folgten, schien der Herbst alles vom Sommer Versäumte nachholen zu wollen, so daß bei den Kurgästen die Lust zu Ausflügen und Partien auf's Neue erwachte. Auch die beiden Schwestern sammt ihren Begleitern nahmen häufig an größeren Streifzügen in die Umgegend Theil; noch mehr aber liebte es dieses Vier-Kleeblatt, für sich und nach eigenem Gefallen die schönsten Punkte der Umgebung aufzusuchen, und ohne von dem Lärmen größerer Gesellschaft behelligt zu sein, ganze Tage im Freien zuzubringen.

Bei diesem ungebundenen Zusammensein konnte es nicht fehlen, daß das gute Vernehmen unter dem Brautpaare binnen Kurzem wenigstens äußerlich wieder hergestellt war. Nur Eines gab allerlei zu bedenken: daß nämlich Beide, je näher der Zeitpunkt ihrer ehelichen Verbindung heranrückte, ihre Naturen gewissermaßen ausgetauscht hatten. Aurelie ward oft in einem nachdenklichen Sinnen betroffen, welches Niemand früher an ihr wahrgenommen hatte, während Viktor, angeblich aus Freude, seinem Ziele so nahe zu sein, in laute Ausbrüche eines Humors verfiel, der schlecht zu seinem Gesicht paßte. Sein Stiefvater war vielleicht der Einzige, der ihn durchschaute, weil er von seiner ersten Einführung in den Familien-Kreis an ein wachsameres Auge auf ihn und auf Aurelien hatte. Sein scharfer Blick zeigte ihm, daß hier nicht alles so stände, wie es stehen mußte, und er nahm sich ernstlich vor, der Sache mit Behutsamkeit und Schonung auf den Grund zu kommen, und wenn im Binden kein Heil sei, selbst das Aeußerste, das Böse, nicht unversucht zu lassen, um das Glück zweier ihm so werthen Personen nicht vor seinen eigenen Augen scheitern zu sehen. Er war viel um Aurelien beschäftigt, weil er bei ihr zunächst den Aufschluß zu jenen ihn bedrängenden Rätsheln zu finden hoffte. Bald aber war es nicht bloß dieser Zweck, der ihn an des Sohnes Braut fesselte, sondern das Wohlgefallen, welches er allmählich an dem Mädchen fand. Besser wie Viktor wußte er der Gräfin geselliges Talent zu würdigen und auch zu beschäftigen, da er mit seiner aufgeweckten und lebenslustigen Laune demselben weiter entgegen kam als jener. Bei einer unbefangenen und

schärfer Prüfung befremdete es ihn sogar, wie Viktor Aurelien hatte lieben und sein Loos mit dem ihrigen unauflöslich binden können, weil er der Uebereinstimmungen wenig, der Gegensätze viele zwischen Beiden wahrnahm. Er meinte hier wiederum auf einen Beleg zu dem alten Satze gestoßen zu sein, daß die Liebe gerade die Extreme am kräftigsten zusammenzöge; denn, sagte er in sich selbst, wenn sie Gleichartige verbinden könnte, würde sie nicht Aurelien, sondern Julien, die blonde, sanfte Wittwe, mit meinem ihr in manchen Stücken so nahe stehenden Herrn Sohne vereinigt haben. Je mehr er über die innere Stellung der drei Menschen zu einander nachdachte und je länger sie im täglichen Zusammenleben ihre Neigungen und ihre Charaktere vor ihm entfalteten, desto wünschenswerther, wenn auch zunächst unmöglich, erschien ihm hier ein Austausch der beiden Frauen für seinen Freund, dessen Liebe für Aurelien er nach einzelnen Kennzeichen in Zweifel zu ziehen anfang. Ihn bekümmerte seines Stiefsohnes Zukunft, noch tiefer aber Aureliens, weil jener mit seiner duldsamen und weichmüthigen Fügsamkeit sich leicht in jedes Verhältniß finden mochte, während seine Braut, dereinst seine Gattin, lebhaft und reizbar, wie sie war, in einem beständigen Kampfe gegen das Unabänderliche sich endlich aufreiben mußte. Alle Besorgnisse, alle Ahnungen und Wünsche der Art wußte Theophilus unter einer scheinbar leichten und gleichmäßigen Heiterkeit zu verdecken, wodurch er den kleinen Zirkel seiner Nächsten freundlich beseelte und jedem einzelnen Theile desselben die schmerzlich vermißte Unbefangenheit wiedergab. Selbst Julie ließ sich durch diese

täglichen Zerstreungen zu einem freieren Entfalten ihrer Persönlichkeit hinreißen; der schwarze Wittwen-Anzug machte nach und nach helleren Farben Platz, und in ihren Augen blickte jetzt in guten Stunden ein anmuthiges und vielverheißendes Feuer auf, zumal wenn Viktor im Gespräche um sie beschäftigt war, oder, wie er gern that, sein Spiel mit ihrem Töchterchen trieb.

So geschah es, daß eines Morgens, da die Sonne wiederum recht warm und lockend von einem tiefblauen Himmel herableuchtete, die Gesellschaft nach der einige Stunden entfernten Gernsbacher Mühle aufbrach, wohin die Gäste des reizenden Weges halber öftere Wallfahrten, gewöhnlich auf kleinen Pferden oder nach Kurart zu Esel, unternahmen. Der Weg zog sich anfangs leise aufsteigend, hernach in jähen und engen Felsgängen zu einer waldigen Höhe hinauf, von wo man einen freundlichen Blick in den Schwarzwald genoß, und senkte sich auf der anderen Seite in den Grund hinab, in dessen Mitte, umstarrt von Klippen und dicht am Rande eines mächtig fluthenden Bergwassers, die Mühle lag.

Der Weg verengte sich bald, so daß die Gesellschaft nicht nebeneinander reiten konnte. Viktor, der ungewöhnlich heiter war, hatte Juliens Tochter vor sich auf dem Schooße, und bemühte sich, an der Seite seiner Braut zu bleiben, während der Freiherr mit Julien hinterdrein kam. Allein sein Thier schien es anders beschlossen zu haben; es drängte mit Gewalt an den Esel der Wittwe zurück, wie denn die Rosinanten der Bäder immer ihre besondern Sympathien für oder wider einander zu hegen und auch zu äußern pflegen. Aurelie hatte seinen ver-

geblichen Anstrengungen eine Zeit lang lachend zugehört; endlich, da der Esel förmlich stillstand, um auf den nachfolgenden zu warten, und sich so eng an dessen Seite drückte, daß Julie von dem ihrigen beinahe herunter gefallen wäre, rief sie Viktor lächelnd zu, er möge doch nicht gegen ein Gefühl streiten, dessen warmen Vertheidiger er noch neulich gemacht hätte. „Sie sehen,“ sagte sie, indem sie ihrem Esel einen Schlag mit der Reitgerte gab und voransprengte, „wie Alles auf mich einstürmt, um mir den versagten Glauben an die dunkle Macht der Wahlverwandtschaften aufzuzwingen. Unsere Esel werden sogar zu Proselytenmachern. Widerstehe da, wer kann! Folgen Sie dem Berufe Ihres Bileam, schützen Sie mein Schwesterchen und überlassen Sie mich dem einsamen Gange meines Andalusiers!“

Sie wandte sich um, warf einen Fuß zurück und trieb, so rasch es gehen wollte, vorwärts. Julie und Viktor folgten, treu nebeneinander, und der Freiherr Theophilus machte den Beschluß der Cavalcade.

Als Letztere oben angekommen waren, fanden sie Aurelien, die sie am Ende gänzlich aus den Augen verloren hatten, schon im Grase liegen, den Zaum ihres tief verschlaufenden Esels um den Arm geschlungen und von dem angestregten Ritte behaglich rastend. Theophilus machte ihr Vorwürfe, daß sie auf dem mühsamen viel verschlungenen und steilen Pfade so schnell geritten sei, worauf Aurelie sich mit der Versicherung entschuldigte, sie könne weder langsam reiten, noch langsam fahren. „Gehen, so behutsam und so gemächlich Sie immerhin wollen; aber soll's einmal geritten oder gefahren sein, so

müssen Staub und Funken fliegen! Uebrigens," setzte sie hinzu, „dafür, daß ich Ihnen nicht durchging, bürgte Ihnen der da.“ Sie zeigte auf ihren Esel, der die Ohren kläglich hängen ließ und den schnellen Ritt bergan noch immer nicht vertwinden konnte.

Nach kurzer Ruhe auf der Höhe rüstete man sich, hinunterzusteigen in das zu Füßen liegende, von Sonnenschein und herbstlichem Frühnebel blühende Thal. Ein malerischer Pfad. In den Gebüsch und auf dem salben Grase funkelte noch der Thau des Morgens, und weiße, hin- und herschwankende Gewebe des Herbstes schlangen sich um die Bäume und über den Weg. Viktor und Julie ritten voraus, Aurelie, welche der Freiherr dieses Mal sich nicht selbst überlassen wollte, folgte nach, von seinem Arm an den gefährlicheren Stellen des Weges gehalten. Der Sand und die kleinen Kiesel, welche die Hufe ihrer Thiere aufwühlten, polterten durch das weiche Laub in die Tiefe hinab, so daß Aurelie, so rasch und so kühn sie auch heraufgeritten war, doch in einzelnen Augenblicken von einem Schwindel ergriffen ward und aufschreiend anhielt, um sich von Theophilus' Hand helfen und leiten zu lassen. Die kühne Reiterin bei Fuchsheken und Wettrennen konnte sich weder in ihr Thier, noch in den untwegsamem Bergpfad finden. Viel beherzter zeigte sich auf diesem Ritte ihre Schwester. Sie wandte sich von Zeit zu Zeit um, ob schon Aurelie bei der jähen Senkung des Berges nichts von ihr gewahren konnte, als ihren grünen, lustig im Morgentwinde flatternden Schleier, und ihr Kind, welches jubelnd über dies neue Bergnügen

in den Armen Viktors hing, rief der furchtsamen Tante ein über das andere Mal Muth zu.

Die Sonne schien senkrecht in die Bergschlucht hinein, als man im Grunde angekommen war und nun auf ebeneren Wegen auf die Mühle zuritt, deren Räder schon von Weitem die Nahenden begrüßten. Gegen Mittag kam man an. Die Hitze war drückend geworden, so daß es die Damen wagen konnten, die schwere Schleppe der Reitkleider abzulegen. Theophilus sagte ein Gewitter für den Nachmittag voraus. Bei dem Mahl im Grünen aber und den lustigen Wanderungen um die Mühle herum hatte man seiner Warnung wenig Acht und beschloß, bis zum Abend zu bleiben und dann auf einem weiteren, bequemeren Wege, sei es auch im Mondenschein, heimzukehren.

Julie und Viktor hatten ihrer Lust im Freien kein Ende; sie jagten sich mit dem Kinde um die duftenden Grummethausen auf des Müllers Wiesen umher, Julie zupfte Blumen-Orakel, Viktor band Gras in ihren Händen und lehrte ihre Tochter Pfeifen aus Weidenästen schnitzen. Endlich fiel es ihnen ein, da es noch so früh am Tage sei, auch den Wasserfall, der eine kleine Stunde von der Mühle entfernt ist, zu besuchen. Der Freiherr redete ab und zeigte auf einzelne, von Süd und von West heranziehende Wolken; Aurelie billigte ihr Vorhaben und trieb sie, es auszuführen. „Sie sollen auch mitgehen, Theophilus,“ sagte sie zu diesem; „ich ruhe dertweile hier ein wenig in unserer lebendigen Idylle aus und beschicke Abends, wie einer Martha ziemt, unser Mahl, mit dem ich Euch als eine angehende Hausfrau erwarte.“

Trotz aller Widerrede gegen ihre Anordnungen geschah, was Aurelie gewollt hatte. Viktor nahm das Kind auf den Arm, damit es nicht vor der Zeit müde werde, der Freiherr gab Julien den seinigen, und so brachen sie auf, von Aurelien, welche schon die weiße Küchenschürze umgethan hatte, bis an die Gartenpforte geleitet. Dort schieden sie auf kurze Zeit, jene hinaus, den Bach entlang wandelnd, Aurelie zurückkehrend. Sie streckte sich ermüdet auf das Heu aus und an den Stamm eines volltragenden Apfelbaums gelehnt, fiel sie bald, von dem Duft seiner Früchte und dem frischen Athem des Herbsttages umhaucht, in Schlaf.

Die Lustwandelnden hatten kaum den Wasserfall erreicht, als sich des Freiherrn Besorgnisse bestätigten. Ein Gewitter schoß mit der in Bergkesseln gewohnten Heftigkeit und Eile zusammen. Julie war um ihren Rückzug besorgt, ihr Kind fing an zu weinen vor Angst und Ermüdung, Viktor wußte auch keinen Rath, und man mußte nothgedrungen in einem kleinen Bretter-Häuschen am Wasserfall Schutz suchen vor der nächsten Gefahr. Noch war der drohende Regen nicht ausgebrochen, die Wolken zogen nur immer dichter und geballter zusammen, und fern grollte der erwachende Donner durch die Schluchten des Thales. Viktor wollte, als er mit Julien und dem Freiherrn die Hütte erreicht hatte, zurückbleiben, um Aurelien aufzusuchen und zu beruhigen. Der Freiherr

stellte ihm aber vor, daß es vielleicht passender sein dürfte, wenn er statt seiner ginge und Viktor bei der Wittve und ihrem sich ängstlich an ihn schmiegenden Kinde einstweilen zurückbleibe. Dieser Vorschlag ward noch unterstützt, als eine andere Gesellschaft, ebenfalls von einem Ausfluge in die Nähe zurückkehrend, in derselben Hütte eine Zuflucht suchte, welche die erstere aufgenommen hatte. Julie fand bekannte Kurgäste unter ihnen und konnte sich nun um so eher entschließen, unter Viktors Schutze zurückzubleiben, um die ersten Schauer abzuwarten. Die Fremden hatten ihre Wagen in der Nähe und sicherten der Wittve und ihrem Kinde einen Platz, wenn sich keine Gelegenheit fände, mit den Ihrigen zurückzukehren.

Der Freiherr machte sich hastig auf den Rückweg und traf wieder in der Mühle ein, als eben das Gewitter im Ausbruch war und aus dem fahlen Gewölk schon einzelne schwere Tropfen niederfielen. Er trat in den Garten, und sein erster Blick fand Aurelien, die noch immer schlafend dalag, ohne von dem Gewitter aufgestört worden zu sein, vor dem Regen durch den Baum geschützt, worunter sie sich gebettet hatte. Ueberrascht hielt der Freiherr seine Schritte an und stand einen Augenblick vor dem lieblichen Bilde still. Aurelie hatte sich hochrothe Wangen geschlafen, ihr Haar war halb aufgelöst, alle Glieder überhauchte der Schmelz einer tiefen Ermatung. Noch verschlang Theophilus den reizenden Anblick mit einem mühsam bewältigten Entzücken, als er gewahrte, wie die Schlafende unruhig den Kopf wandte. Er trat behende zurück, weil er glaubte, sie würde erwachen. Bald überzeugte er sich aber eines Anderen, in-

dem Aurelie, noch immer in tiefem Schlafe, die Hand wie zur Abwehr ausstreckte und seinen Namen flüsterte. Den Laufschenden durchrieselte es heiß und kalt, mit Herzklopfen beugte er sich näher über die unruhige Träumerin und sah ihr in das blühende Gesicht. Ihre Züge waren ängstlich bewegt; „Theophilus!“ sprach sie noch einmal mit dem Tone der Bitte aus und wand sich, als wollte sie Jemandem entgehen; dann aber, tief aufseufzend, drückte sie die Arme fest an ihr Herz, wie wenn sie Jemanden umfassen wollte, und ein seliges Lächeln flog über ihre halbgeöffneten Lippen.

Der Freiherr hatte genug gehört; auf den Zehen kehrte er um, ging in die Mühle und fragte dort, als habe er sie nicht gefunden, nach der jungen Gräfin. Die Leute hatten sie nicht bemerkt, weil man sie mit den Uebrigen am Wasserfall glaubte, und mit ihnen suchte nun Theophilus die Schlafende auf, sie geflissentlich durch lautes Rufen vorher erweckend. Aurelie fuhr erschrocken empor, als sie den Freiherrn und fremde Menschen um sich stehen sah; sie erhob sich, schüttelte den unruhigen Schlaf von ihren Gliedern und fragte den Freiherrn, wie lange sie geschlafen, wo die Uebrigen seien? Lächelnd wies Theophilus gen Himmel; das Gewitter entlud sich in vollster Heftigkeit, und Regenströme gossen auf die in die Mühle Flüchtenden herunter.

Aurelie verfiel in Verlegenheit und Angst, als sie von Theophilus erfuhr, wie tief und wie lange sie geschlafen. „Hier ist nun nichts mehr zu thun,“ rief dieser, „als die erste Heftigkeit des Gewitters im Trockenen abzuwarten. An unsere Freunde am Wasserfall werde ich

einen Boten abfertigen, der sie über uns beruhigt; sie mögen mit den Fremden baldmöglichst heimkehren und uns von da den Wagen entgegenschießen, da eine andere Rückkehr unmöglich sein dürfte.“

Seufzend fügte sich Aurelie in das Nothwendige. „Wenn wenigstens Viktor bei uns wäre!“ sagte sie und blickte den Freiherrn durch halbe Thränen an. Theophilus ergriff tiefbewegt ihre Hand. „Vertrauen Sie mir,“ bat er, „wie ihm; dem Vater, wie dem Verlobten.“

Die beiden Verschlagenen richteten sich nun so gut wie möglich in dem Fremdenstübchen, das ihnen der Müller aufgeschlossen hatte, ein. Aurelie holte sich die Kinder zur Gesellschaft herauf und ging, während der Baron den Boten unterrichtete, um das verheißene Abendmahl in aller Eile zuzubereiten. Man hatte sich an dem Fenster niedergelassen, welches einen Blick in die enge Thalschlucht der Mühle gewährte. An den Stirnen der nahe gegenüberstehenden Felsen legten die Wetter und die Schatten des hereinschneidenden Abends hin; unten im Grunde lagerte schon tiefes Dunkel, während die Tannen in der Höhe noch von einem gelben, grellen Lichte bestreut waren. Der Gewitter-Regen stürzte mit unerhöplicher Fülle in den angeschwollenen Bergstrom; seine Wellen und der fern verhallende Donner brausten mit den Rädern der Mühle um die Wette.

Aurelie blickte mit angstvoll gefalteten Händen in den Aufruhr der Elemente hinaus. Vergebens hatte es Theophilus versucht, ihre Lebensgeister auf eine heitere und zerstreute Weise anzuregen; sie blieb tief sinnend und gedankenvoll, seinen Worten und dem Geplauder der

schnell vertraulich gewordenen Kinder nur mit halbem Ohre zuhörend. Endlich trat der Freiherr nach einer langen Pause wie mit einem festen Entschlusse auf sie zu und sprach: „Der Sturm da draußen könnte meine Freundin unmöglich so bang und so bewegt machen, wenn nicht ein innerer ihm entspräche. Aurelie, möchten Sie in einem Augenblicke, der uns gleichsam auf einem wüsten Eiland von aller Gesellschaft ausschließt, Vertrauen, volles Vertrauen zu mir fassen! Sehen Sie, die Wolken am Himmel zertheilen sich, wenn dieser sich ausschüttet; thun Sie, wie er!“

Erstütert blickte ihn Aurelie an. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie, „was sie vermuthen.“

„Ich vermuthe nichts, Aurelie,“ fiel Theophilus ein, „ich weiß. Soll ich Ihnen das eigene Innere klar machen, wie jener Blick die dunklen Tiefen des nächtlichen Himmels? Sie sind Braut, Aurelie, und Sie lieben nicht; Sie haben meinen Sohn wohl niemals geliebt!“

Entsetzt fuhr sie empor und bedeckte mit beiden Händen die Augen, als blende sie eine unwillkommene Klarheit.

Jener fuhr fort: „Ein bedenkliches Spiel oder einen gefährlichen Kampf haben Sie mit Ihrem eigenen Herzen unternommen. Sie glaubten an dem Bewußtsein Ihrer Pflicht und an einem gethanen Gelübde eine Flamme wieder entzünden zu können, die Sie vielleicht im Innersten schon lange schmerzlich vermißt haben. Liebste, täuschen Sie sich nicht, wenn es Ihnen selbst gelingen sollte, Andere zu täuschen!“

Er faßte Aureliens Hand und drückte sie sanft an

sein Herz. Sie lehnte, ihrer Sinne kaum mächtig, an seiner Schulter und hörte ihn an, dessen Worte ihr eben so dumpf und so bedeutungsschwer durch die Seele zitterten, wie die Stimme des verhallenden Donners durch die erschütterten Berge.

„Aurelie,“ sagte Theophilus weiter, „ich weiß, was es einem Weibe kosten muß, einen Schritt zurück zu thun, den sie nur nach langem Bedenken und nach schwerer Wahl vorwärts gethan hat. Ich fühle, wie tief ein Wort, ein solches, mit allen Fäden ihres Wesens verwachsen ist, und wie schmerzlich der Riß durch jenes Wort ihrem ganzen Leben sich mittheilt. Allein wollen Sie“ —

Hastig unterbrach ihn die Geängstigte: „Ich will nichts, Theophilus. Kann ich denn wollen? Ich muß!“

„Und wenn ich Ihnen nun zeige,“ hub jener wiederum an, „daß Sie durch Ihren Willen einem anderen, ebenso entschiedenen, nur noch minder thatkräftigen entgegenkommen, wenn ich Ihnen zeige, daß Viktor liebt, aber Sie nicht liebt, sondern eine andere?“

„Ich errathe, was Sie sagen wollen. Auch mir schien es eine kurze Zeit so, aber nur eine kurze. Kann Viktor mit seinem weichen, gleichmüthigen Temperamente eine Trennung von mir überdauern, kann er sie nur als möglich denken, selbst wenn er sie wünschen sollte?“

Theophilus verstummte und dachte nach. Endlich sprach er: „Wenn ich Ihnen einen Bürgen für diesen Willen Ihres Verlobten stelle, wenn Sie selbst eingestehen müssen, von seiner überwiegenden Neigung für Julien überzeugt zu sein, wie mir Ihr Stillschweigen im letzten

Augenblicke zugegeben hat, daß Sie Ihrer innersten Wahl nach ihm nicht mehr angehören können, werden Sie alsdann noch auf der Vollziehung eines Bündnisses bestehen, die Sie selbst seit Jahren schon weiter hinausgeschoben haben, ohne doch von ihr gänzlich abkommen zu können oder zu wollen?"

„Ich kann hier nichts versprechen,“ war Aureliens Antwort; „weiß ich doch, wie schwer ein Versprechen bindet! Begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen überwunden eingestehen muß, wie klar Sie mein Innerstes durchschaut haben. Ich habe gethan, was ich konnte, meines Kampfes sind Sie selbst Zeuge gewesen.“

Beide schwiegen wieder eine lange Weile, bis Theophilus auf's Neue begann. „Wenn ich bedenke,“ sagte er, „auf welcher gefährlichen Spitze die Beziehungen dreier mir so theuren Personen standen, als ich unter sie trat, so muß ich es für ein Glück halten, zur rechten Zeit gekommen zu sein, um wenigstens eine eingestandene Klarheit in jene Wirren zu bringen. Jener Strauß, den Sie mir am Tage meiner Ankunft zuwarfen, ist mein Ariadne-Faden gewesen, aus einem Labyrinth, worin wir zuletzt uns alle verloren hätten.“

Aurelie bat ihn, sie nicht an die unglückliche Stunde zu erinnern. „Viktor hatte Recht; es war ein unbegreiflicher Leichtfinn, einem Vorüberfahrenden, einem gänzlich Fremden auf diese Art entgegenzukommen.“

„Wenn es aber,“ entgegnete der Freiherr lächelnd, „kein Vorüberfahrender und kein Fremder war, sondern ein Weilender und ein Freund, wollen Sie dann allen frommen Glauben so gänzlich verleugnen, um nicht

einen Fingerzeig des Himmels in diesem Wurf anzu-erkennen?"

Das Rollen eines Wagens unterbrach die Unterhaltung zu sehr gelegener Zeit für Aurelien, die bei den letzten Worten des Freiherrn hoch aufglühte und vergeblich nach einer Antwort suchte. „Gott sei Dank, da ist Viktor!“ rief sie aus, als der Wagen unten hielt, und ein eiliger Fußtritt die Stiege heraufstörte. Jedoch statt ihm entgegenzueilen, als er die Thüre geöffnet, faßte sie Theophilus freudejauchzend unter den Arm und führte ihn auf den Eintretenden zu.

Viktor selbst war sonderbar aufgereggt. Er erzählte, wie er mit Julien einen Platz im Wagen gefunden habe, heimgefahren und dort schleunigst umgekehrt sei, um die Ausgesetzten abzuholen. „Wird mir meine Aurelie verzeihen,“ sagte er, ihr verlegen und doch zärtlich die Hand küßend, „daß ich, um die Schwester nicht allein zu lassen, die Braut dem Vater überantwortete?“ Aurelie lächelte bewegt in sich hinein und drückte ihm zur Antwort die Hand.

Der Wagen wartete und man stieg ein, um so schnell als möglich nach Hause zu gelangen. Unterwegs wurden nur wenige und bedeutungslose Worte gewechselt, weil Jedes mit sich selbst und mit seinen Gedanken genug zu thun hatte. Es war schon spät, als man in der Allee bei Aureliens Wohnung sich gute Nacht sagte, und alle drei mochten fühlen, wie nöthig eine solche ihnen nach diesem Tage sei.

Lange nachdem der Kammerdiener in des Freiherrn Schlafgemach die Kerzen ausgelöscht hatte, umleuchtete diesen noch die Klarheit eines holden, zwischen Traum und Wachen seinem Blicke vorüberfließenden Bildnisses. Er dachte an die schöne Schläferin im Grünen, welche unwillkürlich zur Verrätherin ihres süßesten Geheimnisses an ihn geworden war. Sie liebt dich, sagte er sich in stillem Sinnen, und durch seine Seele zitterten die Regungen eines tiefen Selbstgefühls und der freudigsten Hoffnung bei diesem Bewußtsein. Er spann an dem einen Gedanken seine Zukunfts-Träume weiter. Wenn Aurelie von dem Baron sich friedlich getrennt und ihn der geliebten Schwester zugeführt hatte, so stand seiner Verbindung mit ihr kein wesentliches Hinderniß entgegen. Freilich zählte er über zwei Jahrzehende mehr als sie; aber hatte Aurelie nicht selbst einmal einen solchen bloß äußeren und zufälligen Unterschied als nichtsbedeutend erklärt, wenn ihn eine innere Seelen-Harmonie ausglich? Bestand unter seinem Stiefsohne und Julien, die wenigstens fünf Jahre älter sein mußte, als Viktor, nicht dasselbe hier noch störendere Mißverhältniß, da die Frau die ältere war? Was dem Baron abging, um Aurelie allseitig zu beglücken, glaubte der Freiherr ihr zuzubringen: einen regsamen, dem Glanz und dem Geräusch der Gesellschaft nicht abholden Geist, der den ihrigen, wenn nicht zu beherrschen, doch zu beschäftigen verhiess, und ein Herz, das in rascheren Pulsen klopfte, als das seines Sohnes. Aurelie bedurfte, wenn sie lieben und gefesselt lieben sollte, eines anerkannten Uebergewichts sich gegenüber; zugleich verlangte sie aber eine geistige Beweglichkeit und ein An-

schmiegen an ihr Temperament, wie es dem Baron Viktor nicht gegeben war. Zulezt kam hinzu, daß sie den Freiherrn Theophilus aus unbeschränkter Wahl liebte, daß sie ihm, schweigend und unwillkürlich freilich, aber desto entschiedener, durch den Drang ihres Herzens zugeführt war. Und wenn Theophilus selbst diese Neigung auch nicht mit Leidenschaftlichkeit erwiderte, so konnte doch seine aufrichtige Schätzung und sein nach und nach aufgeblühtes Wohlgefallen leicht zu eigentlicher Liebe gesteigert werden.

Getrieget von rosigem Träumen, fiel Theophilus nach langem Halbwachen endlich in einen tiefen Schlaf. Zu unwillkommener Stunde schreckte ihn ein furchtbares Geprassel über seinem Haupte und verworrenes Getöse ringsumher empor. Er fuhr auf. Sein Zimmer schien in Flammen zu stehen. Bestürzt rieb er sich die Augen und taumelte auf, als ein wiederholter Donner und weithinflammende Blickstrahlen ihn völlig ermunterten. Zu gleicher Zeit eilte sein Kammerdiener mit Licht herbei und rief ihm zu: „Drüben im Hôtel hat's eingeschlagen; das Dach steht schon in lichterlohen Flammen!“

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Theophilus in seine Kleider. Im Logirhause wohnten die Gräfinnen. „Bleibe Du zu Hause und hüte mein Eigenthum,“ rief er seinem Diener zu, „ich eile hinüber!“

In wenig Sprüngen hatte Theophilus die Allee zurückgelegt. Draußen war schon Alles lebendig geworden. An den Fenstern erschienen Lichter und schlaftrunkene Gesichter voll Furcht und Erstaunen; durch die Straßen heulten die Feuerhörner der Wächter und das verworrene

Geschrei der zur Rettung Herbeistürzenden. Die Treppe des Hôtels war schon von Fremden erfüllt, alle Thore weit aufgerissen, und herein, heraus stüthete ein dunkler Menschenstrom. Mit Mühe arbeitete sich der Freiherr durch und versuchte über die Hausflur auf die erste Stiege zu gelangen, wo Aurelie wohnte. Allein das Gedränge war hier schon so dicht geworden, daß er trotz seinen verzweifelten Anstrengungen nicht vorrücken konnte und von seiner Umgebung mehr fortgetragen, als gehoben wurde.

„Der dritte Stock brennt schon!“ rief es von droben herab; „Hilfe!“ — „Wasser!“ — „Die Leitern her!“ klang es dazwischen. Die Bewohner des weitläufigen Gebäudes schriean entsetzt aus allen Fenstern hinunter und welchen es gelang, sich durchzuarbeiten, die suchten das Freie. Ohne alle Rücksicht auf die Umstehenden hatte endlich der Freiherr die Treppe gewonnen, und mehr an dem Geländer hinaufklimmend, als auf den Stufen, erreichte er den ersten Gang. Da stand Alles voll geretteter Habseligkeiten und rettender Menschen; wirre Lichter führen hin und her, und von oben wälzte sich ein dunkler, Alles verhüllender Rauch herunter. Unmöglich war es hier, eine Einzelne aus dem Anäuel herauszufinden, oder auch nur durch Worte und Rufen sich verständlich zu machen. Der Zufall allein konnte helfen. Von ihm geleitet, entdeckte Theophilus nach einigen qualvollen Minuten, was er suchte. In der Thüre ihres Zimmers saßen Aurelie und Julie, einander fest umschlingend, um von dem Gräuel ihrer Umgebungen nichts zu gewahren. Ihre Dienerschaft trug aus dem Innern der Zimmer

herbei, was der Augenblick in die Hände gab; Anderes ward auf den Gang, Anderes aus den Fenstern geschleudert. Auf einmal sah Theophilus, wie Julie aus der Schwester Armen sich losriß und mit dem Schrei des herzersehneidendsten Jammers nach ihrem Kinde rief. Vergebens versuchte sie, die Reihen der Nächstehenden zu durchbrechen, um an die Treppe zu gelangen. „Laßt mich hinauf,“ schrie sie, „laßt mich zu meinem Kinde!“

In demselben Augenblicke hatte auch der Freiherr den Knäuel durchschritten und wollte eben die Verzweifelnde in seinen Armen auffangen, als von der entgegengesetzten Seite Viktor herbeistürzte, Juliens Kind in den Armen. Ein blitzschneller Moment vereinigte die Getrennten. Aurelie, als sie der beiden Männer Stimme vernahm, fuhr empor; „Viktor!“ rief sie aus und fiel in Theophilus' Arme, ihres Irrthums nicht inne werdend, während ihr Verlobter mit dem geretteten Kinde auf Julien zueilte. „Julie!“ stammelte er, seiner Kraft nicht mehr mächtig, „unser Kind!“ Er konnte es kaum der Mutter in die Arme legen, bevor er besinnungslos zu ihren Füßen niedersank, ihre Kniee mit einer letzten Anstrengung fest umfassend.

Der Freiherr war der Erste, der aus dem Taumel der Minute wieder zu sich selbst kam. Sanft entwand er sich den Armen Aureliens und führte sie in das Zimmer zurück, um nach Viktor zu sehen. Dieser lag in tiefer Ohnmacht noch immer zu der Wittwe Füßen, und Julie theilte ihre Liebkosungen zwischen dem geretteten, an der Mutter Brust sich anschmiegenden Kinde, und dessen Retter, dem sie die zärtlichsten Namen gab. Theophilus half ihr

zunächst den Besinnungslosen in Aureliens Zimmer schaffen; dort überließ er ihn der Sorge der Frauen und eilte in das Getümmel zurück, um sich über den Stand des Feuers und der Gefahr zu unterrichten.

Man sagte ihm, daß die Wuth des Elementes durch ein anderes bewältigt sei; der in Strömen herabgießende Gewitter-Regen hatte mehr gethan, als Spritzen und Eimer, das Dach war niedergerissen und im dritten Stock glimmten nur noch einige Balken, mit deren Löschung man beschäftigt war. Weiter um sich greifen konnte die Brunst nicht mehr; die meisten Fremden zogen sich in die Zimmer des ersten Stockes wieder zurück, und nur der zweite, obgleich vollends unversehrte, ward noch geräumt.

Mit so tröstlichen Nachrichten trat Theophilus in Aureliens Zimmer, wo er Viktor in's Leben zurückgeführt und die Schwestern liebevoll um ihn beschäftigt fand. Er beruhigte sie zunächst über die Gefahr und hieß sie unbesorgt hier bleiben, während er nach einem Arzte für seinen Stieffohn gehen wollte. Viktor verbat sich dies und versicherte, vollkommen hergestellt zu sein; Aurelie bereitete schnell Thee, und bald hatten sich die Getrösteten in dem eiligst wieder eingerichteten Gemache niedergelassen, um einander die Schrecknisse dieser Nacht mitzutheilen.

Julie schlief mit ihrer Tochter im zweiten Stocke, weil bei ihrer späteren Ankunft kein Raum des ersten mehr zu vergeben stand. Geweckt von dem furchtbaren Schläge fährt sie auf, wähnt ihr Zimmer in hellen Flammen stehend zu sehen und eilt mit einem Angstschrei nach ihrer Kammerfrau, die bei dem Rinde schlief, hin-

unter zu Aurelien. So hatte die Gewohnheit, von ihr, der jüngeren, aber entschlosseneren und kräftigeren Schwester Rath und That in zweifelhaften Fällen zu holen, ihrem Herzen sich eingepägt, daß sie auch in dieser Gefahr zuerst zu Aurelien floh. Alles Folgende war das Werk eines Augenblickes gewesen. Viktor, ob schon entfernter wohnend, als der Freiherr, war doch lange vor ihm im Hôtel gewesen; einer der Ersten, die in dasselbe eindringen, stürzte er an Aureliens Thür vorüber, die zweite Treppe hinauf, nahm dort der geängsteten Kammerfrau das Kind ab, und drängte, als er Julien gerettet wußte, mit ihm zurück, so schnell es das wachsende Getümmel gestattete. Zur selben Minute mit dem Freiherrn kam er bei den Frauen an, und nur die Aufregung und Hast dieser Augenblicke, keine äußere Verletzung hatten ihn in die tiefe Ohnmacht geworfen.

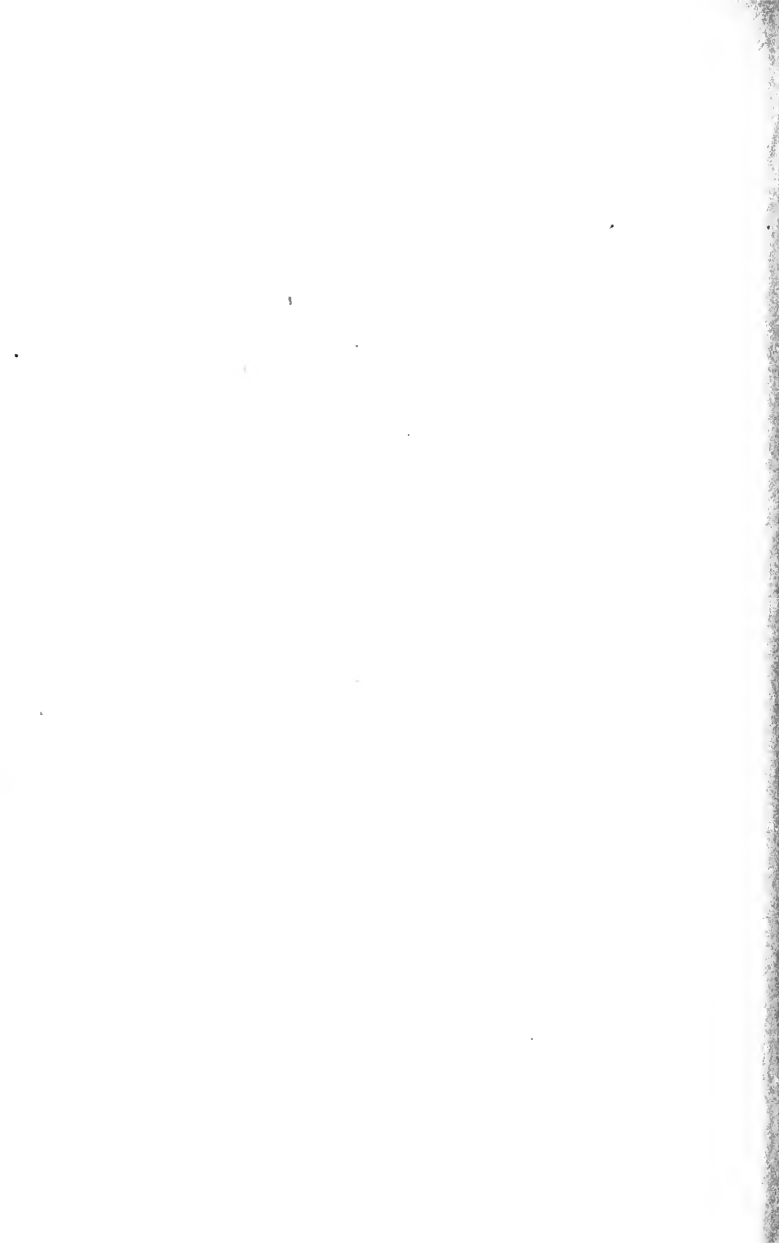
Der Morgen graute, als die vier Vereinten noch immer in Aureliens Zimmer saßen. Das Gewitter, welches, über Nacht zurückgekommen, das ganze Unheil herbeigeführt hatte, verhallte an den Bergwänden, und mit den Nebeln des Herbstes kämpfte die im Osten aufglimmende Sonne. Als ihr erster Strahl in die Fenster Aureliens leuchtete, verwachte und bleiche Gesichter und ein wüstes Chaos dahinter erhellend, erhob sich der Freiherr: „Liebste!“ sagte er, in tiefer Rührung hinausdeutend, wo der himmlische Strahl entbrannt war, „Liebste! Es werde Licht! Licht auch unter uns, wie es in der Nacht da draußen Licht geworden ist! Segnen wir sie, die mit ihren Blicken uns noch zur rechten Zeit dies Licht gegeben hat!“

Zu Aurelien gewendet, fuhr er fort: „Glauben Sie nun, nach dem, was Sie heute selbst gesehen, an unsere Ahnungen von gestern?“ Aurelie verstand ihn. Sie zog ihren Verlobungsring vom Finger, und indem sie ihn Julien an den ihrigen schob, führte sie die Schwankende ihrem Lieben zu und vereinte Beide in einer langen Umarmung, worin Juliens Tochter ihre kindlichen Liebeskosen mischte. Viktor lebte wie im Traume; aber die letzte Nacht hatte ihn theils so mächtig über sich selbst aufgeklärt, theils auch durch ihre Schrecknisse so weit über seine gewöhnliche, bange und zurückgezogene Natur erhoben, daß er mit Feuer zu Aureliens Füßen stürzte und ihr sagte: „Aurelie, Sie sind ein Engel, ein trennender und ein verbindender; mein Engel sind Sie!“

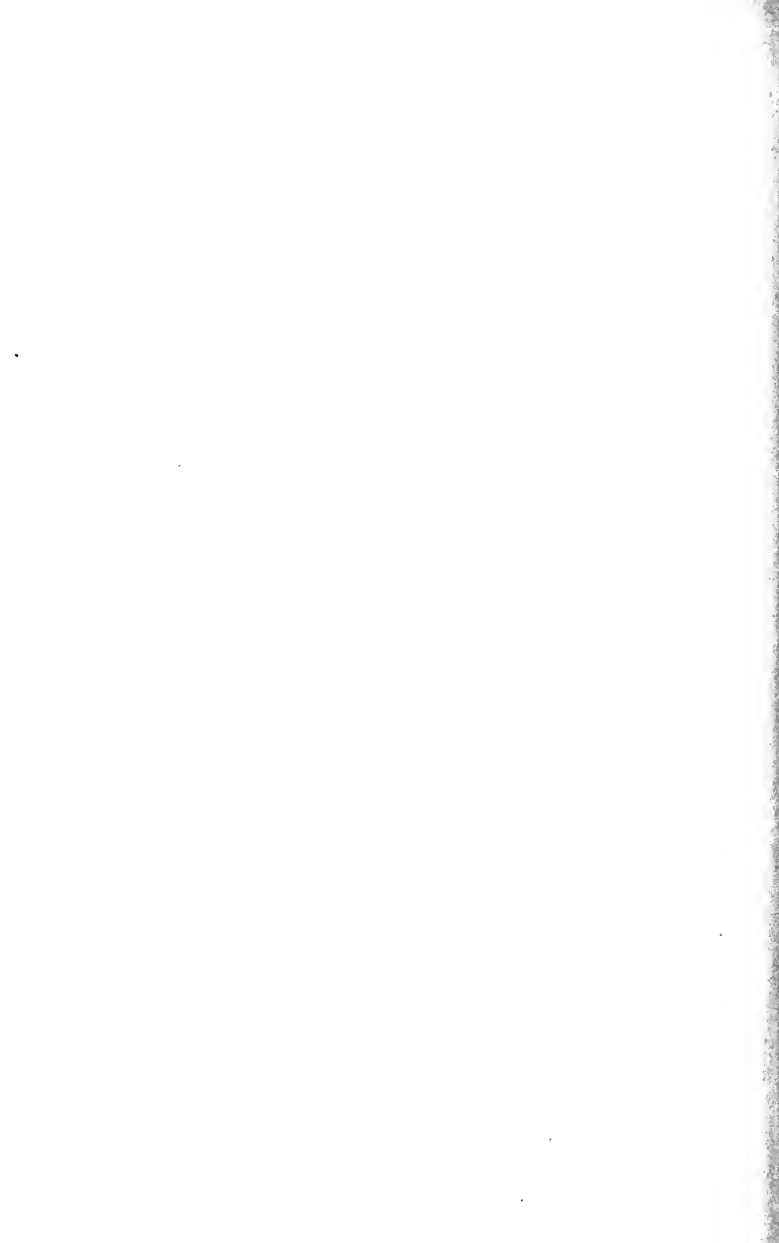
Erschüttert wandte sich die Geschiedene von ihm ab und eilte an's Fenster, ihn und die Schwester den ersten Entzückungen überlassend. Theophilus folgte ihr dahin. „Wollen Sie,“ sagte er, „nur an Andern Gerechtigkeit üben? Sie riefen mich an mit dem Namen Ihres Verlobten; darf ich auf dieses Mißverständnis in solchem Augenblicke die Hoffnung eines ewigen Verständnisses bauen?“

Zitternd an allen Gliedern, wehrte ihn Aurelie von sich ab. Theophilus aber, mit sanfter Gewalt sie an sich ziehend, flüsterte ihr zu: „Ich liebe Dich, laß mich nur hoffen!“ und Aurelie reichte ihm abgewandt, jedoch mit innigem Drucke beide Hände hin und senfte gesenkten Hauptes: „mein Traum!“

Schon derselbe Herbst vereinte, aber nicht mehr in Baden-Baden, das Alle kurz nach jenem Gewittermorgen verlassen hatten, Julien und Viktor, die kurz nach ihrer ehelichen Verbindung auf die Güter des Letzteren sich zurückzogen. Aurelie ging nach einer Reise in's Ausland, die sie zerstreuen und das erste Geheude über ihren Bruch mit Viktor labstumpfen sollte, in die Residenz, wohin Theophilus ihr bald nachfolgte. Im nächsten Sommer feierten Beide ihre Vermählung, zu der Julie und Viktor persönlich herbeieilten. Am Hochzeitmorgen überreichte jene dem Freiherrn eine zierliche goldene Kapsel mit ihrem Bildniß auf einer Seite und dem Viktors auf der andern; Viktor aber gab Aurelien ein in prächtigen Maroquin gebundenes Buch. Die Gatten öffneten die Geschenke in demselben Augenblicke, und Theophilus fand in dem Medaillon die Blumen, welche Aurelie ihm zugeworfen hatte, und Aurelie las auf dem Titel des Buches erröthend: „Die Wahlverwandtschaften.“



Das Mädchen von Helgoland.



Am acht Uhr Morgens ertönte das erste Zeichen der Schiffsglocke. Ein reiner, voller Sommertag lag schon auf dem Meerespiegel, der fern hinausglänzte in tausend und aber tausend Streiflichtern. Das wunderbare Eiland hob sich schroff und dunkel daraus empor, mit seinen rothen Felsen und seinem blendend weißen Dünen sand eher anzuschauen wie ein ungeheurer Riesenbau, als wie ein natürliches Gebilde. Am Strande der Insel lebte und webte es trotz der frühen Stunde bereits von allerlei Gestalten. Gewissenhafte Badegäste drängten, weil das hohe Wasser schon merklich herankam, zur Ueberfahrt auf die Dünen, ihr heilsames und frommes Morgenopfer dem Meere darzubringen. Fischerleute kehrten heim von ihren nächtlichen Beutezügen, schwere, zappelnde Netze über der Schulter, mit nackten Beinen rüstig herschreitend über den glimmernden Sand. Am meisten und am unnöthigsten sputeten sich die Passagiere des Dampfschiffes, denen das Geläute galt. Dies dachte noch gar nicht daran, abzufahren; der Schlot rauchte kaum, die Räder ruhten noch unbeweglich unter den großen grünen Kästen. Die Matrosen gingen müßig auf dem Deck spazieren; sie machten sich lustig über die ängstlichen, fürsichtigen Männlein und Fräulein, welche nicht eilig

genug in die kleinen, schaukelnden Bote springen konnten, um ja zu rechter Zeit an Bord zu steigen.

Ein vielgewandter und vielerfahrener Mann, wußte ich, daß so entseßliche Hast hier nicht von Nothen. Ich saß mit meinem Reisegefährten unten am Strande vor dem Pavillon, den der treffende Witz der Helgoländer „Trichter“ genannt hat. Schön=Kieſchen ſervirte uns den letzten Kaffee. Sie war schon munter, das liebe Kind, schon gepuht sogar; der rothe Rock, das vaterländische Ehrengewand, von den meisten Töchtern Helgolands geschmackloser Weise bereits aufgegeben und vertauscht gegen die charakterlose Allertwelts- oder Halbweltstracht einer continentalen Kaffee=Mamsell, im „Trichter“ aber orthodox beibehalten, schloß ihr schmuck und voll um die Hüften, und das Köpfchen war, statt mit dem strengen, dunklen Goldskalbock, wie ihn nur die getreuesten Patriotinnen noch tragen, von einem bunten, leicht und lose geknüpften Seidentüchlein kokett umflattert. Armes Kieſchen! Wir hatten für Deine Reize und Deine dienstfertige Freundlichkeit geringen Sinn. Der Eine schrieb in sein Taschenbuch Reise=Notizen zu einstigen Journal=Artikeln, und der Andere starrte wehmüthig den Falm hinan, über die schöne Inselterrasse weg, in das Oberland. Dieser Andere, leider Gottes, war ich selbst. Da droben am Falm hatten wir gewohnt, lange, liebe, träge Tage hindurch. Neben dem Häuslein unseres braven Wirthes ragte ein stolzes, plattes, neumodiges Dach in die blaue Luft; unter dem Dache zwei verhüllte Fenster, blinkend im Sonnenstrahl, hinter den Fenstern zwei verhüllte Augen, — ach, sie schloßen noch. Und dies war es eben,

daß ich gehen sollte, ohne zum Abschied einmal, noch ein letztes Mal in diese Augen geblickt zu haben, und daß es nun vorüber, ganz und gar vorüber mit dieser schönen Meeres-Liebe, und Meeres-Stille, und Meeres-Poesie. Drei Wochen, ein kurzer Raum, nicht mehr als eine Spanne Zeit! Aber es kann ein ganzer Himmel darin liegen. Morgens hinüber auf die Düne, hinein in's Wasser; drüben lag sie, dicht vor mir, die lustige Apotheke der Insel, eine zweite kleine Insel für sich, ein eigenes Stück Leben, und eben schwankte das volle Fahrbboot hinüber, und die Reihe der grünen Badefarren setzte sich in Bewegung, die nahenden Gäste aufzunehmen. Nach dem Bade ein rascher Gang, am Strand entlang. Dort begegnete ich ihr täglich, dort gingen mir ihre geliebten Augen auf. Wir suchten Muscheln, Steine, Seeesterne, Krabben und Spinnen, vor denen sie sich sehr fürchtete. Himmel, wie schön war das Mädchen, wenn sie so neben mir dahinschritt über den weißen, weichen, feuchten Sand, die langen Haare, noch naß von der Welle, hinunterfallend über die herrliche Gestalt und vom frischen Meertwind leise durchflattert! Die Ebbe zögerte, wenn sie am Strande war, und die Fluth drängte rascher; jede Woge wollte den Fuß ihr küssen, oder den Saum des blauen Mantels.

Mein Gefährte stieß mich an. „Ihr träumt wieder,“ lachte er, „und wir werden den Dampfer richtig abfahren sehen.“ — „Meinetwegen fahr' er zum Henker!“ — „So, und unser Passagier-Geld mit und die Koffer und mein guter Hut!“ — „Ach, Ihr habt Recht. Aber, laßt uns da bleiben.“ — „Und mein Journal? Und Eurer Amt?“ —

Die zweite Glocke scholl. „Da hört Ihr's!“ Er bezahlte Riefchen, er küßte sie obendrein, vielleicht um der gemeinsamen Reisekasse ein Trinkgeld zu sparen, und fort zog er mich Sträubenden in das Boot hinein. So mögen die Schatten in Charons Rachen gefessen und gefahren sein, den Blick voll letzter, irdischer Thränen auf das vielliebe Leben und auf die sonnige Erde zurückgewandt. Mein Blick hing an den zwei Fenstern mit aller Schärfe, aller Angst, aller Inbrunst, welche die scheidende Seele dem Sinne läßt. Bei Gott, das eine war offen. — „Doctor, Guer Glas.“ — Er reichte mir's lächelnd. Richtig. Die Rouleaux aufgezo-gen, der eine Flügel weit geöffnet. „Sie ist auf.“ — „Auf und davon,“ höhnte er. — „Pfui Doctor!“ — „Aber, Mensch, macht Euch denn die Liebe blind? Seht Ihr denn nicht, daß sie drüben im Boot sitzt, das eben nach der Düne abstößt? Da sind die zwei blauen Mäntel; sie und ihre Schwester: sie, Eure Herzallerliebste, die Euch um Guer bischen Verstand gebracht hat, und ihre Schwester, mit der ich gutmüthiger Kerl den Elephanten für Euch zwei gespielt habe.“ — Ich hörte kein Geplauder nicht. Das Glas am Auge, starrte ich dem Boote nach. Eben schießt es an unserem vorüber, keine dreißig Schritte weit. Die Wege kreuzen sich, sie nach der Düne, wir an Bord des Dampfschiffes. Sie war es. Gütige Meeres- und Liebes-Göttin, sie selbst! der weiße Schleier, der blaue Mantel! Und — nein, ich irrte mich nicht! — aus dem Mantel heraus wehte ein weißes Tuch nach mir herüber. Ihr Abschiedsgruß! Ich sprang auf, ich hätte unseren Rahn um ein Haar umgestürzt, ich schwang mich auf die Bank, ich

winkte, ich wehte, ich — weinte hinüber. „Adieu, Emilie, Adieu!“ — Thor, der ich wahr. Ueber der Wasserfläche verscholl mein Ruf. Eine Minute, und der pfeilschnell dahingleitende Kahn hatte uns an Bord gebracht. Der Doctor führte mich Taumelnden die Treppe hinauf. „Nun ist sie fort,“ redete er in mich hinein. „Seid kein Eitel, lieber Freund. Das Wasser ist ein schlechter Schall-Weiter. Also kann sie Euch nicht mehr hören. Laßt's gut sein, steckt Euch eine Cigarre in's Gesicht, und wollt Ihr durchaus Kindereien machen, so macht ein Abschiedsgedicht und gebt mir's für mein Journal. Ich will's ausnahmsweise aufnehmen, Euch zu Liebe, und Ihr mögt der Geliebten ein Exemplar zuschicken.“ Er hatte gut reden; ich war taub für ihn. Wenn ich nun daran dachte, daß ich sie heute nicht sehen sollte, weder in der Bindfaden-Allee, noch im Conversations-Hause, wo obendrein am Abend Ball gegeben ward, daß ein Anderer, der verwünschte Rittergutsbesitzer aus Sachsen, oder gar der elegante Hamburger Kaufmannsjüngling sie an den Leuchthurm geleitete, auf die Nordspitze, zum Sonnenuntergang, zum Meeresleuchten — — nein, es ist unerträglich. Ich hätte aufschreien mögen, in's Wasser stürzen, in den glühenden Dampfkessel hinabspringen. Gottlob, ich thrie nicht, ich stürzte nicht, ich sprang nicht. Die menschliche Kraft erträgt das am leichtesten, was ihr im ersten Augenblick das Unerträglichste dünkt. Ich habe Emilien nicht nur an jenem verhängnißvollen Tage nicht wieder gesehen, sondern überhaupt nicht, nie mehr, nirgends. Und ich lebe doch noch. Und sie erst! — Verheirathet, seit Jahr und Tag! Gattin und Mutter!

Der Doctor zankte sich mit dem Capitän. „Sie müssen,“ behauptete er, „die Leute nicht um acht Uhr bestellen, wenn Sie erst um neun Uhr abfahren.“ — „Aber, entschuldigen Sie, eben schlägt es neun, mein Herr.“ — „Mein Herr, wissen Sie, was das heißt, um fünf Uhr aufstehen, ohne daß es nöthig ist? Wissen Sie, wie viel Sie dem Gelehrten an seinem Leben schaden, wenn Sie ihn um den ihm so unentbehrlichen Morgenschlaf bringen? Ich werde in meinem Journal einen Artikel gegen Sie loslassen. Einstweilen aber besorgen Sie uns eine Flasche Portwein gegen die Seekrankheit. Drei Gläser. Dieser Herr wird mit uns trinken.“ Er wies auf mich. Der Capitän lachte und stieß mit dem Doctor an, ich mochte nicht, mir war's zu früh. „Ihr werdet seekrank werden, oder vielmehr, Ihr seid es schon,“ spottete mein Freund. Unterdeffen läutete es zum dritten Male. Gelärm und Geschrei auf dem Deck. Der Steuermann eilte an das Ruder, der Capitän ergriff das Sprachrohr und ließ sein Commandowort erschallen: „Langsam ab!“ Die schwere Maschine keuchte, der Kiel fing an sich schäumend und sprühend zu drehen, und ein allgemeines „Endlich“ entfuhr den ungeduligen Passagieren. Plötzlich tönte von der Uferseite her noch ein Schifferruf; wir sahen vom Deck aus, wie ein verspätetes Boot mit aller Kraft auf uns zusteuerte. Es wurde gewinkt und gescholten: „Halt, um Gotteswillen, halt!“ Der Capitän fluchte. „Frauenzimmer, ich wette darauf,“ sagte der Doctor; „lassen Sie uns zufahren.“ Nichts desto weniger wurde ein Stillstand befohlen. Der Hamburger Capitän wollte, der Lieben Concurrrenz wegen, die späten Passagiere

eher sich, als seinem Bremer Collegen gönnen, auf den er gewaltig räsonnirte. Der Kahn kam heran und legte bei. Lauter Kinder von Helgoland, derbe, starke Fischer und Schiffer, eine Menge Frauen; es schien, als sei das halbe Eiland zur Auswanderung gerüstet. Allein nur ein junges Weib, ein bildhübsches Mädchen von drei, vier Jahren auf dem Arm, wollte die Schiffstreppe hinan. Allgemeine Thränen, Umarmungen, Scheideworte fesselten und geleiteten sie. Die Scene zog mich an; Schmerz und Schmerz werden so leicht bekannt und befreundet, wenn sie sich auf dem Lebenswege begegnen. Ein Greis, unstreitig des Weibes Vater, küßte Tochter und Enkelin, stumm, aber tiefbewegt und bleich. Die Männer schüttelten ihr die Hand, die Weiber reichten schluchzend das Gepäck herauf, Körbe, Kisten und Kasten, sogar Betten und Decken, also Hausrath zu einer weiten Fahrt. Jetzt trat das junge Weib über den Rand des Bootes. Sie wollte den Schiffern Geld reichen. „Nicht von Dir,“ scholl es, „wo denkst Du hin, Rätchen?“ — „Glückliche Reise!“ — Sie kam herauf, ihr Kind im Arme, das sie mit Zähren überschwemmte. „Mit Gott,“ stammelte sie, auf die Bank sinkend, und ihre Hand winkte über den Rand des Schiffes ein letztes Lebewohl den Ihrigen drunten. Die Ruderer hoben die breiten Stangen unter lautem Hurrah. — Seemanns-Gruß! — Unser Dampfer setzte wieder an, seine Räder schlugen gleichzeitig mit den Rudern des Bootes in's Wasser, und die Trennung war vollbracht; das kleine Schiff lenkte heimwärts, tanzend auf den Wellenstößen des großen, und dieses lenkte in die Fremde hinaus. Die arme Frau blickte in das

Meer, statt zurück auf Helgoland. Ihre Freunde harrten vergeblich auf ein letztes Flattern des Tuches, sie brauchte es, ihre Wangen und des Kindes Antlitz zu trocknen.

Ich fragte den Capitän nach der Helgoländerin. Daß sie eine solche war, und zwar eine ächte und treue, dafür zeugte der rothe Rock mit gelbem Saum und der schwarze Goldstaldock, der mit seinen breiten, seidnen Rändern das edle Gesicht fast ganz versteckte. Der alte Seebär wußte wenig von ihr. Sie war ihm den Abend zuvor gemeldet worden. Katharina Young hieß sie, Peter Klaffens Tochter aus dem Unterlande, ging nach Hamburg und weiter. Das war ihm genug, meiner Theilnahme jedoch zu wenig. Ich hielt mich in ihrer Nähe; ohne plump in die allmählich auszitternden Schmerzen dieser verlassenen Seele hineinzufallen, beschäftigte ich mich um sie, und spielte mit dem Kinde, das in unschuldiger Heiterkeit auf dem Deck umhertrippelte. Sie sah uns, durch Thränen lächelnd, zu. Ihr Auge wandte sich dann und wann auf die Heimaths-Insel zurück, welche noch so nahe und doch so ferne schon, so unerreichbar und so sichtbar hinter uns lag. Das Schiff ging rasch und sicher seine nasse Straße. Der Himmel war ohne Wolken, die See fast ohne Wellen. Demungeachtet, als wir kaum eine halbe Stunde schwammen, verschwand hie und da manch' theures Haupt aus der Reisegesellschaft. Die furchtbaren Opferschalen wurden schweigend und bedeutsam auf dem Schiffe ausgestellt. Zärtliche Gruppen bildeten sich und improvisirte Lagerstätten. Die ganze Scene einer Seefahrt, immer dieselbe und dennoch immer eine neue, mit

allen ihren Lächerlichkeiten und Häßlichkeiten, gestaltete sich von Minute zu Minute bunter, voller, launiger. Die junge Reisende schien von den Wirkungen des Meeres nichts zu verspüren, war sie doch eine Tochter desselben. Ich wünschte ihr Glück dazu. „Ja,“ seufzte sie, „wäre ich gegen alles in der Welt so gleichgiltig, als gegen die See! Die thut mir nichts. Sie sollen wissen, ich kenne sie von Kindesbeinen an.“ Das Gespräch war dergestalt angeknüpft und spann sich ohne Zwang weiter, von Zeit zu Zeit durch ihr Kind unterbrochen, das nach meiner Uhrkette griff oder nach dem Arbeitsbeutel der Mutter, der von Schiffszwieback und Sommerbirnen strotzte. Wir wurden in ein paar Stunden so befreundet mit einander, als kennten wir uns seit Jahren. Die Herzen stehen im Leben nie weiter offen, als wenn eben ein großes Leid durch sie hingegangen ist. Sie erzählte mir, ich erzählte ihr, wir tauschten unsere Jugend mit einander, sie eine im Schiff und am Strande verlebte, ich ein Binnenlands- und Einsiedler-Leben. Beide frei von der Gefahr der Seefrankheit, konnten wir uns vertraulich und beschaulich an einander hingeben, das Kind ein Bindestrich zwischen uns. Der Doctor schritt mit seinem Portwein und seinen Cigarren alle Augenblicke an mir vorbei. Er neckte mich; mochte er doch. „Das ist vernünftig gehandelt,“ sagte er, „und in gutem homöopathischem Style. Similia similibus curantur. Ein Liebeschmerz rasch durch einen zweiten. Das lob' ich mir.“ Ich ließ ihn gewähren, bis er — seefrank wurde, trotz dem Portwein. Er schnitt mir ein klägliches Gesicht zu und schwankte die Treppe

hinab, in die Untertwelt, gnädig bedeckt mit Nacht und mit Grauen.

Als wir, an der berühmten rothen Tonne vorüber, — sie bezeichnet die Mündung der Elbe, also Anfang oder Ende der See und der Seekrankheit, — gen Kuxhaven hinauffahren, kannte ich schon die Geschichte und das Leben des Mädchens von Helgoland. Blankenese gegenüber, jenen reizenden Ufern der Elbe, die wie die letzte Poesie, wie der Schwanengesang des schönen deutschen Stromes uns anschauen, vertraute ich ihr mein Lieben und Leiden, für das sie weibliche Tröstungen und Hoffnungen fand. Wir schieden bei der Landung in Hamburg, damals meinte ich für immer. Sie zog noch desselbigen Abends westwärts, weit, weit in die See hinaus, sogar in die neue Welt, ich hingegen in eine alte, sehr alte, tief landeintwärts, über viele Berge, in eine kleine, dunkle Stadt. Aber das Leben, welches Schach spielt mit den Menschenfiguren, — ein Spiel, das nur dem unkundigen in regelloser und zufälliger Bewegung zu verlaufen scheint, während es dem bestimtesten Maß und Gesetz gehorcht, — das Leben hat uns wieder zusammengeführt, die Helgoländerin und mich, auf einem ganz anderen Felde, und mir das Ende ihrer damals begonnenen Geschichte in die Hände geworfen. So geb' ich sie denn, wie ich sie empfangen, kein abenteuerliches, wirres Gebilde voll Blut und Grauen, kein Nacht- und Schlachtstück, nein! nur ein stilles Herzens-Gemälde, dem aber die Schatten eines innigen Leidens nicht fehlen, so wenig, als die Schlaglichter des kurzen Glücks. Jedes Menschenleben ist eine Novelle, ein Roman, eine Poesie. Nur

wenige finden freundliche Hörer und Leser, meint es der Schreibende auch noch so gut. Mag es diesem Fragmente besser ergehen!

Helgoland theilt sich, wie bekannt, in Oberland und Unterland, jenes die Felsenregion, dieses die Sand- und Dünen = Gegend. Beide hängen zusammen durch das lustige, lähn und stattlich um die Insel geschlungene Gürtelband der großen Treppe. In den Hauptstraßen der zwei Hälften hat sich die moderne Zeit, die Civilisation, das Badewesen, niedergelassen; dort stehen die Häuser für die Fremden, schmuck und blank, zum Theil mit zu viel Luxus ausgestattet für das arme, enge Eiland. In den Seitengäßlein und Winkeln sitzen die verdrängten, aus einem Schlupfwinkel in den andern flüchtenden Söhne Helga's, Fischer und Schiffer, in kleinen, räucherigen Hütten, deren Schwelle die herantofende Fluth mit Seegras und mit Muschelgerölle zierlich ausgeschmückt. Zwischen diesen Hütten, den Wohnungen des natürlichsten Friedens und genügsamer Abgeschlossenheit, stand auch die des alten Klassen im Unterlande, hart an der steil herabfallenden Südküste der Insel, durch eine grün übermooste Plankentwand geschützt gegen allzu heftigen Wogendrang. Klassen war ein Glied jener berühmten Lootsen = Gesellschaft, die auf Helgoland eine förmliche Schule gebildet hat und gesetlich organisirt ist. Sein Name gehörte, wie der der Siemens, Mohr, Franz und Anderer, zu den alten, seit Jahr und Tag auf diesem Felsen ein-

gebürgerten Größen. Vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel hatte er sich fortgeerbt, sammt dem Hause, sammt dem großen Ruderboot, sammt dem Wetterhut und namentlich sammt dem heiligen Erbstück der Familie, ein ungeheures Fernrohr, mit Fischhaut umzogen, eben so scharf wie das Auge, das hindurchlugte, eben so stark wie der Arm, welcher es hielt. Das war aber auch so ziemlich der ganze Reichthum der Familie. Was sonst, in unseren Städten und auf dem flachen, platten Lande, das Menschenherz erfreut, Gold und Goldeswerth in Kasten und Kisten, Silbergeräth auf funkelnden Schaugerüsten, Leinwand in den verriegelten Schränken, reicher Staat für den armen, gebrechlichen Leib, — es gilt nicht viel oder gar nichts auf dem kleinen Insellande, das, abgeschnitten von allen Verbindungen, auf sich selbst beschränkt und angewiesen, nichts bedarf, als was es erzeugt, und nichts wünscht, als was es bedarf. Der Peter Klassen passirte noch für einen wohlhabenden Mann. Besaß er nicht ein Haus und drei oder vier Boote, — das Zugvieh dieser Meernomaden, — eines sogar mit einem stattlichen Segel? Schließ nicht jedes seiner Kinder, deren er sechs hatte, fünf Söhne und ein Töchterlein, in einem eignen Bett allein? Freilich kein Himmelbett mit Vorhängen und Teppichen, auf Stufen gestellt wie ein Thron, groß wie ein Haus für sich, ei, wo hätten die denn Platz gefunden in der Hütte? Nein, es waren nur Verschläge in die Wand hineingebaut, unter der Treppe versteckt, Betten, gleich denen des Seemanns auf seinem Schiffe, und nur Vater und Tochter hatten, jener zur Auszeichnung, diese der guten Sitte halber, ein blau und

weiß gewürfeltes Zeug vor die ihrigen gezogen. Es mußte sich gut ruhen unter dem niedern Dache, hinter der groben Leinwand, auf den harten Säcken voll Seegras; nicht so, 'meine verwöhnte Dame der Stadt, mein junger parfümirter Stutzer? Lächelt nur! Rudert einmal zwölf Stunden lang mit beiden Armen, ziehet und werfet das schwere Riek, tappt im Flugsand umher, lasset Euch durchspülen vom Wasser, durchbrausen vom Sturm, durchglühen von der Sonne, — und Ihr werdet schlafen trotz den fünf Söhnen von Peter Klassen! Oder, seid unschuldig und ohne Falsch, von keinem sinnlichen Wunsche berückt, von keinem Reid, keiner Hoffahrt, keiner Sündenlust, — und Ihr werdet wiederum schlafen, so fest und so süß, als Katharina schlief über der Koje ihres alten Vaters.

Katharina hieß in Helgoland schön. Und das will viel sagen. Weil die Natur dem öden Felsen den Schmuck grüner Bäume und duftiger Blumen nicht gewährt, schenkt sie ihm schöne Frauen und Jungfrauen in anmuthigster Verschwendung. Die feine Durchsichtigkeit der Haut, — des Haares feuchtgoldiger Schimmer, — die meerlichte oder himmelblaue Tiefe der Augen, — des Halses, der Arme, der Schultern schneeweiße Fülle, — und die schlanke, gaukelnde Gestalt: sie mahnen in Helga's Töchtern an ihre Mutter, die See. Wenn Du sie Sonntags umherschweifen siehst auf der Düne, über die Felsen hinweg, sich versammeln in plaudernden Gruppen an der Treppe, am Falm, vor dem Conversationshause, durch dessen hellerleuchtete Fenster der Ennui der guten Gesellschaft herausgähnt, oder gar zum Tanze eilen im „rothen

Wasser“: so wirst Du meinen, eine Schaar Oceaniden zu sehen, Töchter des alten Nereus, romantische Nixen und Wasserfeien, dergestalt tadellos und hold ist ihre Erscheinung. Freilich, ihr Frühling ist kurz, wie der aller Gebirgsflora. Sie welken bald, die schönen Helgoländerinnen. Wirst das Klima sie frühzeitig um mit seinen winterlichen Stürmen und Sommerjonnenbränden, oder beugt die harte Arbeit, die auf ihnen liegt, das Tragen und Schleppen, trepp auf trepp ab, ihren Rücken und ihr leichtes Haupt? Wenige Jahre nur, und aus dem lieblichsten Mädchen ist eine dicke, gesehzte Frau geworden mit verwitterten Zügen und mit geknicktem Reiz; die Nereide hat sich in eine Dreade verwandelt, sie gleicht dem harten, dunklen Stein, nicht mehr der klaren, aufhüpfenden Welle.

Von Peter Klaffens Tochter war dieser Herbst noch fern und diese schmerzliche Metamorphose. Sie stand im Mai ihrer Tage und ihrer Schönheit; des Vaters Augapfel, der Brüder Stolz, aller Burschen Freude und Lust, und doch dabei seit der Mutter zeitigem Tode des kleinen Hauses Stütze und Regiment, wurde sie, und das mit Recht, von ihren Gespielinnen als die glücklichste Dirne weit und breit — Göre heißt es dort — gepriesen, vielleicht im Stillen auch beneidet. Ihr Leben war wie ihre Hütte, still, beschränkt, friedlich; ihr Herz wie der sommerliche Himmel darüber, heiter und hell; ihre Seele wie das Meer davor, von freundlichen Träumen leise bewegt und gewiegt. Armes Leben! Armes Herz! Arme Seele! Das Gewitter zog sich bald zusammen, welches

die Hütte erschüttern, den Himmel trüben, das Meer aufwühlen sollte in seinen ungeahnten Abgründen.

Es war ein trüber Vortag des Jahres 18.. Rätthchen saß daheim am flackernden Herde und sah nach dem Mittagsmahl der kleinen Familie, zugleich das große Netz geschickt ausbessernd, damit keine Minute verloren sei. Die Brüder waren aus auf den Fischfang, Peter Klassen im Oberland auf dem Falm. Da hocken sie fortwährend, die Lootsenbrüder, wie Möwen um den Felsen flatternd, wie heutespähende, blutwitternde Geier. Die sehnigen Arme gestützt auf die Brüstung längs dem äußersten Klippenrande, starren sie hinaus auf die See, in die Wellen und in die Wolken. Sie sehen, was kein menschliches Auge sieht. Das fernste Segel, den Sturm im ersten Reime, den umspringenden Wind im feinsten Zuge. Wenig reden sie untereinander; ein Fingerzeig genügt. Noch vor der Speisestunde kam Peter Klassen an jenem Tage heim. „Mädchen,“ sagte er, „ist Alles parat, das Korkboot, die Nothsegel, die Wasserröcke?“ — „Alles, Vater.“ — „Auf die Nacht gibt's Arbeit.“ — „Meint Ihr?“ — „Ich weiß.“ — „Wenn nur die Jungen zur rechten Zeit da sind.“ — „Werden schon.“ — Das Alles wurde so ruhig gesprochen, als wäre von einer abendlichen Lustparthie die Rede. Die Schwester sorgte um die Brüder, nicht etwa, daß sie in das Wetter geriethen, nein, nur daß sie sich verspäten möchten und nicht eintreffen, um Theil zu nehmen an der Gefahr. Der Vater lachte über die Söhne, die sich sputen mußten, dem heranziehenden Tode zu entrinnen mit allen Segeln, allen Ru-

deru, allen Leibes- und Seelen-Kräften. Es ist ein hartes Geschlecht, das auf dem Eiland sitzt.

Das Mittagsmahl war bald verzehrt, Pökelfleisch und wenige Kartoffeln nach dem täglichen Küchenzettel. Der Alte hatte keine Ruhe. Zwanzig Mal stand er auf und blickte aus dem niederen Fenster, obwohl er nichts sah, als eine Handbreit grauen Himmels und die halbverschimmelte Plankentwand, durch deren Fugen die Welle ihren zornig herausgesprudelten Geiser schäumte. Den letzten Bissen noch im Munde, faßte der alte Lootse nach dem Fernrohr. „Halt Dich fertig, Göre,“ sagte er. Und mit raschen Schritten klimmte er wieder die Treppe hinan auf den Falm. Um vier Uhr kamen die Brüder, schon durchnäßt bis auf die Haut, eilig, verdrießlich, unwirsch; sie hatten nichts gefangen, weil das Wetter sie heimtrieb. Rasch stürzten sie ein paar Gläser Grog hinunter, dann ging's dem Alten nach. Katharina blieb einsam in der Hütte wie gewöhnlich.

Der Abend kam, mit ihm der Sturm. Die ganze Insel belebte sich. Wie ein Meeresungeheuer erwacht sie nur mit dem Meere. Die Leuchttürme flammten auf, gleich Sonnen in der Nacht. Die Glocke rief die Lootsen zusammen. Boote wurden auf den Strand gezogen und Boote flott gemacht. Die Weiber verrammelten alle Fenster und setzten sich dafür ruhig auf die Schwelle, das Gesicht dem heranziehenden Schreckniß kühn entgegengekehrt. Furcht im Sturm kennen diese Menschen nicht, nur Lust am Sturm; und wenn die Welle über die Giebel ihrer Hütten spricht, und wenn die höchsten Klippen gepeitscht werden von Wind und Woge, —

der Giebel zittert, die Klippe seufzt, aber diese Menschen zittern nicht und seufzen nicht. Rätchens Brüder stürzten jubelnd herein. Trockene Wämmser forderten sie und Grog. „Habt Ihr was?“ fragte das Mädchen. — „Na, ich meine.“ — „Eine Brigg will der Alte schon in der Dämmerung gesehen haben, westnordwestlich.“ — „Die kommt uns.“ — „Ich sage Euch“ (so der Jüngste), „es ist nichts, der Alte irrt sich, er verliert das Gesicht schon.“ — Ein derber Schlag in's Genick belohnte seine Pietät. Peter war selbst da. „Halt's Maul, zieh Dich an. Das Rorkboot heraus. Es ist eine Brigg. Werde einen Amerikaner noch von einem Seehund unterscheiden können, Du Laffe!“ Hast und Getümmel überall. Dazwischen plötzlich ein Nothschuß, noch weit weg, gen Westen hin, jenseits der Dünen. Noch Einer! — „Hurrah!“ — Hinaus brachen sie Alle, der Vater voran, die fünf Jungen hintendrein. So springt ein Rudel Wölfe vom Lager in der sicheren Waldeshöhle auf, wenn fern das ängstliche Getwieher eines verirrten Pferdes, einer müden Rehkuh klägliches Geblök ertönt.

Katharina schloß die Pforte hinter ihnen und trat an's Fensterlein, die Hände über die Brust fromm gefaltet, die blauen Augen mitleidsvoll hinausgewandt in die Nacht.

Ihr laßt der Stürme schon genug. Demungeachtet wißt Ihr nicht, was das Wort bedeutet, wenn Ihr nie-

mals, sei es vom sicheren Strande oder vom schwankenden Berdeck aus, an den Boden Euch anklammernd, zaghaft und überwältigt, hinausgeblickt habt in das Chaos aller Elemente, in diese Geister-Schlacht, in diesen Titanen-Kampf. Da treibt ein Schiff — ist es eins, oder nur ein Kiel noch, ein Wrack? — auf den stürzenden Bergen, auf den steigenden Abgründen der Wellen, jekt kühlt sein Mast den Schaum, jekt zerreißt der Sturm seine Segel wie Papierblätter, jekt zerbricht die Welle sein Ruder wie einen Strohhalm. Und dazwischen das Geächze des Holzes, das Getnarr der Taue, das Gerassel des Eisens, und dann und wann ein salber Ausblick, ein dumpfer Knall, und ein Geheul in das Sprachrohr. Gnade Gott, wem menschliche Gnade nichts mehr frommen kann!

Ein paar Faden noch von der Westküste der Dünen tanzte der Amerikaner den Todesreigen mit der furchtbaren Windsbraut. Es war eine Brigg; nein, sie war es gewesen bloß. Ein Mast schwamm, wer weiß wo, auf dem Meere umher; der zweite ragte empor noch, ein elender zerbröckelter Stumpf, an den der Capitän sich selbst und an seine Brust die Laterne festgeschnürt hatte. Von Willen und Richtung keine Spur mehr in dieser Maschine. Sie trieb dahin. Die Matrosen sangen, tranken, sprangen; Reisende beteten in der großen Kajüte ihr letztes Seufzerlein. Nur der erste Steuermann und der Capitän hielten fest auf ihrem Posten. „Wie weit, Dick?“ rief jener in's Sprachrohr. — „Anderthalb Faden, Herr, und wir laufen an!“ — „Wie viel Wasser noch?“ — „Das Senkblei ist zerrissen! helf Gott!“ — Der Capitän

commandirte: „Feuer!“ — Ein neuer Nothschuß. Wieder einer. Ein dritter. — Halt, Antwort! — Es kracht, nochmals. — „Rettung, Rettung, Rettung!“ — Oder eine Hoffnung doch. Die Weiber springen auf von ihren wunden Knien, die Männer greifen wieder an die Taue, ein Schiffszunge klettert hinan, wo ehemals ein Mastkorb gewesen war, an den Splintern des Baumes sich Arme und Beine zerfleischend: „Bootsen sind es.“ — „Es sind die Helgoländer.“ — „Gelobt sei Gott!“ —

Sie schwimmen heran. Gleich Nußschalen tanzen die Boote von Korkholz auf der See, jeder Bewegung gehorsam, leicht beladen und leicht beweglich. Sechs zählt man ihrer. Im vordersten sitzt am Steuerruder Andreas Siemens, der Bootsmeister. Er gibt das Heft seines Schiffleins an den jungen Klassen ab und ergreift, da er sich nahe genug sieht, das Sprachrohr. Er und der Capitän halten einen Dialog. Gerechter Himmel! — nur einmal wird er so gehalten in der Welt, trotz aller Rührdramen und Schauerromane, Beide Angesicht gegen Angesicht, Beide dem Tode gegenüber, zwischen Himmel und Meer hin- und hergeworfen. „Hülfe um Gotteswillen!“ stöhnt es vom Schiffe. — „Wer seid Ihr?“ — „Brigg Fortuna, von New-York, Capitän Darbley.“ — „Cargo?“ — „Zucker roh, Tabak.“ — „Werth?“ — „Zwanzigtausend, versichert.“ — „Passagiere?“ — „Fünf und zwanzig.“ — „Gut, wir kommen.“ — Eine Pause entsteht, welche Pause! — Wie viele Herzen klopfen tobessbang und lebensfroh an die Rippen jener Menschenkörper und jenes Schiffes! Die Bootsleute drängen mit unbegreiflicher Kraft, mit göttlichem Muth und Geschick, an

die Brigg heran, die unstät umher geschleudert wird. Jeder ihrer Augenblicke ist eine Heldenthat. Auf einmal fragt der Capitän wieder: „Lootsen, wo sind wir?“ — „Nahe Helgoland; dreiviertel Meile noch und Ihr werdet auf unsere Dünen getrieben.“ — „Wie viel an Euch?“ — „Fünftausend Mark Banco.“ — Ein Angstruf des Capitäns: „Seid menschlich, ich kann nicht.“ — „Fünftausend Mark Banco.“ — „Dreitausend!“ — „Fünftausend Mark Banco.“ —

Noch eine Weile dauerte der fürchterliche Markt. Der Amerikaner kannte sein Recht und seine Pflicht; er wußte, wie weit er gehen durfte, und nicht einen Zoll ging er weiter. Die Lootsen wendeten ihre Boote und steuerten zurück; sie wollten ihr Leben selbst taxiren. Auf der Brigg, als die Sprachrohre verstummten, entstand ein entsetzlicher Auflauf! die Passagiere drohten, den Capitän über Bord zu werfen, als er die Unterhandlung abbrach; seine Matrosen stürzten mit gezückten Messern auf ihn ein. „Gebt, was Ihr wollt, Ihr selbst,“ schrie der Verzweifelte, „ich kann nur geben, was ich habe, oder mein Leben!“ Ein Mann entriß ihm das Sprachrohr. Er rief, mit der Lärkanone vereint, hinter den Insulanern her. Diese kehrten auf der Stelle um. „Nehmt fünftausend Mark,“ so scholl es von der Brigg. — „Nein, Herr, jetzt gilt's das Doppelte,“ entgegnete Andres Siemens. — Geschrei und Bittwünschung antworteten ihm. Er blieb ruhig, seine Leute lachten. Die Nacht war voll und schwarz hereingebrochen, und fernher glimmte schon der Leuchthurm und der Düne weißgrauer Nebelstreif. Der Wind sprang um, es blies schärfer aus

West. Peter Klassen gewahrt es zuerst. Er steht auf in seinem Boote und schreit es in seiner Landessprache dem Siemens zu. Frohlockend drehen sich alle Lootsenfähne von der Brigg ab, der Düne entgegen. Das Sprachrohr schallt hinter ihnen her: „Zehntausend Mark, — zwölftausend Mark, — fünfzehntausend Mark!“ — Umsonst. Siemens ruft zurück: „Jetzt seid Ihr uns mit sammt dem Schiff und allem Cargo verfallen. Der Westwind wirft Euch in einer halben Stunde auf unsere Düne.“

Er suchte das Weite mit seiner Schaar. Die Ruder schläge verhallen, die Laternen gehen unter, ach! Die letzten Segens- und Hoffnungs-Sterne der Unglücklichen drüben. Wir werfen über ihre dunklen Todesstunden den Schleier des verhüllenden Mitleids.

Als der Morgen über Helgoland und dem weiten Meere heraufdämmerte, war es geschehen. Trümmer bedeckten den weißen Sand der Düne, Planken, Bretter, Pfähle, Stangen, Ballen, Kisten, Stricke, — und die entsetzlichsten darunter, menschliche Leichen. Was das Meer herangespült hatte, riß es im nächsten Augenblicke auch wieder hinweg. Da waren denn die Helgoländer geschäftig, zu retten und zu bergen. Wie Raben um das gefallene Thier schwärzten sie in ihren kleinen dunklen Booten um das Wrack der Fortuna, welcher tief in dem gefährlichen Uferfande drin saß. Die ganze Nacht hindurch hatten

sie auf der Lauer gelegen, Andres Siemens, Peter Klassen und die Uebrigen. Nun gab es Arbeit vollauf, nicht nur für den heutigen Tag, nein, für eine Woche mindestens. Die Weiber waren mit Lebensmitteln heraufbeordert worden; sie mußten Zelt und Herd aufschlagen auf den Dünen, und die Insel schien wie verlassen und ausgestorben.

Katharina war ebenfalls mit herübergekommen. Sie schritt über das dem schrecklichsten Schlachtfelde vergleichbare Feld, das den Ihrigen nur ein Erntefeld schien. Ihr schauerte, obwohl sie sich der menschlichen Regung in sich wunderte und beinahe schämte. Vor sich hinwandelnd, um nach dem Vater und nach den Brüdern zu suchen, gerieth sie unbemerkt in die sandige Hügelkette, welche als Rückgrat gewisser Massen den weichen, langgestreckten Leib der Düne durchschneidet. Das rothe Röcklein aufgeschürzt, wadet sie durch den fußtiefen Sand und das hohe, starre Schilfgras fort. Auf einmal wird sie erschreckt durch ein leises Nschzen zur Seite. Sie eilt darauf hin, sie beugt sich herab, sie erblickt —

Einen Mann, in dem Sande liegend, den sein Blut roth gefärbt hat. Der rechte Arm mußte ihm gebrochen oder hart gequetscht sein, er hing wie ein geknickter Zweig am Kumpfe herab. Sein Gesicht todtenbleich, mit halbgebrochenen Augen und mit feuchtwirrem Haar, wurde von dem grauen Morgenlichte unheimlich angeleuchtet. Die Kleidung schlotterte zerrissen und triefend naß um den Körper, der vielleicht in wenigen Minuten eine Leiche war. Nur ein schwaches Röcheln verrieth das noch ringende Leben. Katharina warf sich erschüttert neben dem

Schiffbrüchigen nieder, sie faßte mit ihrer Hand nach der seinigen, die im Todestampfe sich in den Sand festwühlte und an das Gras klammerte, wie an ein letztes, schwaches Lebensfädlein. Der Puls klopfte noch, aber wie schwach! Des Mädchens Geschrei rief die Anderen herbei, zumeist Weiber und Kinder, welche rathlos in verzagendem Mitleid den Sterbenden umstanden. Katharina, damit nicht zufrieden, wollte helfen, so lange und wo es möglich war. Rasch entschlossen zog sie einige der Thringen an sich; es ward ein kurzer Rath gehalten, und darauf beluden sich vier starke, derbe Helgastöchter, mit der Bürde des fremden Körpers und trugen ihn, Katharina sein Haupt in ihrem Schooße haltend, den Hügel hinab nach der allgemeinen Feuer- und Lagerstätte.

Dem Trauerzuge begegnete unten ein zweiter. „Da bringen sie Einen,“ riefen die Schiffer am Strande, und die Weiber vom Hügel herab: „Und wir einen Anderen.“ Jener war kein Fremder, den ein paar Schiffer eben aus dem Kahn huben, vorsichtig und behutsam. Alles lief um ihn zusammen. „Herr Gott, der Jürgen Klassens,“ hieß es. Katharina hatte einen Unbekannten gerettet, indessen ihr Bruder, der Älteste und Tüchtigste, sich tödtlich verletzete bei der Zerstörung des Wracks. Zwei seiner Brüder geleiteten ihn; der Vater und die beiden Anderen konnten nicht abkommen. „Sagt nur der Göre,“ hatte Peter Klassens ihnen anbefohlen, „sie soll gleich mit dem Jungen hinüber, nach Haus und zum Doctor.“ — „So will ich,“ sprach Katharina, still, gefaßt und blaß. „Schafft mir einen Kahn!“ Der Bruder wurde hineingetragen, dann, trotz Geschrei und Zank, der Fremde.

„Ich hab' ihn gefunden,“ behauptete das Mädchen, „und was geht es Euch an, wenn ich ihn berge?“ Ihre Brüder wollten nicht. Da faßte sie selbst das Ruder, ein paar willige Burschen sprangen nach, und hinüber, von der Düne auf die Insel, schwankte mit seiner traurigen Last das Boot, Katharina zwischen den beiden todtwunden Männern sitzend.

Es folgte ein harter, banger Winter auf den Tag, an welchem die Einwohner von Helgoland einen so furchtbaren Gebrauch von ihrem alten Strandrechte gemacht hatten. In der bösen Jahreszeit ist die Insel überhaupt ein schlimmer Aufenthalt. Die fremden Zugvögel sind von dannen geflogen und haben die leeren Nester zurückgelassen; der Trichter am Strande, die Pavillons, das Conversationshaus, die Prachtwohnungen am Falm stehen öde, mit verrammelten Läden und verhangenen Fenstern. Kein Schiff fährt des Weges vorüber; die Gewässer von Helgoland sind im Sommer gefürchtet von allen Seemännern, der vielen verborgenen Klippen und Sandbänke wegen, geschweige denn im Winter, wo fast ununterbrochen ein dichter, grauer Nebelschleier um die Felsen und über der trostlosen Meereswüste hängt. Die Helgoländer sitzen unmuthig und faul in ihren Hütten, plagen ihre Weiber, trinken und fluchen, und nur wenn ein Rudel verirrter Robben oder ein Schwarm nordischer Vögel, Eidergänse und andere, sich zufällig einmal zu

ihnen verlieren, haben sie einen guten Tag, Fang und Jagd, wie sie's lieben. Die alten Bootsen unterrichten den jungen Nachwuchs, wahrlich nicht in sehr humaner Methode; es regnet Prügel und Stöße, und fängt's ein ungelehriger Zögling auf der gefährlichen Probefahrt gar zu links an, so wirft der Meister ihn kurz und gut über Bord und heißt ihn durch die sturmbelegten Wellen hinschwimmen, woher er gekommen.

Nirgends ging es stiller und trauriger zu, als unter Peter Klassens eingeschneitem Dache. Er erschien nur selten noch auf dem Falm bei seinen alten Genossen, seine Söhne und sein Mädchen nie mehr im rothen Wasser zu den festlichen Sonntagstänzen. Sein Haus war hart heimgesucht. Zwei Krankenbetten standen darin, das des Fremden und des Sohnes. Katharina hatte es gegen den ungastlichen und geizigen Sinn der Brüder durchgesetzt, daß Peter den Schiffbrüchigen bei sich aufnahm, beherbergte und pflegte. Sie räumte ihm das eigene Lager und flüchtete in einen dunklen, schmalen Winkel des Bodens. Da betete sie oftmals in stiller Nacht, wenn das Gewimmern des Schmerzes und das Gezänke der Noth um sie verstummt war, wenn der Wind die Schindeln und Sparren über ihrem einsamen Haupte schüttelte und das Meer in langen, feierlichen Wogen an die zitternde Schwelle pochte; sie betete zu Gott um Kraft für sich, um Milde für ihre Gesunden, um Genesung für ihre Kranken. Ihr Bruder Jürgen war schwer verlegt am Hinterkopf; ein fallender Balken hatte ihn getroffen, und es mußten täglich neue Splitter aus der bedenklichen Wunde herausgezogen werden. Der starke Mann lag be-

wußtlos, wenige Hoffnung gebend zum Aufkommen. Minder gefährlich war des Fremden Zustand. Der Armbruch würde für sich leicht, wenn auch langsam geheilt sein, allein die Schreckensnacht hatte auf die Natur des jungen Menschen eine so fürchterliche Gesamtwirkung hervorgebracht, sie dergestalt entkräftet und zerrüttet, daß der täglich ab- und zugehende Arzt auch ihn niemals ohne verzagendes Kopfschütteln verließ. Peter sah dumpf und resignirt drein in sein verstörtes Hauswesen; er ließ das Mädchen gewähren. Sie war die Einzige, welche den Muth und das Vertrauen nicht verlor. Ihre Sorge und Pflege theilte sie gewissenhaft zwischen den zwei Bedürftenden, und obendrein lag ihr auch noch die Wirthschaft ob für das Ganze, so klein es nun war. Der Arzt betrachtete mit stummer Bewunderung dies schwache Weib, fast noch ein Kind ihrem Alter nach. Sie trug und leistete Uebermenschliches. Daß ihre Kraft darunter zusammenbrach, daß das helle Strahlen ihrer Augenlein erlosch und der jungfräuliche Schimmer der Wange von heimlichen Thränen, von Nachtwachen und Tagesfrohdiensten gebleicht ward, wollte sie nicht gewahren und nicht eingestehen. Ihr frommer Sinn erkannte in der Schickung Gottes eine Buße, ihr auferlegt für die Sünden Anderer bei jenem Schiffbruch.

Der Fremde kehrte zuerst in das Bewußtsein und in ein schwach aufglimmendes Leben zurück. Das Fieber und die Krankheit in ihm waren bezwungen; der Rest, die Heilung des zerbrochenen Gliedes, konnte nun ruhiger von Statten gehen. Neugier und feindselige Mißgunst drängten sich gleich um das Lager des Geretteten, hätte

nicht Katharina wie ein Schutzengel über ihm gewacht und gewaltet. Standhaft ließ sie den Vater und die Brüder nicht an ihn herankommen. „Er ist mein Fund,“ war ihr letztes Wort, „und mir sollt Ihr ihn lassen!“ Wohl mußte der Leidende dessen inne werden, je klarer durch die Dämmerungen der Ohnmacht (und des Siechthums sein Auge, das leibliche und das geistige, wieder hindurchbrach. Katharina war der lichte Punkt, um welchen sich die schwachen und vereinzelt Strahlen seines Bewußtseins sammelten; ihrem Blicke begegnete der seine, voll Dankbarkeit, Rührung und Ergebenheit, ihre Gestalt schwebte ihm vor im Wachen und im Träumen. Er kannte sie nicht, wie sie ihn nicht kannte. Getrennt von aller Welt, auf der schwankenden Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, begegneten sich die beiden Seelen. Bald war das Geheimniß unter ihnen gelöst. Eines Abends, als Vater und Brüder aus waren, Niemand in der Hütte, als Katharina mit ihren zwei Pfléglingen, — die Hängelampe flimmerte schwach, und hinter dem Ofen tickte die kleine Wanduhr, — richtete sich der Fremde in seinen Kissen auf. Er hatte geschlafen, lange und erquickend. Leise zog er die blauweiße Gardine an den Ringen zurück: Sein Auge spähet in dem kleinen Zimmer umher. Drüben, seinem Schmerzenslager gegenüber, schlummerte der Leidensgefährte, unruhig und schwer; seine Athemzüge röchelten grauig durch die Stille. In der Mitte des Gemachs, auf einem alten Lehnstuhle, mit Meergras gepolstert, saß oder lehnte der Engel dieses Tempels, Katharina. Auch sie war, von Ermüdung bewältigt, in leisen Schlaf gesunken. Die fleißigen Hände

waren in den Schooß gefallen, die eine noch den Medicinlöffel festhaltend, in rührender Pflichttreue. Das Gesicht, weit zurückgebogen, wurde von der Lampe magisch verklärt. Die Haare, entfesselt und von ihrer eignen Schwere herabgezogen, flossen lang und weich den Rücken herab, die ganze schöne Gestalt züchtig einhüllend. Athemlos, die Finger der gesunden Hand fest auf das wogende Herz gedrückt, sog der Fremde dies wunderbar süße Bild in tiefen Zügen ein. Ein neues Leben rollte wie Feuer durch seine Adern, seine Stirn war frei, leicht sein Haupt, er fühlte sich genesen. Sachte, wie ein Schatten, glitt er aus seinem Bett heraus und schritt mit wankenden Füßen auf die Schläferin zu. Er kniete vor ihr nieder. Seines Thuns und Wollens nicht mehr mächtig, umschloß er die hingefunkene Gestalt sanft mit seiner Linken und drückte die heißen Lippen auf ihre Hand. Katharina erwachte. Sie schrie erschrocken auf, als sie den zu ihren Füßen knieenden Mann erblickte, und rasch erhob sie sich aus dem Sessel. „Um Gotteswillen, was beginnt Ihr?“ sprach sie mit gepreßter Stimme. — „Ich danke meinem Engel,“ entgegnete er leise und innig, seinen Mund fester auf die entzogene Hand des Mädchens heftend. Ach, diese Hand, nur an Dienstbarkeit und Gehorsam gewöhnt, war noch niemals geküßt worden, und als die erste Flamme der Huldigung und der Zärtlichkeit auf dem reinen, unberührten Altar der Jungfräulichkeit emporloderte, rieselten süße, heilige Schauer über das erwachende Herz. „Nein, nicht so,“ bat sie unter erstickten Thränen, „Ihr thut Euch wehe, ach! und mir auch!“ Sie richtete ihn auf, leitete ihn zurück auf sein Lager

und setzte sich schweigend vor ihm nieder. Eine lange Pause bebte durch das Gemach. Dann aber begann der Fremde von Neuem; er erzählte, anhaltend und zusammenhängend, so daß an seiner vollen Genesung kein Zweifel mehr übrig blieb, er sprach von sich, von seiner Heimath, von seinem Schicksal, er brach von Neuem aus in eine begeisterte Dankbarkeit für seine Retterin, in tausend Schwüre und Gelübde, und als, einige Stunden darauf, der Alte mit seinen Jungen heimkehrte, war der Fremde für Katharina kein Fremder mehr. Sie wußte von ihm, sie kannte ihn, und noch mehr, sie liebte ihn, was sie selbst wußte und nicht kannte. Sie hatte ihn wohl schon lange geliebt, vielleicht von dem Augenblicke an, als er bleich und blutig, ein erbarmenswerthes Bild, im Sande zu ihren Füßen lag. Und je mehr sie für ihn that, je mehr sie für ihn litt, desto mehr liebte sie ihn. Was liebt ein edles Herz inniger und zarter als das, dem es wohlthut?

James Young stammte aus New-York, eines reichen und angesehenen Kaufherrn einziger Sohn. In Geschäften seines Vaters hatte er die Reise nach Europa unternommen. Die Brigg *Fortuna* sollte ihn und einen Theil seiner beweglichen Habe nach Hamburg führen. An den Dünen von Helgoland litt sie grausamen Schiffbruch. James wird, wie alle seine Unglücksgefährten, während der zertrümmerte Kiel im Sande aufläuft, weit hinausgeschleudert in die See und in den Sturm. Ein rüstiger Schwimmer, kämpft er mit dem Muth der Verzweiflung, mit der Ausdauer der Todesangst gegen Wind und Welle, bis ihm an einem Felsenriff der rechte Arm

zerschmettert wird. Besinnungslos und ohnmächtig sinkt er unter, aber ein neuer Wasserichwall faßt den Körper und wirft ihn an das nahe Ufer, an die Dünen. Wie lange er gelegen, weiß er nicht. Die Kälte der Nacht und der brennende Schmerz in dem zerschellten Knochen bringen ihn zu sich. Er kriecht in dem tiefen Sande, instinctmäßig, von dem Gestade des Meeres fort, schleppt sich den Hügel hinan und fällt auf's Neue zusammen in dem scharfen, struppigen Niedgras. Dort fand ihn Katharina an jenem Morgen.

So weit des Schiffbrüchigen Geschichte. Wie die des Geretteten und Genesenen verlief, braucht das denn weitläufig entwickelt zu werden? Rasch war auf der Insel das Gerücht herum; der Fremde, den die Katharina Klassen geborgen hat, ist ein Amerikaner, ein New-Yorker, ein reicher Kaufmanns-Sohn. Es dauerte nicht lange, bis hinzugefügt wurde: Und er zieht sich mit der Göre umher. „Na,“ sagten die Dirnen „die hat ein Glück.“ — „Ja,“ meinten die Burschen, „wenn er sie nicht sitzen läßt.“ Solche Worte und ähnliche fielen auch, wenn Peter Klassen und seine Söhne in der Nähe waren, dann gerade am stärklichsten. Sie trugen nicht dazu bei, den Frieden in dem Hause herzustellen. Zumal grämten sich die Männer darüber, daß es mit Jürgen so langsam vorwärts ging; die Wunde wollte sich nicht schließen, der Kranke litt unsäglich, und, was das Schlimmste war, sein Verstand schien gar nicht wieder zu kommen. Er kannte Niemanden, er lallte mehr, als er sprach, und das Auge nahm einen Ausdruck von Stumpfheit und Starrsinn an, der den Arzt selbst entsetzte. Peter härmte sich

um seinen Erstgeborenen, seine Brüder schalten und tobten. „Das Mädchen verjäumt ihn,“ behaupteten die rohen Gesellen, „ihrem Burschen zu Liebe; der Amerikaner hat uns alles Unheil über die Schwelle gebracht, hätten wir ihn und seine verwünschte Fortuna nie gesehen.“ Katharina hatte nur Thränen gegen solche Vorwürfe und ihr Bewußtsein als stolzen Trost. Auch glitten die Anklagen, die Verdächtigungen, die Geißwähe der kleinen Welt an ihrem Innern ab, wie Wassertropfen an einem klaren, glatten Spiegel. Sie trug eine erste Liebe im Herzen. Was kümmerte sie das Uebrige, Aeußerliche, Fremde?

Der Winter zog vorüber. James war genesen. Sein Arm warf die schwarze Binde ab, und, wenn auch geschwächt noch, konnte er sich doch rühren und war stark genug, einen Brief nach New-York abzufassen, einen langen Brief, voll Bethuerungen und Bitten an Vater Young. Peter Klassen hätte nun wohl gerne gesehen, wenn der Fremde sein Haus geräumt. Allein Geld besaß er nicht, Papiere zu seiner Legitimation auch nicht, er hatte nur das nackte Leben aus dem Schiffbruch gerettet. Wollte er auch in eines der Gasthäuser auf Helgoland ziehen, oder nach Hamburg schreiben um rasche Hülfe, ja, so stand zu erwarten, daß man ihm erwiderte: Beweise erst die Wahrheit dessen, was Du sagst; da könnte leicht Jeder aus dem Wasser kommen und uns was auf den Hals lügen. Alles das fühlte der junge Mann sehr wohl; ihm war es eine kränkende und drückende Empfindung, einem alten Lootsenmann zur Last zu liegen, scheele Blicke und harte Worte hinnehmen zu müssen, und immer

nur mit Vertröstungen und Versicherungen zahlen zu können. Willig bot er sich zur Hülfe und zu Diensten an, als die gute Jahreszeit allmählich wieder heraufkam, aber sie lachten ihn aus, die Klaffen, wenn er mit dem schwachen Arm ein Ruder führen wollte, und seine Hand, die seine, weiße, zarte, nur an die Feder gewöhnt, erwies sich äußerst ungeschickt zu jeder harten Arbeit. Dem geliebten Mädchen im Hause zur Seite stehen, zur Hand gehen? Nein, sein Stolz sträubte sich dagegen. Ein Mann und Wasser tragen! Ein freier Amerikaner und Holz spalten! Ein reicher Kaufherr und Fische dörren! O Pfui! Katharina erglühte vor Zorn und Widerwillen, wenn er nur mit einer Silbe, mit der leisesten Anspielung nur, auf solche Gedanken und Anerbietungen kam. Sie arbeitete doppelt und dreifach, um nur den Geliebten frei und würdig zu erhalten. Zum Glück für sie und zur großen Erleichterung erhob sich der kranke Bruder auch nach und nach wieder, nicht geheilt freilich, geschweige denn genesen. Seine Sinne blieben fortwährend gefangen und umhüllt. Wie ein Gespenst schlich er in der Hütte umher, die Stirne weiß umwunden und umwickelt, die Hand auf einen Stab gestützt, vor der Zeit gealtert und gebückt. Die Nachbarskinder fürchteten sich vor „dem tollen Jürgen,“ seine Brüder selbst wichen aus. Er kannte keinen Menschen, Vater und Schwester nicht einmal. Nur gegen den Fremden, gleich als ob sich Alles wider ihn empörte, zeigte er einen entschiedenen Haß. James, der sich mit so vieler Bereitwilligkeit an seine Pflege drängte, der ihn hinausführen wollte an den milden und wohlthätigen Strahl der neuen Sonne, er

durfte nicht in des Kranken Nähe kommen, sonst fuhr dieser wild empor und gegen ihn an. Alles das traf zusammen, um das Loos des armen Verschlagenen zu verbittern. Hätte er Katharina nicht gehabt und ihre Liebe, er würde von dem Saathorn herunter, wo er oft saß, den Blick sehnsüchtig über das blaue Meer gerichtet, der fernem Heimath zu, in die Wellen gesprungen sein, dem Leid ein Ende zu machen. Aber die Liebe hielt ihn aufrecht und die Hoffnung, — ewige, schöne, starke Stützen jedes Gefallenen! Er zählte halb bang, halb freudig die Tage, bis sein Brief in New-York angekommen sein mußte, und bis des Vaters Antwort eintreffen konnte. Diese Tage wurden immer länger, wärmer, sommerlicher. Der Frühling schien mit goldenen Lichtern an die fahlen Felsenstirnen des Eilandes; schon zogen einzelne, eilige Gäste von fern herbei, und des Meeres Rand schimmerte von Segeln, von kommenden und gehenden. Wie in die Natur kehrte auch in das Menschenherz der Lenz zurück. James und Katharina feierten Stunden, in welchen sie die Erde vergaßen und sich im Himmel wähten. Diese Stunden schlugen ihnen, wenn der Vater und die Söhne hinaus waren auf den Fischfang, zur täglichen Arbeit am Strande, und wann Jürgen schlafend in der Sonne lag oder in seinem Bette. Dann schritten die Liebenden, Hand in Hand, aus der dumpfen Hütte hinweg, in das Oberland hinauf, wandelten um die rothe Kante der Insel und freueten sich über das schöne helle Meer, das unabsehbar vor ihnen sich ausdehnte, mit dem Himmel verschwimmend; — ein Bild ihrer Zukunft, dachten die Glücklichen. James war wieder ganz gesund

und stark geworden; das tägliche Seebad und die reine, prächtige Luft vollendeten, was die Liebe begonnen, seine Heilung. Sein Mädchen sah ihn trunken an, wenn er so schmuck und so heiter vor ihr stand, in der Tracht ihrer Brüder, der Burschen ihres Landes. Sie empfand ihn ganz ihr eigen, ihr hingegeben, und sich ganz sein; nichts könne zwischen sie treten, dachte sie, zwischen zwei ewig vereinte Herzen.

Armes Kind! Du selbst trugst in reiner Hand den Blitz herbei, der Euer junges Glück zerstören sollte, ein Blitz aus heiterem Maihimmel! „Der Brief, der Brief!“ so rief sie athemlos eines Morgens dem vom Bade heimkehrenden Freunde zu und hielt ihm die wichtigen Blätter hoch entgegen. Er erbleichte, wie in schwerer Ahnung. Stumm wog er die leichte Last auf zitternden Fingern, starr blickte er das Siegel an, das, blutroth und fest wie ein geschlossener Schicksalsmund, ihn anschauerte. Katharina sah verwundert auf. „Was ist das?“ rief sie aus. Aber schon war er hinweggeeilt, weit von ihr, auf die entlegenste Felsenspitze der Insel. Dort sank er nieder in das Gras. Er streckte die Arme betend gen Himmel, er weinte empor in die blaue, laue Luft, er lallte Katharina's Namen, und dann —

Das Siegel war erbrochen!

Mißtraue den Lippen, auf denen der Honig zu dick aufgetragen ist; ihr Kuß schmeckt wie Galle nach! Miß-

traue den Briefen, deren Eingang eitel Zärtlichkeit und Liebe spricht; ihr Schluß trifft um so härter! —

Mrister Young war ein Amerikaner und ein Kaufmann. Das sagt alles. Er pries sich unendlich glücklich, daß der verloren- und todtgeglaubte Sohn, seines Herzens Freude (— und seiner Firma Fortsetzung; stand hier zwischen den Zeilen —) wunderbar gerettet sei und erhalten. Den Segen des Himmels beschwor er hernieder auf die theuren Menschen, welchen er den Erstgeborenen verdanke. „Aber,“ fuhr er in einem neuen Abfaze fort, und hier wurde die Handschrift viel fester und geläufiger, „aber was Dein mir beschriebenes Verhältniß zu Katharina Klaffen auf Helgoland angeht, so bin ich der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß Du selbst, bei gesunder Stimmung und ordentlicher Besonnenheit, wirst erkannt haben, wie unhaltbar dasselbe ist, wie unmöglich dessen Fortsetzung. Es macht Deinem Herzen alle Ehre, daß es an Deine Lebensretterin sich so zärtlich und erkenntlich angeschlossen. Auch glaube ich gern alles Gute und Liebe, was Du, in sehr überspannter Ausdrucksweise, mir von ihr mittheilst. Du wirst gewiß schon bei Empfang Dieses fühler und vernünftiger gestimmt sein und der Erfahrung Deines Vaters Recht geben, welcher Dir mit Vergnügen einen jugendlichen Traum, eine kleine Herzens-Affaire nachsieht, obgleich er selbst an derlei Dinge niemals seine Zeit und Kraft vergeudet hat. Nein, mein theurer James, belohne die guten Leute, insonderheit das Mädchen, so reichlich, als es ihr Verdienst um Dich und unseres Hauses Name erheischt. Ich lege Dir zu dem Ende Creditbriefe, auf unbeschränkte Summen, an unseren

Correspondenten in Hamburg bei. Ziehe, so viel Du bedarfst und magst, alsdann aber säume nicht länger, zurückzukehren, wo Vater und Mutter Dich sehnsüchtigst erwarten, und wo auch das Geschäft Deine Anwesenheit dringend nothwendig macht. Gott segne Dich, mein Sohn. Dein treuer Vater, Henry Young.“

So der Ruß von Galle, so der Schluß voll Härte. Nein, am Rande verkroch sich noch, ganz unkaufmännisch, ein Postscriptum. Derlei Nachzügler sind allzeit gefährlicher, als die Hauptarmee selbst. In ganz kleinen, feinen Buchstaben stand da zu lesen: „Erinnere Dich, daß die Gewährung Deines übereilten Wunsches hinsichtlich ehelicher Verbindung mit Katharina Klassen auf Helgoland meinerseits schon deswegen eine Unmöglichkeit ist, als ich im Einverständniß mit Mistreß Young bereits über Deine Zukunft so gut wie verfügt habe. Du kennst ja die kleine Sophy O'Neal, Deine Spielkameradin, meines alten Freundes O'Neal in Philadelphia Tochter? Ein allerliebstes Mädchen, gebildet, viel Religion, viel Sitte. Das Haus (O'Neal und Flaherty) ist Dir hinlänglich reputirt. Die Parthie steht gleich, für beide Theile äußerst vortheilhaft. Außerdem kann unser Haus, besonders seit dem beträchtlichen Verlust gelegentlich Deines Schiffbruches, das Haus O'Neal und Flaherty nicht mehr entbehren. Du verstehst mich, mein guter Sohn. Wie sagt die Schrift: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Betrachte Dich also von dem Augenblicke an, da Du dies liest, als „disengaged there, and as engaged here.“

Dies die letzten Worte des väterlichen Briefes,

welchem ein noch längerer, von der Mutter, einlag, das nämliche Thema, nur in gefühlvollster Molltonart behandelnd. Lange saß, lange las James, ohne zu lesen, ohne zu wissen, was er gelesen, wo er geseffen. Die Sonne brannte senkrecht auf seinen Scheitel, er fühlte es nicht. Die Schatten fielen länger und länger, er gewahrte es nicht. Der Mond ging im Westen auf, groß und lächelnd, und seine Strahlen bauten eine Silberbrücke über das unendliche Meer in den unendlichen Himmel. James saß noch immer auf der Klippe. Plötzlich berührt eine Hand seine Schulter. Er fährt empor. Katharina steht vor ihm. „Mein Freund,“ sagt sie sanft, „was hast Du, wo bleibst Du?“ Keine Antwort. — „James,“ fährt sie fort, „kennst Du Deine Katharina nicht mehr?“ Da fällt er laut schluchzend in ihre Arme und preßt sie heftig an das Herz, welches brechen wollte. Ein Stern schoß im Westen herab von seiner Höhe. Es war der Stern ihrer Liebe und ihres Glückes, der in den Wellen erlosch.

Selbender schritten die beiden Menschen das Gestade entlang. Er erzählte Katharinen alles, alles, alles. Nicht einen Tropfen Wermuth aus dem Kelch, den er geleert, erließ er ihr, sie mußte ihn auskosten, wie er. Des Mannes Liebe ist egoistisch. Katharina hörte ihn schweigend an. Endlich begann sie: „Du bist frei; handle wie Du willst.“ Nicht eine Silbe weiter. Rasch entriß sie sich seiner Hand und eilte von dannen.

James war kein böser Mensch, beileibe nicht; auch weder undankbar noch gefühllos; nur schwach war er, über die Maßen schwach. Es gibt keine gefährlichere

Liebe, als die eines schwachen Mannes. Was das Weib stärkt, schwächt den Mann. Unfähig, im Drang und Kampf des ersten Augenblickes einen Entschluß zu fassen, schob er seine ganze Zukunft resignirend von sich weg, und warf sich, um jeder Kraftanstrengung und jedes Schmerzes nur einstweilen überhoben zu sein, in die Gegenwart hin. Er versuchte, den Brief zu vergessen, zu ignoriren, er hat die Geliebte, den Thrigen nichts von dessen Ankunft zu sagen, er lebte fort, wie immer. Katharina begriff ihn zuerst nicht, dann sah sie mit dem klaren, scharfen Blick des Weibes nur zu tief in den seichten Grund dieser unmännlichen Seele. Sie schloß die Augen, um sich nicht ihrer Liebe schämen zu müssen.

Mittlerweile sommerte es auf Helgoland. Die Gäste strömten von allen Weltgegenden herbei, Strand und Düne belebten sich. Die Gasthäuser wurden voll, auf den Klippen plapperte es in allen Zungen durcheinander, englisch, französisch, deutsch. James gerieth durch Zufälligkeiten in die Gesellschaft und in die Saison hinein; die Insel ist so klein, daß der Einzelne nicht einzeln bleiben kann, wenn er auch möchte. Er war seltener bei Katharina. Seit langer Zeit dem Reize einer sogenannten guten Unterhaltung und dem Verkehr mit der Welt in französischem Sinne entfremdet, fand er Gefallen daran, wie an etwas Neuem. Heimlich tauchten wohl auch stille Vergleichen in ihm auf zwischen dieser oder jener Miß und zwischen Katharina, zwischen der hübschen Banquierstochter aus Hamburg, die so viele geschmackvolle Negligées auf der Promenade trug, und zwischen

dem armen Bootsfenkinde, welches nur zwei Röcke besaß, beide roth obendrein. James ward einsilbiger und kürzer, wie es Katharina schon lange geworden. Sein Schicksal und seine Persönlichkeit machten Aufsehen in der Gesellschaft, die sich aufmerksam und zuvorkommend an ihn schloß; man bot ihm Mittel an, Hülfe in Rath und That. Er acceptirte. Er ließ sich auf seinen Brief hin Geld von Hamburg senden, er beschenkte Klassen, Katharina, ihre Brüder, er kleidete sich um, — „seinem Stande gemäß,“ — ach! — und immer fremder, immer ferner trat er dem Mädchen gegenüber. Sie that nichts, sich zu nähern, nichts, ihn zurückzuziehen, sie that gar nichts. Sie litt nur, — unendlich! — Wohl gab es Stunden, wo James auf einmal wieder verändert erschien, wo er an Katharina's Brust flüchtete und mit heiligen Eiden gelobte, seinem Vater die Einwilligung zu ihrem Bündniß abzurufen, oder sich von ihm und von der Heimath entschieden loszusagen. „Ich will hier bleiben,“ rief er begeistert aus, „bei Dir ist meine Stelle, mein Vaterland, mein Himmel. Wir wollen eine Hütte bauen, oben am Falm. Ich werde Schiffer werden, Fischer, Bootse, ein Mann wie Dein Vater, wie Deine Brüder!“ Katharina lächelte schmerzlich. Sie wußte, wie rasch und wie spurlos solche Entschlüsse, die keine waren, sondern nur träumerische Seifenblasen und Dunstwolken, vorüberglitten. Ihr Leben, fühlte sie, war vernichtet.

„Juni, Juli, August; mir ist nichts mehr bewußt.“ So heißt ein alter höhnischer Kalender-Reim, oder ganz:

Januar, Februar, März —
Du bist mein liebes Herz.
April und Mai —
Ich bin Dir tren.
Juni, Juli, August —
Mir ist nichts mehr bewußt.
September, October, November, December —
Gottlob, daß ich mich nicht verplempert!

Ende August also war es. Da trat eines Tages Peter Klassen zornig und bleich vor seine Tochter hin: „Weißt Du es denn schon?“ fragte er sie. — „Was, Vater?“ — „Daß er fort will??“ — „Wer?!“ — „Nun, wer anders, als Dein Amerikaner?“ — „Um Gottes willen, Vater, was spricht Ihr da?“ — „Was wahr ist, nichts drunter, nichts drüber.“ — Die Brüder polterten zur Thüre herein, dieselbe Neuigkeit auf den Lippen. „Er hat sich,“ meldeten sie, „heimlich wollen übersetzen lassen, verwichene Nacht, an das Hamburger Dampfschiff. Dem Klaas Docken bot er zwanzig Mark, dem Hans Keeling gar fünfzig. So ein Schuft!“ — „Bei Nacht und Nebel!“ — „Wie die Katze vom Taubenhause!“ — „Ich schlag' ihm das Hirn ein,“ tobte der Jüngste und griff nach dem breiten Studer, das an der Wand hing. Jürgen, der Kranke, saß im Lehnstuhl und grinste in den Lärm hinein. Mitten in diese Scene fiel, der sie veranlaßt, James Young. Katharina bebte ihm entgegen: „Sage Du selbst, von Dir will ich es hören; Du hast fliehen wollen? Du von mir? und heimlich?“ Er stand wie vom Blitze getroffen; alles Blut wich aus der geisterbleichen Wange, seine Knie schlotterten. Vergeblich müheten sich die blassen Lippen,

eine Phrase der Entschuldigung zu stammeln. Eine tiefe Stille schauerte durch die Hütte. Peter Klassen unterbrach sie zuerst: „Ihr habt,“ sagte er kalt und fest, „die Göre in der Leute Mäuler gebracht, nun bringt sie auch wieder heraus. Entweder Ihr heirathet sie morgen am Tage und verlaßt sammt ihr übermorgen diese Schwelle. Oder — Ihr kennt mich und diese vier Burjchen hier. Auf Helgoland ist das keine Mode, mit den Töchtern schäkern und die Väter betrügen. Werdet nun fertig mit einander!“ Er winkte den Söhnen und ging mit ihnen, James und Katharina zurücklassend.

Statt die schmerzlich peinlichen Auftritte zwischen ihnen, das Geheimniß zweier unglücklichen Herzen zu belauschen und darzustellen, sei hier vielmehr zur Erklärung eingeschaltet, daß die Insel Helgoland solcher Geschichten schon manche gesehen hat. Es wohnt ein steinreicher Engländer dort, dem es ebenso erging, wie dem Amerikaner; insgleichen ein deutscher Baron. Sie haben sich in ihr Schicksal und in ihre Weiber gefunden, und vielleicht sind sie dabei glücklicher geworden, trotz dem rothen Felsen und dem rothen Rocco, als wenn sie in London eine fashionable Lady oder in Flachsenfingen eine deutsche Kleinstädterin heimgeführt hätten. Novellen dichtet die Liebe in Helgoland nicht, sondern nur Romane mit einem respectablen Schluß. Don Juan wäre auf dem kleinen Gilande schlecht weggekommen, oder besser gesagt: gar nicht. Eine rührende Einigkeit umschlingt, namentlich dem Fremdling gegenüber, alle Kinder dieses zauberhaften Inselreiches. Entrinnen kann ihnen Niemand, so wenig ein Schuldner als ein Anbeter. Die Schiffe vermögen nicht

zu landen wegen des flachen, versandeten Strandcs, und so bleibt die einzige Verbindung mit der Außenwelt nur möglich durch die Boote der Helgoländer selbst. Diese nehmen aber keine Seele auf, von der sie nicht wissen, daß sie frei und schuldlos von dannen zieht. Waren also auch die jungen Booten und Schiffsmänner gewaltig aufgebracht gegen ihr schönes Rädchen, die ihnen den Amerikaner schönede und spröde vorzog, so ließ sich doch kein Ruder und kein Arm seiner Flucht, selbst um den ungewöhnlichsten Lohn nicht, sobald diese Flucht Eine der Ihrigen mit Schmerz und mit Schmach bedrohetc. Wie alles unter den paar hundert Menschen, zusammengedrängt auf den keine Viertelmeile breiten Raum, gleich bekannt und besprochen ist, so verbreitete sich auch die Kunde von des Amerikaners schlechten Absichten im Nu. Nicht ohne Schadenfreude wurde sie dem alten Peter noch warm in das Haus gebracht. Er schloß die Falle zu; die Maus war gefangen.

Mit der Nothwendigkeit kam dem jungen Mann auch der Muth und die Entschlossenheit zurück. Andere mußten nur für ihn handeln, sein schwaches Herz in fremden sich wieder- und zurechtfinden. Er versöhnte das tief und tödtlich verletztc Gemüth seines Mädchens durch tausend Schwüre, er zeigte eine so entzückte Bereitwilligkeit, dem Vater zu gehorchen, daß sie trotz ihrem stolzen Widerstreben und Sträuben sich beschwichtigen ließ. Was

glaubte die Siebe nicht, was hoffte sie nicht? Außerdem, Peter Klassen erlaubte ihr nicht viele Bedenken und zarte Rücksichten; die Romantik der Gefühle war ihm fremd, wie ein Blumenfrühling dem starren Felsen seiner Insel. Er räsonnirte kurz und gut: „Er muß Dich heirathen, oder er stirbt von meinen Händen. In beiden Fällen siehe zu, wie Du fertig wirst, ob mit ihm, oder ohne ihn. Du hast gewollt, als ich Dir verbot; wolle nun auch, wo ich befehle. Ich weiß, was meine Ehre heißt, und was Deine. Ich sag' es, Peter Klassen.“ Dagegen war kein Ankommen. Am folgenden Morgen wurden James Young und Katharina Klassen in dem Kirchlein auf Helgoland getraut, und am Abende darauf waren sie schon in Hamburg gelandet.

Von ihrer Ueberfahrt nach New-York, von dem Empfange in Mister Youngs Hause, welche Augen Mistreß Young machte, der unerwarteten Schwiegertochter gegenüber, und wie Mister Young schalt, drohete, fluchte, immer im Andenken an das Haus O'Real und Flaherty: von allen diesen schönen und natürlichen Dingen nicht ein Wort. Der Zorn der Eltern erreichte seinen Zenith, als im Laufe der Zeit der Sohn ihnen berichtete, wie es mit dem Schiffbruche der *Fortuna* sich eigentlich ereignet habe; sie haßten in der Fremden nun nicht bloß die Zerstörerin eines vortheilhaften Familien-Arrangements, sondern auch eine Räuberin an ihrem Gut und Vermögen. Gehörte sie denn nicht zu den Barbaren, welche das Strandrecht in so unchristliche Anwendung brachten? Daß sie James gerettet, geschützt, geheilt, feinetwegen mit dem Vater und mit den Brüdern sich tödtlich entzweit,

mit ihm und für ihn die Heimath verlassen hatte, — daß sie ihn liebte — — Arme Katharina! Es ward vergessen. Nein, es galt hier nicht einmal etwas. Warst Du denn nicht in Amerika? Nicht bei Mister Young, der reichsten Handelsherrn Einem im reichen New-York?!

Gewohnheit überwindet alles. So sagt man wohl. Was bei diesem Ueberwinden aber erst in uns überwunden werden muß, bedenkt man das auch? Mister und Mistreß Young gewöhnten sich an die Schwiegertochter wie an eine Nothwendigkeit. Katharina gewöhnte sich an die neuen Eltern, an die neue Heimath, an die neue Welt, wie an eine Unmöglichkeit, das heißt, sie gewöhnte sich gar nicht, so wenig an die seidnen Gewänder, die sie statt des rothen Rockes von Helgoland anlegen mußte, als an das große, steinerne, kalte Haus, worin sie von ihrem Dachkämmerlein träumte, von dem Boden voll getrockneter Fische, von dem Plätzlein am Strande, wo sie Wäsche aufhing. James war der Glücklichste, weil er, als der Schwächste, sich am leichtesten gewöhnte. Der Glücklichste sein, ist nicht einerlei mit glücklich sein. Viel fehlte daran. Auch an ihm nagte etwas, wie geheime Reue, wie frühe Sättigung, wie krankhafter Lebensüberdruß. Seine Natur erlag solchen stäten Angriffen, er siechte viel, so jung er war. Der einzige Trost und die einzige Freude dem ganzen Hause, wuchs ein Töchterlein dem jungen Ehepaar empor, Fanny geheißen, ein liebes, engelichönes Kind. Da es drei Jahre zählte, vermochte die Mutter nicht länger den Bitten des erweichten Vaters drüben und ihrem eigenen, heftig mahnenden Heimweh zu widerstehen: sie mußte nach Helgoland hinüber, ihr

Kind zeigen, wo möglich (so sprach es tief und leise in ihrer wunden Brust), wo möglich sterben in dem engen Gemach, wo er sterbend gelegen. Zagfam und zweifelnd vertraute sie erst dem Gemahl, dann den Eltern ihren Wunsch; aber sie wunderte sich nicht wenig, sie grämte sich beinahe, als er so leicht gewährt wurde. Man rüstete sie reichlich zur Reise aus, gab ihr eine Magd zum Schutze mit und hieß sie in Gottes Namen ziehen. James geleitete sie an Bord des Dampfschiffes, das sie nach Europa führen sollte; als sie ihm zum Abschiede noch einmal nachwinken wollte, war er verschwunden, und sie flog weinend dahin, ihr lächelndes Kind auf dem Schooße.

Ihre Fahrt war glücklich, glücklicher noch ihr Weilen. Vier Wochen freilich nur hatte ihr der Gatte erlaubt, doch sie genügten, sie mit dem alternden Vater auszuföhnen, das Grab des erlösten Bruders Jürgen aufzusuchen, jede Stätte fromm zu grüßen, wo sie ein Kind gewesen war, ehe sie ihn kannte, den immer und ewig, treu und warm Geliebten. Ihr Herz ging ihr auf, als sie den rothen Rock und den schwarzen Holskaldooch, in sicherer Truhe geborgen, wieder auspacken konnte, wieder anlegen, wieder am engen Familienherde stehen und auf der großen Treppe und auf den weißen Dünen. Wie eine weiche Mutterbrust nahm der starre Felsen die heimgekehrte Tochter auf, wie Muttersegen umwehete sie der erquickende Hauch der See. Die geknickte Blume ihres schönen Hauptes richtete sich neu empor, und in ihrer Seele schlossen sich sanft und wohlthätig alle Wunden, alte und neue.

Als, nur zu rasch für das arme Mädchen von

Helgoland, die ihrem Besuch vergönnte Frist verstrichen war, da schied sie mit der Ueberzeugung, den Vater und das Vaterland zum letzten Male begrüßt zu haben. Mit diesem schweren Schmerz im Busen ging sie der Fremde, welche ihr keine Heimath werden wollte, und der Zukunft, die keinen Ersatz für die Vergangenheit verhieß, gefaßt und still entgegen. „Ich wandle die Wege meiner Pflicht,“ das waren ihre letzten Worte, da wir, sie und ich, am Baumhause zu Hamburg uns trennten, „und da ist Gott überall und alle Zeit mit mir! Sei er es auch mit Ihnen, mein Freund!“ Ich küßte ihre Hand mit Ehrfurcht und ihres Kindes Locken mit zärtlicher Kühlung. Ein Gruß noch, ein Wink, ein Blick, — und sie war verschwunden.

Zwei Jahre zogen vorüber; ein kurzer Hauch nur der Ewigkeit, und doch, wie kann er den Menschen umherwirbeln, ein welches Blatt im Herbstwinde! Auch mich Unstäten hatten sie gefaßt und von Scholle zu Scholle geworfen, über Berg und Thal, über Ströme und Meer, diese zwei kurzen Jahre. Ich rastete und überwinterte in Paris. Eines Abends schritt ich, aus der großen Oper heimkommend, die Boulevards entlang. Ich hatte „Giselle“ gesehen, das poetischste aller poetischen Ballets. Mein Herz war voll, nicht von der fremden Tänzerin sowohl, als von dem, was sie gesprungen. Die Decoration des ersten Actes trug mit täuschender Treue an die Ufer des Rheines, des geliebten deutschen Flusses; Winzer und Winzerinnen führten den ländlichen Reigen auf, Pistolenschüsse knallten, grüne Römer blinkten; — o Gott, mir war eine selige Sekunde lang, als stünde ich

auf Johannisberg, vor Rudesheim, in Bingen zur Zeit des schönsten Festes, das der schönste aller Erdenstriche, der Rheingau, feiert. Die Bezauberung endete mit dem letzten Geigenstrich. Der Vorhang fiel, ich schlich aus dem Hause voll Pracht und Schimmer hinaus in die frostige, naßkalte Novembernacht. Trotz der späten Stunde webte und lebte es noch auf der langen Reihe der Boulevards; Wagen rasselten, die Laternen glimmten in unabsehbarer Perspective wie rothe Feuerfunken durch die Nebel, Fußgänger aller Art strichen plaudernd und lachend, seufzend und bettelnd, auf den breiten Asphalt-Trottoirs vorüber, Karren mit Orangen, Tragöfen mit Kastanien, Blechkannen voll Limonade wurden ausgeläutet und ausgeföhren. Meine Seele war nicht bei diesem Lärm, nicht unter den tageshellen Gaslichtern der Kaffeehäuser und Restaurationen, nicht unter den nachtdunkeln und herbstlichkahlen Nestern der Bäume, sie war daheim, daheim, in einem verlorenen Paradiese, bei geliebten Todten.

Wo es abgeht vom Boulevard Mont-Martre in die Straße desselben Namens, blieb ich rastend eine Minute stehen. Ich wartete auf den Omnibus, der mich nach Hause bringen sollte, eine tüchtige Stunde Weges, jenseits der Seine, für sechs ganze Sous. Eine Frau ging, an der Hand ein Kind führend, an der Ecke bei mir vorüber. Sie sprach deutsch. Allein nicht das war es, was meine Aufmerksamkeit erregte; der Ton der Muttersprache traf mich so häufig in der fremden Stadt, daß er kaum noch überraschte. Nein, die Stimme klang mir bekannt an. Laufschend folgte ich einige Schritte. Das Weib ließ

ihr Kind Verse auffagen, deutsche Verse. Die jungen Lippen flüfterten bang und stockend:

„Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege“

Hier unterbrach sich das Mägdlein. „Mutter,“ sagte sie, „der Vater ist ja todt, sprichst Du?“ — „Mein Kind, dieser Vater stirbt nie. Sage nur weiter auf.“ —

„Deß, der den Erdkreis lenkt“ —

„Nein, Mutter, mich hungert so, und es friert mich, da hab' ich's vergessen.“ — Die Frau zuckte zusammen; dumpf und mehr in sich hinein als zu der Kleinen, schloß sie die fromme Strophe unseres vielgeliebten Paul Gerhard:

„Er, der den Völk' und Winden
Vorzeichnet ihre Bahn,
Er wird auch Wege finden,
Die Dein Fuß wandeln kann.“

Aber des Kindes Fuß strauchelte in demselben Augenblick. Ein Vorübereilender hatte es unsanft berührt, es glitt auf dem schlüpfrigen Steine aus und fiel. Der Franzose kehrte sich höflich um; er und ich, wir bückten uns zu derselben Zeit, das weinende Mädchen aufzuheben. Die Mutter dankte, ich sah ihr näher in die Augen, mein Gedächtniß ging mir auf, — es war die Helgoländerin, Katharina Young, Katharina Klassen war es. Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens entfuhr mir, dann ihr Name. Sie stuzte. Ein Wort von mir, eine Erinnerung, und wir hatten uns wiedererkannt, wiedergefunden. Ich

that, als bemerkte ich die Veränderung ihrer Züge so wenig als die ihrer Erscheinung; aber es schnitt mir wie tausend Messer in das Herz, wenn ich das dünne Fähnlein heimlich ansah, womit sie sich gepuht hatte, und dabei an Fanny's Worte dachte: „Mutter, mich hungert so, und es friert mich.“

Was mußte hier vorgegangen sehn?

Einfach Folgendes, was sie mir nicht lange verschwieg: Katharina war Wittwe, James schon vor einem Jahre gestorben. Sie hatte es nach seinem Tode nicht mehr im Hause Youngs ausgehalten. Die Schwiegereltern, welche nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie den Verlust ihres Einzigen ihr, dem Kummer um die Verbindung mit ihr und den Nachwehen des Schiffbruches zuschrieben, legten ihrer Absicht, New-York zu verlassen und auf Helgoland zurückzukehren, gar wenig in den Weg. Katharina wußte von ihren Rechten nichts; sie kannte nur Pflichten. So geschah es, daß sie, ganz allein stehend, ohne Rath und ohne Hülfe in der ganz fremden Welt, von New-York abzog, ohne ihr Verhältniß zu Mister Young förmlich geordnet zu haben. Sie nahm mit, was an beweglicher Habe ihr eigen war, und außerdem einen Wechsel auf sechstausend Franken, auf ein Pariser Haus gestellt. „Die gleiche Summa,“ versicherte Mister Young sehr edelmüthig, „werden Sie alle Semester bei unserem Correspondenten in Hamburg auf uns entnehmen, laut oder ohne Bericht. Wir wollen nicht, daß es unserer Enkelin in irgend etwas mangle. Erziehen Sie sie in der Furcht Gottes, in Zucht und in Ehren. Wenn Fanny ihr vierzehntes Jahr wird zurückgelegt haben, will ich,

daß sie zu uns zurückkehre.“ — „Natürlich mit Ihnen,“ fügte Mistreß Young hinzu. Katharina neigte gehorsam das Haupt und schied. Sie landete in Havre. Von da begab sie sich nach Paris, ihren Wechsel zu realisiren. Sie meldet sich in dem großen Comptoir, man weist sie von einem Gitterfenster an das andere, von einem Pult an das andere, bis ihr zuletzt ein grimmiger Mensch, hinter Büchern und Geldrollen hervor, zuschnauzt, nachdem er das kleine Blatt lange durch seine Brille angestarrt: „Kann nicht gezahlt werden, fehlt ja die Signatur.“ Katharina weiß nicht, was das heißt: sie fragt und forscht ängstlich, da wirft der Grimmige das Gitter vor seinem Käfige zu, murrst etwas von escroquerie zwischen den Zähnen und entfernt sich, einen blanken Haufen Fünffrankenstücke mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durch die krummen Finger der Rechten rollen lassend.

Hatte Mister Young sich einen großen Geschäftsfehler zu Schulden kommen lassen, er, der große Geschäftsmann, oder nur einen kleinen Betrug an seines Sohnes Weib und Kind? Katharina glaubte jenes, ich — nun, ich glaube schon seit geraumer Zeit gar nichts mehr. Wahrheit und traurige Wahrheit blieb es, daß sie in Paris saß, in der Stadt von einer Million Menschen, ohne einen Einzigen von dieser Million zu kennen, entblößt von allen Mitteln der Existenz, krank am Leibe, kränker noch am Herzen. Sie erholt sich Rath's bei ihrer Wirthin, einer erfahrenen, gutmüthigen Frau. Die weist sie an den amerikanischen Consul, weil sie doch aus New-York eigentlich stamme, der weist sie an den englischen Consul,

weil sie nicht aus New-York, sondern doch aus Helgoland eigentlich stamme, und der englische Consul weist sie erst ab, und dann zum Teufel. Katharina weinte und schloß ihr Kind an's Herz, dem sie Paul Gerhard's Lied auf der langen Seefahrt beigebracht hatte. Sie schrieb an Mister Young in New-York und an Peter Klassen in Helgoland. Aber New-York ist sehr weit von Paris, und es kam keine Antwort von da. Von Helgoland dagegen kam binnen wenig Tagen ihr eigener Brief zurück, auf dessen Rückseite ein Wort stand: todt. Katharina stürzte mit dem Brief hinaus. Der Pont-Neuf war nahe; sie stand an der steinernen Balustrade der Riesenbrücke, zu Füßen des guten Königs Heinrich, ihr Auge starrte gierig in die graugelbe Tiefe, ihr Fuß zuckte, da faßte sie eine kleine Hand am Rande, und Fanny, welche der Mutter nachgelaufen war, lachte, durch Thränen lächelnd, mit kindlicher Angst und Liebe zu ihr empor blickend: „Mutter, befehl Du Deine Wege und alles, was Dich kränkt, der treuen Vaterpflege dess', der den Erdkreis lenkt!“ Das Kind verstand nicht, was es sagte; aber die Mutter verstand es.

„Halten Sie ein,“ rief ich aus. „Sein Sie ruhig, arme, liebe Freundin; Sie sind gerettet.“

Nah dem Boulevard der Italiener liegt das Café Lepelletier, ein beliebtes und sehr bequemes Haus, so recht im Mittelpunkte des eigentlichen Paris gelegen, wie gemacht für Rendezvous, Dominopartien und Verdauungsstündlein. Im Hofe vor der Thüre winkt eine Bronze-Statue der Göttin Flora, welche im Sommer Blumen

auf dem Kopf trägt und im Winter ein Gaslicht. Dort, unter Flora's Schutze, im Erdgeschos, in kleinen, lauschigen Zimmern, auf rothen Divans versammeln sich Abends nach Tische, oder auch nach dem Schauspiel, deutsche Landsleute in guter Anzahl, Gäste am fremden Herd, die aber noch Alle, Alle an der Heimath hängen mit reuiger Liebe und sehnsuchtsvoller Hoffnung. Da wird deutsch gesprochen, deutsch gelacht, deutsch geraucht, oft auch deutsch geträumt und zuweilen deutsch getrunken und deutsch gesungen. Franzosen verlieren sich nicht viele hieher, durchaus nicht aus Abneigung gegen das deutsche Häuflein, nein, nur in einer stillschweigenden Concession. Wohin Du blickst, nur blonde Haare, blaue Augen, altgermanische Rothbärte, wohin Du hörst, deutsche Worte in Scherz und Ernst, wohin Du fühlst, deutsche Herzen, die dem Deinen freundlich entgegen schlagen. In das Café Lepelletier führte ich die Helgoländerin, sie einstweilen der Obhut der Dame vom Hause übergebend. Ich trat in das Gastzimmer. „Guten Abend,“ scholl es aus dem Rauche auf mich zu, und von einer anderen Seite: „Gi, du kommst spät heute!“ — „Ich komme auch nicht allein,“ entgegnete ich, „ich bringe eine Landsmännin mit.“ — „Wo denn, wen denn?“ — „Ist sie hübsch?“ — „Ist sie jung?“ — „Sie ist unglücklich, Freunde!“ — Dieses Wort verfehlt seinen Weg an diese Gemüther nie. Ich erzählte kurz, hart, mit fliegendem Athem, mit gerötheter Stirn. Schweigend hörten mich Alle an. Als ich geschlossen, sprangen Einige auf, meinen Schützling zu holen und der Älteste unseres kleinen Kreises sprach ernst

und laut: „Du hast Recht, der Frau muß geholfen werden.“

Im Triumph führten wir die dankbar und innig Weinende nach ihrer bescheidenen Zufluchtsstätte; ich trug Fanny, meine alte Freundin vom Dampfschiff, her, die mich nicht erkannte und doch lieb hatte, die kleinen Aermlein fest um meinen Hals klammernd. Es ward noch in dieser Nacht für das Nächste und Nothwendigste gesorgt, und acht Tage darauf befand sie sich schon auf dem Wege nach Havre de Grace, von wo ein Dampfschiff in kurzer Zeit sie nach Hamburg und auf ihr heimisches Inseland führte. Dorthin verlangte sie, nach dem Grabe des Vaters, an dessen Seite sie auch das ihre bald zu finden hoffte. Guter Gott, viel konnten wir nicht für sie thun, viel ihr nicht geben; wir waren Alle insgesammt selber arm, vom Tage in den Tag lebend, von unserer Hände oder unserer Köpfe Arbeit! Aber wir schafften sie, wohin sie wollte, und sie schrieb mir gleich nach ihrer Ankunft, so dankbar und so treu, daß sie nun geborgen sei, im Hafen gelandet, den sie nicht wieder verlassen werde, daß ihre Brüder sie freundlich angenommen haben, und der Gouverneur ihr Recht vertreten wolle dem Mister Young gegenüber. Unten an dem Briefe stand, in langen, unregelmäßigen Zügen, von des Kindes Hand in der der Mutter gemalt: „Fanny grüßt ihren liebsten Bruder!“

Das ist das Letzte, was ich von dem Mädchen von Helgoland weiß und besitze. Tag und Nacht sind seitdem oft wieder an mir vorbeigegangen, Städte, Länder

und Menschen mit ihnen, sie nicht. Lebt sie noch? Blieb sie auf dem rothen Felsen sitzen?kehrte sie nach Amerika zurück? Fand sie, was sie am sehulichsten suchte? Nun, dann mögen diese Blätter mit dem Herbstlaub über ihr Grab lauschen, und Friede ihrem Andenken!

